Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe.

Eilfter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1857.

Die Rose von Disentis.

Eine Erzählung.

Vorwort.

Es wäre wohl eigentlich jedes Vorwort zu nachfolgender Kleinigkeit überflüssig, wenn ich nicht eine Art Gewissenszwang fühlte, das öffentliche Erscheinen der Kleinigkeit zu entschuldigen. Sie lag schon seit vielen Jahren angefangen, aber unvollendet in einem Pult, wie manche andere Abhandlung, Novelle und Dichtung, die ich einst mit Vorliebe begann, und dann wieder im Ueberdruß wegwarf. Ich war von jeher mit den neun Musen im Umgang etwas flatterhaft; der Fehler gehörte zu meinen Lieblingssünden. Zur Strafe dafür, oder vielleicht auch, weil mein Haar grauer geworden, haben mich die pierischen Mädchen verlassen, was man keinem Frauenzimmer in solchem Fall verargen kann.

Nun einsam und müßig, blieb mir nichts Besseres zu thun, als die Bruchstücke der alten Arbeiten zum Zeitvertreib zu mustern; mich daran, wenn's möglich wäre, mit Auffrischung gewisser schöner Erinnerungen zu ergötzen, und dann, wie der Pfarrer in Don Quixote's Bibliothek, damit ein Auto da fé zu halten.

Doch riefen einige liebe Leute, ich solle Barmherzigkeit haben, mit dieser Rose von Disentis, wie mit einigen andern Kleinigkeiten der Art. Auch Frauenzimmer waren's; und, man weiß wohl, denen ist's schwer etwas zu versagen. Sie meinten sogar, es könne auch Andern noch eine frohe Stunde, und vielleicht selbst einige Belehrung gewähren.

Also fügt' ich mich; blies den Staub von meinen Torso's und Antiken; und überlasse sie Jedem, der sie will. Einsweilen sei es an dieser Rose, und auch wohl noch an einer gewissen kleinen Pandora genug. Ich werde durchaus nicht nachschauen, ob sie, im wilden Strom unsrer Tagesliteratur, oben aufschwimmen, oder untersinken.

1.

Einleitung.

Wer ein Leben voll reicher Ereignisse kennt, findet darin zuweilen Vorfälle, die romanhafter sind, als unsere Alltagsromane. Man kann die, von denen ich hier erzählen will, auch dazu rechnen. Ich will mir nicht die Mühe geben, den Leser oder Hörer dieser Geschichte von der Wahrheit derselben zu überreden. Mag Jeder davon halten was er will. Man traut heutiges Tages bekanntlich Niemandem weniger, als sogenannten Novellendichtern und Diplomaten; beide mögen für ihre Aufrichtigkeit schwören, wie sie wollen.

Die hier besprochenen Begebnisse fallen in die Zeiten der französischen Umwälzungskriege, und stehen mit einem Vorgang derselben in Berührung, dessen die meisten Geschichtschreiber kaum erwähnen, oder doch nur, als einer Beiläufigkeit, gedenken, obgleich diese Beiläufigkeit viele Hundert Menschen in Elend, Wunden und Tod stürzte.

Der Schauplatz des Trauerspiels sind wenig bekannte, selten besuchte Felsenthäler, von denen unsere Geographen und Reisebeschreiber kaum etwas zu sagen wissen, ob jene gleich im Mittelpunkt Europens liegen, und zu den sehenswürdigsten der Schweiz gehören. Eben so fremd ist das darin wohnende Völkchen für die übrige Welt, obgleich es sich in seinen Wohnsitzen des ältesten und unvermisch-

testen Herkommens rühmen könnte, wenn ihm an solchem Ruhm gelegen wäre.

Dies Alles verpflichtet den Erzähler, seine Geschichte, die doch endlich wohl zur Unterhaltung dienen wird, mit einigen erläuternden Anmerkungen zu begleiten; und nöthigt ihn, einen allgemeinen Ueberblick der Zeitverhältnisse und des Schauplatzes vorauszusenden, damit sich der geneigte Leser darin desto besser zurechtfinde.

2.

Die Zeitverhältnisse.

Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts saßen auf den europäischen Thronen nur gar wenige Fürsten, durch Erziehung und Schicksal zu ihrem hohen Berufe vorgebildet. Die Meisten, wenn auch gutmüthig und wohlwollend, hätten, als Privatleute, kaum bei Hausnachbarn besondere Aufmerksamkeit erregt. Die Leitung des Staates überließen sie größtentheils ihren Kabinetsherren, Höflingen, Gewissensräthen, oft noch Schlimmern; und hießen darum nicht minder die Vielgeliebten oder Väter des Vaterlandes. Einige waren sogar geistesblöde, oder vollkommen wahnsinnig, wie man weiß.

Dabei fühlten sich die Unterthanen so wohl, oder übel, als es Zeit und Umstände erlauben mochten. Die obern Stände lebten im Genuß der wohlererbten Vorrechte ganz behaglich. Ihnen gehörten die ersten Würden und Aemter, ohne andere Mühe, als daß sie sich hatten gefallen lassen in Familien, mit alten Stammbäumen wohlversehen, geboren zu werden. Weil sie dem Staate die unwichtigsten Dienste leisteten, belohnte man sie mit den vollwichtigsten Einkünften, wenigstens nicht geringern, als sich vorzugsweise schöne Tänzerinnen und Sängerinnen, durch das angeborne Verdienst ihrer Kehlen und Füße, zu erfreuen hatten.

Was man eigentlich das Volk zu nennen pflegt, bewahrte man sorgfältig in altgewohnter frommer Einfalt und Treue. So arbeitete es nur williger in herkömmlicher Dienstbarkeit für das Wohlsein der Großen; steuerte schweigend Gut und Blut im Frieden, wie im Kriege, und ward, für Entbehrungen und Leiden in diesem Jammerthal, mit künftigen Freuden im Himmel getröstet. Die seefahrenden Mächte trieben, als gute Christen, Seelenverkäuferei und Sklavenhandel; die Landmächte ungefähr ähnliches Gewerbe mit ihren getreuen, lieben Unterthanen, auf Werbeplätzen oder beim Feilbieten ihrer Truppen an fremde Staaten.

Doch diese alte, gute Zeit drohte jählings ein Ende zu nehmen, als die französische Nation unwirsch ward, weil der Bauer noch immer nicht, nach Verheißung Heinrichs IV., an Sonntagen sein Huhn im Topfe fand; ja, kaum den Topf selbst behielt. In Verzweiflung getrieben, sprengte sie endlich sehr unerwartet ihre Ketten und Bastillen. Sie wollte frei sein, und ward nur frech; zertrümmerte sogar den Königsthron, und errichtete auf einem vom Blute schlüpfrigen Boden das Gebäu einer Republik.

Die Monarchen unsers Welttheils aber, empört über Verletzung des göttlichen Rechts an der Person eines ihrer königlichen Brüder und Standesgenossen, rüsteten Rache und Krieg. Nicht so göttlicher Natur hatte mehrern von ihnen damals das Völkerrecht geschienen. Sie hatten zum Beispiel ohne Bedenken das Leben Polens vernichtet, des uralten Staates; ihn zerfleischt, und die Stücke desselben unter sich brüderlich, als gute Beute, vertheilt. Man fand dies sehr staatsklug und billig.

Der Krieg gegen Frankreich hob an. Beim leisesten Widerstand der Nation ward ihr Zerstörung von Paris gedroht, und daß man Salz auf die öde Stätte säen werde. Die zuschauenden Völker sahen aber mit gerechtem Erstaunen, daß auch das Unglaubliche wahr werden, daß ungeübte Heere die auf Paradeplätzen wohl

geübtesten, und daß unerfahrne Feldherren die erfahrensten besiegen können; sahen mit eigenen Augen, daß Söhne gemeiner Bürger und Bauern eben so glänzende Thaten verrichten können, als Prinzen und Herren vom ältesten Adel; daß in der Masse des Volks offenbar mehr hellsichtige Staatsmänner und geniale Heerführer unbekannt lebten, als in der titel- und ämterreichen Region der wenigen Hochgebornen; und daß die Natur, ohne Scheu und Scham vor Menschensatzungen, sich, bei Ausspendung ihrer Gaben, nicht im mindesten durch Stammbäume, Orden und Uniformen, bestechen lasse. Die Könige, erschöpft endlich nach langem Kampfe, oder überwältigt, schlossen, nicht ohne bittern Verlust, auf einige Jahre oder Monate, ihren „ewigen Frieden" mit der verhaßten, aber siegreichen Republik.

Diese, durch Waffenglück nicht nur übermächtig, sondern auch übermüthig, trat fortan selber sogleich das Heiligthum des Völkerrechts mit Füßen, dessen Fürsprecherin sie gewesen. Sie umgürtete sich stolz, als mit Schlachttrophäen, mit Ländern bezwungener Nationen, und gab ihnen wohl den Namen selbstständiger, batavischer, cisalpinischer, transpadanischer, ligurischer Freistaaten, aber keine Freiheit von Innen dazu, und keine Unabhängigkeit von Außen. Ja, während sie jenseits des Meeres das ferne Mamelukenreich am Nil verwüsten ließ, zerstörte sie auch in der Schweiz, mit blutiger Faust, die Bundes- und Eidsgenossenschaft der ältesten Republiken des Welttheils, und verwandelte sie in die eine und untheilbare helvetische Republik.

Nur ein einziges bisher dazu gezähltes Ländchen im Schooße der höchsten Alpen, Graubünden, oder Rhätien, ließen die französischen Machthaber unverletzt bestehen; und doch wohl nicht aus Großmuth, und wegen Armuth und Geringfügigkeit des kleinen Gebiets von kaum anderthalb Geviertmeilen. Die Engpässe Bündens gegen Deutsch- und Welschland hatten von jeher in den

Augen der eifersüchtigen Nachbarmächte hohe Bedeutsamkeit gehabt. Für Oesterreich wurden sie aber eben jetzt von besonderer Wichtigkeit. Und Frankreich wollte den Frieden mit dem Wienerhofe nicht schon wieder gewaltsam brechen, welcher zu Campo Formio vor kaum einem halben Jahre erst geschlossen war. Man begnügte sich daher einsweilen staatsklug, das kleine Bündervolk zu freiwilliger Vereinigung mit der helvetischen Republik höflich einzuladen.

Die Leute im Gebirg, denen, oder wenigstens deren Vorstehern, es nicht ganz an Kenntniß der Welthändel fehlte, sahen wohl ein, daß sie sich früher oder später entweder mit der Schweiz vereinigen, oder, wie Venedig und Genua, ihrer alten Freiheit auf immer verlustig begeben müßten. Doch weil man den Anschluß, als einen freiwilligen forderte, meinten sie, es habe damit keine Eil; er könne einst unter billigen, vielleicht sogar vortheilhaften Bedingungen stattfinden. Ohnehin war es keine leichte Sache, in einer so wunderlichen Staatseinrichtung, wie hier, zu baldiger und besonnener Entscheidung zu gelangen.

3.

Der Schauplatz.

Man denke sich ein Ländchen von durcheinander laufenden Gebirgsketten und beinahe dreihundert Gletschern, wie ein Netz, zusammengestrickt, in dessen Maschen die Einwohner ärmlich, aber zufrieden, meistens vom Ertrag der Heerden, oder sehr wenigen Landbau's lebten. Dies ist Graubünden. Die geringe Bevölkerung, nicht nur in allen Richtungen durch himmelhohe Bergzüge, durch dreierlei Sprachen, und zweierlei Religionsbekenntnisse in sich geschieden, war es auch noch durch vielerlei politische Gestaltungen. Das Ganze bildete nicht weniger, denn eine Masse von fast dreißig

kleinen, ziemlich selbstherrlichen Republiken, Hochgerichte genannt, mit besondern Verfassungen, Gesetzen und Rechten versehen. Diese Schaar von Freistaaten hing theilweis durch drei unter sich abgesonderte, und zu verschiedenen Zeiten entstandene Bünde zusammen *), deren jeder wieder sein eigenes Bundeshaupt und seine eigene Bundesversammlung besaß. Die drei Bünde aber waren wieder durch Verträge mit einander in einen allgemeinen Bund zusammengeflochten, und stellten gegen das Ausland einen Gesammtstaat dar, dessen gemeinschaftliche Angelegenheiten von Abgeordneten an einem gemeinsamen Bundestag berathen wurden. Vollziehungsgewalt stand den drei Bundeshäuptern zu. Doch weder Bundestag, noch Regierung, erfreuten sich großer Vollmacht. Denn ihre Anordnungen waren wieder der Genehmigung sämmtlicher einzelnen Republiken unterworfen. Die Mehrheit von den Stimmen derselben entschied dann; doch auch das Stimmrecht der Republiken war unter sich wieder sehr ungleich.

Nichts natürlicher, als daß in solchem verworrenen Staatsgespinnste ewige Verwirrungen, Umtriebe des Eigennutzes, oder Ehrgeizes, politische und kirchliche Entzweiungen, zuweilen sogar bewaffnete Aufstände und Bürgerkriege, heimathlich waren, von denen die Weltgeschichte freilich wenig Kunde nahm.

Der souveräne Landesfürst, das Volk nämlich, hatte aber das gewöhnliche Loos der Landesfürsten. Es ward von Rathgebern und Günstlingen geschmeichelt; unwissend erhalten; nach deren Privatinteressen geleitet, und nicht selten betrogen. Trieben es die Herren manchmal zu arg, warf der aufbrausende Selbstherr Alles über Haufen, das Beste, wie das Schlechteste. Weil aber bei solchen Anfällen von böser Laune Niemand größern Schaden litt, als der Landesherr selber, legte sich sein Zorn bald wieder.

*) Der Graue-, der Gotteshaus- und der Zehngerichte-Bund geheißen.

In einem Staate, so arm und klein, wie dies Gebirgsland, wo, was auch wohl in großen Staaten der Fall sein mag, politische Grundsätze und Meinungen gewöhnlich von ökonomischen Vortheilen ihrer Bekenner abhängig waren, konnte es nie an Faktionen fehlen. Lange Zeit spielte, unter den Magnaten, das durch viele Thäler verzweigte Geschlecht der Herren von Salis die Hauptrolle. An ihrer Spitze stand zuletzt ein Mann von großer Geschäftsgewandtheit und Thätigkeit, Ulysses von Salis-Marschlins. Mit seinem Patriotismus fand er es lange Zeit verträglich, als Geschäftsträger des französischen Hofes, mit Ministertitel geschmückt, die Interessen einer fremden Macht im eigenen Vaterlande zu vertreten. Sobald er jedoch nachher, durch den Untergang Ludwigs XVI., die einflußreiche Stellung, und eben so seine zahlreiche Verwandtschaft, oder Partei, ihre beträchtlichen Einkünfte von Kriegsdiensten und Jahrgeldern verlor, verwandelten er, und sein Anhang, sich in Frankreichs Todfeinde und wandten sie sich dem Erzhause Oesterreich zu, in der Hoffnung, durch dienstbeflissene Hingebung für dessen Interessen, neue Stützen ihres wankenden Ansehens zu gewinnen.

In der That war ihrer altgewohnten Hoheit und Machtherrlichkeit schon früher mancherlei Abbruch geschehen. Denn die Gegenpartei in den Thälern des Hochlandes, reich an talentvollen und scharfsichtigen Männern, unter denen die Tscharner, Planta, Baviere, selbst einzelne Glieder der Familie Salis*), hervorragten, ermüdete nicht, die größten wie die kleinsten Staatssünden, Verfassungsverletzungen und Bestechungskünste der Oligarchie aufzuspüren und zu enthüllen. Sie setzte dem aristokratischen Stolz derselben starrsinnigen, demokratischen Trotz entgegen, und hatte sogar schon die Pacht der Landeszölle, welche das Haus Salis, seit einem halben Jahrhundert und länger, um 19,000 Gulden unan-

*) Unter ihnen auch der liebenswürdige Dichter Gaudenz von Salis.

gefochten zur Selbstbereicherung besessen, auf 60,000 emporgetrieben*).

Dies und vieles Andere schwellte beider Parteien Zorn oder Rachsucht täglich mehr. Beide wetteiferten, sich gegenseitig beim vielhäuptigen Landesherrn zu verdächtigen, und ihn zum Verderben der andern aufzureizen. Man sieht, es geht in Republiken ohngefähr, wie in Monarchien. Als aber der Mißwachs des Jahres 1793, und die beschränkte Einfuhr schwäbischen Getreides dazu kam; dann sogar noch jene völkerrechtswidrige Gefangennahme der französischen Gesandten, Semonville und Maret, auf Bündner Boden, und deren Auslieferung an Oesterreich, durch Anhänger der Partei Salis*): erhob sich tobender Unwille in den Gemeinden. Eine außerordentliche Standesversammlung, ein unparteiisches Gericht, ward vom Volk zusammenberufen. Ulysses von Salis-Marschlins floh aus dem Lande, sei es aus Furcht vor Gerechtigkeit, oder Ungerechtigkeit seiner Richter. Er aber, wie mehrere der thätigsten Männer seiner, oder der österreichischgenannten Partei, büßten ihre politischen Sünden mit schweren Geldstrafen. Die sieghaften Gegner, nun französische Partei geheißen, sie selbst nannten sich Patrioten, feierten einen entschiedenen Triumph. Baptista von Tscharner, der Bürgermeister von Chur, stand fortan, als Standespräsident, an deren Spitze.

Doch der Kampf der Faktionen war damit noch keineswegs abgethan. Als wenige Jahre später, die empörten Unterthanen-

---

*) Schon im Jahr 1787.

**) Am 25. Juni 1794 bei Novate am See von Chiavenna. Näheres darüber, mit Beweisstücken, findet sich im dritten Heft des „Prometheus, für Licht und Recht", S. 81. (Aarau, bei H. R. Sauerländer, 1833) mitgetheilt.

lande Bündens, Valtelin, Chiavenna und Bormio, gleiche Rechte und Freiheiten mit dem Herrscherlande forderten; als die Mehrheit der landesherrlichen Räthe und Gemeinden wirklich entschieden hatte, jene Gebiete als vierten Bund in den Staatsverein aufzunehmen; als der zum Schiedsrichter in diesem Handel angerufene Eroberer Italiens, Napoleon Bonaparte, den Tag seines Spruchs schon anberaumt hatte: gelang es den Gegnern Frankreichs, die Sendung der Abgeordneten an den französischen Oberfeldherrn, bis nach Ablauf der von ihm bestimmten Frist, zu verzögern. So wurden die Unterthanenlande mit der cis-alpinischen Republik vereint*).

Der Verlust eines fruchtbaren und schönen Gebiets von 60 Geviertmeilen und mehr denn 80,000 Einwohnern; fast aber mehr noch der Verlust des Privateigenthums vieler Bündnerfamilien daselbst, und Verlust des Gewinns derselben von Ausbeute der Aemter und Vogteien, empörte das Gebirgsvolk von neuem gegen die aristokratische Faktion. Umsonst ward versucht, durch Gesandtschaften zum Rastatter Kongreß, oder nach Paris, das Geschehene ungeschehen zu machen. Man mußte sich damit begnügen, die Urheber des Unglücks vor Gericht zu ziehen, und sie mit Geldbußen, mit Ausschließung von Staatsämtern, vom Stimmrecht u. dgl. m. zu bestrafen. Freilich schlechter Ersatz für ein großes und verlornes Gebiet, welches seit beinahe dreihundert Jahren rhätisches Eigenthum gewesen war.

*) Der Spruch geschah am 22. Oktober 1797.

4.

Faktionen-Kampf.

Die Unterjochung und Staatsumwälzung der benachbarten bundesverwandten Schweiz durch Frankreichs Heere; die Umschaffung der alten Eidsgenossenschaft zu einer helvetischen Republik, als deren Bestandtheil auch schon vorläufig Graubünden, in der von Paris erschienenen Staatsverfassung, genannt war, verbreitete gerechte Befürchtungen durch alle Thäler des rhätischen Gebirgs. Die aristokratischen Geschlechter, schon tief genug gebeugt, erblickten in der Vereinigung Bündens mit einem helvetischen Freistaat, den Untergang ihrer letzten Hoffnung, jemals wieder alten Einfluß, Rang und von Fürstenhänden genährten Reichthum zurück zu erhalten. Eine so trostlose Aussicht erfüllte sie mit dem blinden Muth der Verzweiflung, Alles für Alles, selbst, wenn es sein müsse, die Freiheit ihres Volkes, das Leben ihres eigenen Vaterlandes, ins gefährlichste Spiel zu wagen. Sie versuchten, mit dem Wiener Hofe geheime Unterhandlungen anzuspinnen, daß er, mit ihrer Hilfe, sich den Besitz Graubündens zusichere, bevor sich Frankreich desselben bemächtigen könne. Man legte dem im Vorarlberg stehenden kaiserlichen General Auffenberg ausführliche Kriegspläne vor, in das Hochland einzurücken, von wo aus, wie aus einer starken Veste, die Franzosen sowohl in Italien, als in der Schweiz, mit entschiedenem Vortheil anzugreifen, und die Eingänge Tyrols am sichersten gedeckt wären*). Man suchte mit

---

*) Der „Militär-Plan" des Baron Salis-Marschlins und der Briefwechsel mit General Auffenberg und Baron von Cronthal ward nachher bei der Gefangennahme Auffenbergs, im März 1799, unter dessen Schriften durch einen franz. Lieutenant beim 7. Husarenregiment, Namens Bacher, entdeckt und der provisorischen Regierung Bündens

allen Künsten der Ueberredung den Minister-Residenten Oesterreichs, Baron von Cronthal in Chur, zu gewinnen. Doch der Eine, wie der Andere gaben, weil Oesterreichs Rüstungen noch unvollendet waren, zwar freundliche Hoffnungen, doch ausweichende Antworten: Man müsse den gelegenen Zeitpunkt erwarten; es fehle zu solchem Schritt bisher guter Vorwand, oder rechtfertigender Grund. — „Vorwand? Grund? Nichts leichter, als diesen zu finden!“ erwiederte man ihnen: „Wir erregen einen großen Volksaufstand, und verbreiten damit Aufruhr gegen Frankreich durch die ganze Schweiz!*) Gesagt, gethan. Sogleich wurden in den katholischen Gemeinden der wilden Oberlandsthäler Unruhen laut. Aber Cronthal selber widersetzte sich dem voreiligen Ausbruch einer stürmischen Bannererhebung**).

Unter solchen Bewegungen und Umtrieben verfloß die erste Hälfte des verhängnißreichen Jahres 1798, offner und gewaltsamer traten sie aber in der andern Hälfte desselben hervor. Von Seiten der helvetischen Regierung, und unterstützt von der französischen, erschien die wiederholte Einladung zum Anschluß Bündens an die Schweiz. Eine Lebensfrage, wie diese, konnte nur durch die Ge-

---

übergeben, dann im Archiv der helvetischen Regierung zu Bern niedergelegt; wo sich diese Papiere, bezeichnet A bis R und No. 1 bis 21 befinden. Der Kriegsplan ist in denselben unter No. 11 enthalten.

*) Laut Certifikat des helvet. Archivars Vinet, fügt ein Schreiben unter Lit. A an Auffenberg vom 28. Mai 1793 hinzu: „C'est ce que votre cour demande, pour avoir un prétexte plausible pour s'emparer des Grisons.“

**) Wozu er sich außerdem noch durch ernste Vorstellungen bewogen finden mochte, welche ihm, im Namen des Landtags-Ausschusses, der Hauptmann Joh. Baptista Bavier machen mußte.

sammtheit des selbstherrlichen Volks beantwortet werden. Jedem verständigen Manne war aber zweifellos, daß der kleine Staat nicht länger vereinzelt für sich dastehen könne; daß er entweder früher oder später zur Schweiz und in den französischen Machtkreis, oder in den österreichischen werde hineingeworfen werden.

Die demokratische Partei, noch am Ruder des Staats, und in der Hoffnung, wenn auch nicht Selbstständigkeit des Staats, doch Freiheit des Volks zu retten, mahnte zum treuen Verbleiben bei der altbundes- und schicksalverwandten Schweiz, doch unter Bedingungen: daß die wirkliche Vereinigung nicht früher, als nach dem allgemeinen Frieden Europa's vollzogen werden solle; oder wäre dies nicht, daß wenigstens keine fremden Befehlshaber und Kriegsvölker den Bündnerboden betreten und das Gut des Landes betasten sollten.

Ein wohlgemeinter Rath allerdings; aber den Begriffen, Sitten und Gewohnheiten vom Großtheil der Bergbewohner klang die Stimme der aristokratischen Rathgeber zusagender. „Keine Vereinigung“, hieß es da, „mit der verwüsteten unglücklichen Schweiz! Bleiben wir für uns. Wir können es. Das erbvereinte Erzhaus Oesterreich ist bereit zum Beistande. Laßt Euch durch nichts verblenden! Wer will Landesverräther sein! wer französische Räuberbrigaden in unsere friedlichen Thäler rufen, daß sie die Religion unserer Väter vernichten; unsere alten Freiheiten zertreten; unsere Hütten plündern; das Vieh der Alpen entführen; Weiber und Töchter schänden; die Söhne in fremde Schlachtfelder schleppen? Wer will Hochverrath? Niemand unter uns, als die französische Faktion im Lande!“

Die große Mehrheit des Volks verwarf also die Vereinigung mit der helvetischen Republik*), und überließ sich ungezügelter

*) Es ward am 8. August 1798 erklärt.

Wuth gegen Alle, welche für das Gegentheil gesprochen, oder gestimmt hatten. Die demokratische Partei war verloren. Der landtägliche Regierungsausschuß ward gezwungen, sich aufzulösen, und die öffentliche Verwaltung abermals seinen aristokratischen Widersachern zu überlassen. Nun Gährung, Feindschaft, Hader, Verfolgung und Aechtung Aller, welche Vereinigung mit der Schweiz empfohlen hatten. Privathaß und Faktionsrache der Sieger feierten ihr Fest über die Besiegten. Nicht Eigenthum und Leben derselben blieben länger gesichert. Hundert und hundert der sogenannten Patrioten retteten sich durch Flucht vor dem Grimm des aufgewiegelten Volks, über Alpen und Rheinstrom ins Ausland.

5.

St. Moriz.

Inmitten dieser Unordnungen, welche beim Herandrängen österreichischer Kriegsvölker von Osten, und französischer von Süden und Norden her gegen die Grenzen täglich stürmischer wurden, zerrissen die Bande des geselligen Umgangs, des häuslichen und Familienlebens. Selbst der berühmte, sonst zahlreich besuchte Sauerbrunnen von St. Moriz, im Hochthal des Engadins, stand, während der schönsten Sommermonde, fast halbverwaist. Und doch ist die Kraft des Heiltranks, welchen hier die Gnomen der Unterwelt brauen, nicht minder gepriesen, als jene von Spaa und Pyrmont, und noch erhöht durch die reine Luft der Alpen, welche hier erquickend die kranken Glieder badet. Zwar nicht, wie dort, wölbten sich Prachthallen über der heiligen Quelle, noch prangten neben ihr palastähnliche Kur- und Ballsäle, oder öffentliche Unglückshäuser des Glücksspiels. Aber in wunderbarem

Reiz spricht die Natur hier den Wanderer mächtiger an, denn kaum irgend in einem andern Schweizerthal.

Fünftausend Schuh erhaben über dem Meeresspiegel, wohnt der Besucher im anmuthigsten, malerischen Gebirgsthal, umringt von einer unbekannten Pflanzenwelt. Durchs Lichtgrün schlanker Lärchtannen blitzen drei helle Seen, in denen der junge Innstrom badet, von Wiesen umfangen, welche, wie mit Rosen, vom großblüthigen Klee bestreut sind. Dunkle Zirbelnußkiefern steigen aus der Ebne an den Hügeln und Urgebirgen empor, die hier mit ihren nahen Gletschern und Silberfirnen das majestätische Bild umsäumen, großartiger denn Chamouni und Grindelwald. Zwischen benachbarten hohen Granitfelsen senkt sich, einem im Herabsturz erstarrten, breiten Strome gleich, der Rosatschagletscher, an dessen Bord die Lustwandler Alpenanemonen, dunkelblaue Gentianen und nordische Linneen pflücken.

Im Herbstbeginn des Jahres 1798 war es, als die hier noch zurückgebliebenen Brunnengäste, meistens Familien des Bündnerlandes, ihre mäßige Anzahl wieder durch ein Paar Spätlinge vermehrt sahen, die einige Aufmerksamkeit erregten. Man hielt sie für ein junges Ehepaar, welches weniger die Heilquelle, als den Honig der Flitterwochen auf der Hochzeitreise, ungestört kosten zu wollen schien. Der junge Mann, kräftig und wohlgebaut, von blühender Gesichtsfarbe, blauen Auges, schwarzen lockigen Haars, trug vollkommen das edle Gepräge des Menschenschlages vom Ober-Engadin. Er mochte kaum dem Ende der zwanziger Jahre nahe sein; aber seine schöne Begleiterin dieselben kaum erst begonnen haben. Der Adel ihrer Gestalt und Haltung, das Kindlichzarte ihres Antlitzes, der schwärmerische Aufblick ihrer blauen Augen unter den schwarzbraunen Locken, und dabei ein um die Lippen spielendes schelmisches Lächeln, waren wie geschaffen, Jeden zu erobern, der nahte. Doch selten nur erschienen Beide am Gesund-

brunnen, der vom Dorfe St. Moriz etwa vierhundert Schritt entfernt, neben einem alten, hölzernen Gebäude gelegen war. Gewöhnlich sah man sie, Arm in Arm, durch Wiesen und Wälder allein umherirren. Es erhob sich sogar unter den neugierigen Kurgästen Streit, wer von Beiden den Preis der Schönheit verdiene? Und als die Damen sich zu Gunsten des Herrn, die Herren sich zu Gunsten der Dame erklärt hatten, blieb nur noch zu enträthseln, wer das Pärchen eigentlich sei?

Es ward bald erforscht. Man erfuhr, es seien nichts weniger, denn junge Eheleute; sondern Bruder und Schwester, Kinder längst verstorbener, wenig bemittelter Eltern aus dem angrenzenden Thale Pregäll, jenseits dem wilden Malöjagebirg; Beide plötzlich durch unerwartete Erbschaft aus England reich geworden. Er sei ein Schützenhauptmann, Namens Flavian Prevost; sie eine Frau von Schauenstein, die ihren siechen Gemahl hieher begleitet habe, welcher aber kaum das Zimmer verlassen könne.

Die edle Neugier oder Wißbegier war also befriedigt; doch nicht ganz zum Vortheil des vielbesprochenen Pärchens. Denn man hatte zugleich vernommen, der Schützenhauptmann Prevost sei Vertrauter des französischen Residenten Florent Guiot, Freund der Tscharner, Planta, Joste und anderer Patrioten, das ist, Franzosenfreunde, „Revoluzer und Landesverräther". Von Stund an wich man ihnen mit Scheu aus, wie Pestbeulenträgern. Die sonst gar höflichen Herren erwiederten dem jungen Mann, im Begegnen, kaum den Gruß; und auf die liebenswürdige Schwester schielten sie von nun an nur ganz verstohlen seitwärts. Die Damen aber ließen selbst der unschuldigen jungen Frau keine Gnade mehr widerfahren; die Eine fand sie frech und gefallsüchtig; die Andere linkisch und bäurisch; die Dritte äußerst geschmacklos und vernachlässigt in der Wahl des Putzes. Sie wandten das Gesicht ab, wenn sie der Zufall ihr entgegenführte, und erlaubten

sich höchstens, mitleidig einen Blick über die Gestalt des Begleiters fliegen zu lassen.

6.

Kannegießereien.

„Nun endlich stehen wir andern Ehrenleute einmal wieder auf festen Füßen!“ sagte einer der letzten Kurgäste zum andern, mit dem er an einem heitern Oktobermorgen noch allein in der hölzernen Trinklaube plauderte.

Der Ehrenmann, der dies gesprochen hatte, obgleich nur halbstädtisch gekleidet, groß und stark gebaut, schien darum nicht minder eine hochwichtige Staatsperson zu sein. Wenigstens verkündeten es die Mienen seines breiten, sonneverbrannten Gesichts, tapezirt mit steifen, lederartigen Falten. „Ja, ja! auf festen Füßen!“ wiederholte er, und rieb sich freudig die harten Hände. Man hörte sie rauschen: „Gelt, Ihre Weisheit*), gelt! Die Nachricht ist Tonnen Goldes werth. Man konnte bisher nicht ruhig schlafen, weil die Franzosen im Stande gewesen wären, über Nacht ins Land einzubrechen. Der Prevost muß noch nicht Unrath wittern. Ich wundere mich, daß er sich nicht aus dem Staube macht, wie seine übrigen landesverrätherischen Spießgesellen.“

„Man wird ihm bald den Weg weisen, wenn er ihn nicht wohl finden kann, oder suchen will!“ erwiederte mit vornehm gleichgültigem Ton der Nebenmann, ein alter, zierlicher Herr mit gepudertem Haar, in pelzverbrämtem, aschfarbenem Ueberrock,

---

*) Der Titel „Ihre Weisheit“, nicht schlechter oder wahrer als Excellenz, oder Hochwürden, ward sonst den höhern Staatsbeamten des Bündnerlandes gegeben.

mit bescheiden im Knopfloch sichtbar werdendem Ordensbändchen. Sein röthliches, übrigens nichtssagendes Gesicht war seltsam genug durch eine Nase geziert, die vorn in einen blauröthlichen Ballen endete. „Ich wundere mich bloß," fuhr er fort, indem er die Tabakspfeife mit dem silberbeschlagenen Meerschaumkopf einen Augenblick absetzte, um eine blaue Rauchwolke in Wirbeln entfahren zu lassen: „ich wundere mich bloß, daß man aus dem Burschen viel Wesens gemacht hat. Man weiß ja, Herr Landvogt, er ist von der gemeinsten Herkunft, ein bloßer Bauernkerl."

Der Landvogt schien die letzten Worte etwas empfindlich zu nehmen und meinte: „Herkunft hin, Herkunft her, Ihre Weisheit! Bei uns zu Lande, denk' ich, ist, wer Geld hat, Edelmann, und der Prevost da, wie man hört, besitzt Moses und die Propheten. Darum sag' ich, Herkunft hin, Herkunft her! Manch uraltadeliches Bündnergeschlecht ist heutzutage froh, wenn es die Kuh im Stall, oder den Pflug im Haberfeld haben kann. Falls uns der Kaiser nicht wieder, mit Jahrgeldern und Regimentern, auf die Beine hilft, kann noch manches gute Haus, sammt dessen Wappen und Krone, zur Strohhütte werden."

„Pah! Sie scheinen heute einen kleinen Acceß vom Hypochonder zu leiden, Herr Landvogt."

„Hypochonder, Ihre Weisheit? Meiner Treu, die heutigen Zeiten sind wohl danach, und sind es schon lange. Die schönen, einträglichen Aemter in den welschen Vogteien haben wir auf ewig verloren, wenn der Kaiser nicht Hand reicht. Zwar wohlfeil konnte man die Aemter des Landes schon längst nicht mehr erkaufen. Ich hatte von Glück zu sagen, als ich meine Stelle in Teglio, um 5000 Gulden baar, erstand, ungerechnet, was ich damals den Bauern an Brod, Käse, Würsten und Wein austheilen mußte, um die Wahl in geläufigern Gang zu bringen. Seit der Vicari Ott Singer von Katzis den Lugnetzern für die Landeshauptmann=

schaft von Sondrio 15,000 Gulden zahlte, ja, seitdem, Ihre Weisheit, war nicht mehr viel zu profitiren!"

„Sie haben nicht ganz Unrecht, Herr Landvogt," bemerkte die vornehme Weisheit: „Jetzt aber muß nicht mehr geklagt, sondern gewagt werden. Der Kaiser steht mit seiner ganzen Kriegsmacht auf unserer Seite. Wir vollziehen, was neulich der Bundestag von Ilanz beschlossen hat; rüsten sechstausend Mann aus; tapferes Volk und gediente Offiziere darunter. Es müßte im Himmel und auf Erden alle Gerechtigkeit ausgestorben sein, wenn die rebellische Canaille in Frankreich und der Schweiz nicht zu Paaren getrieben werden könnte. Die Stunde der Erlösung ist da, sag' ich. Jeder von uns muß jetzt den letzten Blutzger*) daran setzen!"

Der Landvogt nahm mit verdrießlicher Miene eine Prise aus der hörnenen Dose und meinte: „Der letzte Blutzger wird wohl davon fliegen, wir mögen ihn daran setzen wollen oder nicht. Sechstausend Mann unterhalten, kaiserliche Einquartierung dazu, Kriegskosten, — zuletzt sind wir insgesammt Bettler. Ich habe schon oft im Stillen bei mir gedacht, der Battistin von Salis hatte keinen dummen Einfall, als er uns Veltlin abkaufen wollte. Wir hätten eine schöne Summe gelöst; unter uns vertheilt und wenigstens baares Geld im Sack gehabt**)."

---

*) Ein Name der kleinsten Scheidemünze in Graubünden.

**) Ein religiöser und politischer Schwärmer, der in allem Ernst ein Memorial, mit dem Vorschlag, eingab, das Valtelin, die Grafschaft Chiavenna und Bormio von den Bündnern auszukaufen. Man wollte argwöhnen, daß mehrere reiche, ihm verwandte Familien dabei im Hintergrunde gestanden seien, denen nach einem Fürstenthron gelüstet habe.

„Possen, Herr Landvogt! Bricht Krieg aus, erobern wir die Unterthanenlande zurück. Ich stehe dafür, sie sollen ihre Empörung theuer zahlen. Bünden kömmt nie und nimmer an die Schweiz, das heißt, an Frankreich. Wir bleiben die Herren! Und wenn Alles fehlt, dann lieber, mit Vorbehalt unserer Rechte und Freiheiten, zu Oesterreich! Dem Volke mag's gleich sein, von wem es regiert wird. Wir Andern bleiben, die wir sind. Ich spreche, nota bene! nur vom äußersten Fall. Jetzt heißt's, Hand ans Werk gelegt! Wir sind wieder Meister im Lande. Citoyen Guiot *), alle unsere Revolutionshelden, sind landesflüchtig — — —

„Nicht Alle, Ihre Weisheit!" unterbrach ihn kopfschüttelnd der bedächtige Landvogt: „Es erwarten noch Tausende, noch ganze Gemeinden mit Sehnsucht die Franzosen. Aufpasser ringsum! Denken Sie doch an diesen Prevost, der ungestört mit den Feinden korrespondirt."

„Ich sage, Herr Landvogt", erwiederte der Magnat mit Zuversicht im Ton und Blick: „Er hat auskorrespondirt! Ich habe schon nach Chur geschrieben. Man wird den Burschen festnehmen, und ein Exempel statuiren. Der Prevost ist nichts anderes, denn Spion. Nach Kriegsrecht gehört er an den Galgen, und ich möchte ihm dazu verhelfen."

„Hier bin ich! Will Ihre Weisheit nicht lieber den Henkerdienst selber verrichten?" donnerte ihn unerwartet eine kräftige Stimme an. Der Schützenhauptmann war durch die offene Thür der Trinklaube eingetreten, hatte die letzten Worte gehört und stand mit drei Schritten plötzlich vor dem Staatsmann. Dieser fuhr so erschrocken im Sessel zurück, daß sein Haarzopf in die Höhe flog, und der aufstäubende Puder mit Tabaksrauch, dem beredten Munde entqualmt, eine gemeinschaftliche Wolke bildete.

*) Minister-Resident der französischen Republik in Bünden.

Die gewöhnliche Rothglühhitze seines Gesichts war, ungewiß ob aus Furcht oder Zorn, in Weißglühhitze übergegangen. Nur der Knopf an der Nasenspitze blieb standhaft veilchenfarben.

„Wie — was?“ stammelte er endlich: „Was begehren Sie, Herr? Wer sind Sie?“

„Hauptmann Prevost bin ich, und Ihrer Weisheit einen weisen Rath geben will ich.“

„Herr, — Herr — aber ich verlange keinen!“ rief der Magnat, sich ermannend.

„Eben darum haben Sie und Ihresgleichen das Vaterland ins Verderben gestürzt,“ entgegnete der Hauptmann: „Ihre Faktion ist der blinde Simson, der die Säule des Hauses einreißt, um Feinde zu zerschmettern, und sich unter den Trümmern selbst begräbt. Das ist die ganze Weisheit der bündnischen Weisheiten von heut. Doch genug! Verzeihung, wenn ich Sie störte. Ich suchte einen Andern, als Sie.“

Mit diesen Worten wandte er sich rasch ab; verließ die Trinklaube, und eilte die Treppe hinunter, wo ihn die schöne Schwester erwartete.

7.

Die Rose von Disentis.

„Ist er also nicht oben?“ fragte sie, und legte ihren Arm wieder in den seinigen.

„Statt seiner ein Paar Flachköpfe, die man Weisheiten titulirt. Begeben wir uns ins Dorf zurück,“ antwortete er mißmuthig, und führte die junge Dame davon.

„Flavian, sei der Flachköpfe willen kein Brausekopf!“ mahnte die Schwester: „Du könntest ja so froh und friedlich bei uns

leben, wenn du dich nur um die unseligen politischen Händel weniger bekümmern würdest. Eine Partei, wie die andere, wird vom bösen Geist der Leidenschaft besessen. Laß beide fahren!"

„Wenn ich mich selbst fahren lassen könnte!" seufzte er: „Heut reis' ich wieder fort. Je eher, je lieber. Es ist hier nicht geheuer. Ja, liebe Sabine, ich fühl' es; in dieser Luft darf ich nicht länger athmen. Ich gehe, wohin die übrigen Märtyrer. Warum bin ich in der Welt, wenn nicht für das Wahre und Rechte? Ich will es, denn Gott will es! Dafür leben, dafür sterben, macht Leben und Tod werthvoll."

„So seid ihr Männer!" schalt Frau von Schauenstein, und that recht böse: „Wenn ihr nicht raufen und streiten könnt, ist euch unwohl. Dein wildes, heißes Blut kühlen, Brüderchen, das sei dir Lebensaufgabe. Deine Augen werden heller schauen, wenn sie nicht mehr zorntrunken funkeln. Glaube mir's, die Welt ist und wird, was wir in uns sind und werden. Auch in der Stille häuslichen Kreises, durch Beglücken Anderer, würdest du ein Glücklicher werden."

„Glücklich, Sabine, kann ich in einem Lande nicht werden, wo mich Niemand versteht, und ich Niemanden verstehe! Lieben soll ich, wo Jeder nur sich, und nichts Anderes liebt! Hätt' ich nicht dich noch unterm Himmel, ich ständ' in einer Wüste. — Glücklich, sagst du? Armes Kind, im häuslichen Kreise? Darfst du wohl selber so sprechen? Bist du glücklich? Und wer verdiente es doch mehr zu sein, als du, liebe Seele? Ich kenne deinen wunderlichen Eheherrn. — — — Rede wahr: Bist du glücklich?"

Die junge Frau schlug die Augen nieder, und äußerte, mit anfangs unsicherer Stimme: „Hörtest du mich je mein Loos beklagen? Warum solche Frage heut? Ich liebe meinen Mann, wie einen Vater. Der ist er auch dir gewesen; der ist er mir! Vergiß nie, daß wir ihm unsere bessere Erziehung danken sollen;

daß er uns, als verwaiste, arme Kinder, in Schutz nahm; daß er dich auf seine Kosten nach Wien schickte, und die Rechte studiren ließ; daß wir, was er gethan hat — — —"

„Nicht doch, Sabine!" unterbrach sie bittend der Bruder: „Rede ganz wahr, nicht bloß halbwahr. Was er gethan, er hat es sich gethan. Dich, die seine Enkelin sein könnte; dich, die noch ein unwissendes, rathloses Mädchen war, nahm der alte, reiche Herr zum Weibe, vernarrt in deine kaum aufgeblühten Reize. Du brachtest ihm, was du und ich damals nicht recht verstanden, deine Jugend, deine Schönheit, die Ansprüche auf das schönste Lebensglück zum Opfer. O, wären wir doch arm geblieben an den lieben Felsenufern des Mairastroms!*) Mich mußte er deinetwillen wohl mit in den Kauf nehmen; freilich für seinen Adelsstolz eine widerliche Zulage. Ja, er gab mich in den Unterricht des weisen Nesemann**); schickte mich nach Wien, weil er keinen Bauernburschen Schwager nennen wollte; aber ungroßmüthig, und oft genug, zählte er auf, was ich ihn gekostet. Wer uns Wohlthaten vorrechnet, hat die Blume zerquetscht, und uns bloß den leeren Stengel gelassen. Ich gab ihm den Stengel zurück, ich zahlte ihm seine Auslagen baar ab, und wir sind quitt. Aber dich beklag' ich, Sabine. Dich betrog er um die Bestimmung des Weibes; dich machte er am Traualtar schon zur Wittwe und dein Leben zur freudenlosen Einöde. — — —

„Halt ein, Flavian, du bist hart, bist ungerecht! Ich bin zufrieden. Mein Mann ist gutmüthig, und gerechter, als du. In

---

*) Ein Strom, der das vier Stunden lange, von Eisbergen und Felsen eingeengte Pregällerthal durchfließt.

**) Joh. Peter Nesemann, aus dem Magdeburgischen, Professor an der höhern, damaligen Lehranstalt zu Reichenau, früher zu Haldenstein. Er starb, 80 Jahre alt, 1802 in Chur.

unserm stillen Schlosse wohnen stille Herzen. Mir blüht in meiner Abgeschiedenheit eine schönere Welt, als du im aufgewühlten Staub wilden Menschengetümmels je entdecken kannst. Sieh, Brüderchen, aber lächle nicht ungläubig! Einem reinen Gemüth verklären sich, in der Vereinsamung, Himmel und Erde zum Paradiese, durch welches man gleichsam Gott wandeln sieht. Da flüstern mir, wie Engelszungen, die Blätter des Gebüsches, Seelenruhe zu. Da plaudern im Getöse des Wasserfalls wunderbare Stimmen, von göttlichen Dingen, oder Dingen, die einmal gewesen sind und wieder kommen wollen. Dann rinnen oft Zeit und Ewigkeit seltsam zusammen; und die fernen Geliebten treten zu mir, und die Verstorbenen leben und lächeln mich an."

„Wie schwärmst du wieder? Haben dich etwa Jean Pauls, oder Tieks Fantasiesprünge begeistert?"

„Nenne das nicht Schwärmerei, Flavian! Glaube mir, es waltet gewiß zwischen dem Unsichtbaren des geistigen Alls, und dem Sichtbaren um uns, ein geheimnißvoller Verband, ein engerer, als dir und deiner Schulgelahrtheit ahnt. Das Irdische ist nur Zeichen und Wort des Ueberirdischen, das zu uns reden will. Du verwunderst dich über Vieles, was du Zufall nennst, und läßt dir's nicht träumen, daß eine verborgene heilige Hand mit dir spielt. Ist dir unsere liebe Mutter denn noch nie sichtbar aus deiner Rose von Disentis hervorgegangen?"

„Ich glaube, liebes Kind", sagte der Hauptmann, indem er einen Blick der Befremdung auf das Gesicht der Schwester warf: „du bist zuletzt gar Geisterseherin geworden. Was? Rose von Disentis?"

„Nun, ich heiße nur so die Alpenrose, deren Blüten, zu einem Kränzchen verbunden, in den beiden Medaillons liegen, die Abt Kathomen von Disentis einst unserer Mutter geschenkt hatte. Sieh, Flavian, wenn ich des Morgens die Kette des Medaillons um

meinen Nacken lege, wird mir wirklich jedesmal, als fühl' ich der Mutter Geisterkuß; und ich sehe ihr Bild auf dem blaßrothen Seidengrund des Medaillons, und es gewinnt Leben und Bewegung."

Hier unterbrach sich die begeisterte Sprecherin, indem sie stehen blieb, das Medaillon aus dem Busen hervorzog und fortfuhr: „Sieh doch selbst; schau her! Erblickst du sie?"

In Prevost's Mienen spielte anfangs lächelnder Spott. Doch bald verriethen sie sein wachsendes Erstaunen. In der That erkannte er innerhalb des weißen Kranzes der Alpenrosenblüten, wie Schattenriß, einen weiblichen Kopf gebildet. Der Umriß, vom Zickzack der Rhododenderblättchen gezeichnet, glich einigermaßen dem Profil seiner verstorbenen Mutter.

„Seltsam! ziemlich ähnlich," rief er: „Aber," fügte er, schalkhaft mit dem Finger drohend, hinzu: „Sabine! Sabine! Du bist vermählt und trägst dies noch? Hast du der Mutter Wort vergessen, als sie uns das Andenken gab? Weißt du, wie sie sagte: ich empfing es am Vorabend meiner Hochzeit von Sr. Hochwürden Gnaden in Disentis. Eins der Medaillons, sprach er, bewahre zu meinem Gedächtniß, das andere gib dem, dem du mit deiner Liebe dein ganzes Leben gibst. So gab ich's Euerm Vater. So geb' ich's Euch wieder und zu gleicher Bestimmung. — Wie, Sabine, und du trägst es noch? Gabst es dem Baron nicht?"

Frau von Schauenstein schlug etwas verlegen die Augen nieder und sagte: „Er verlangte nur Leben, nur Liebe, nicht das Medaillon. Er wußte, es war mir wegen des Mutterbildes über Alles theuer, wie dir das deine. Zeigt es dir auch in der Blütenumfassung das Bild? Ich glaube du hast noch nicht einmal darauf geachtet. Trägst du es noch auf der Brust? Zeig mir's."

„Ich hab' es eben nicht bei mir," versetzt' er und unwillkürlich verfinsterte sich dabei sein Gesicht. Die Schwester bemerkte es, und

fragte, indem sie ihn forschend beobachtete: „Hast du es im Zimmer zurückgelassen? Komm! Ich will es sehen und vergleichen."

„Auch da nicht, Sabine."

„Auch da nicht?" wiederholte sie; blieb stehen; betrachtete ihn mit Verwunderung und Neugier; sah ihn sich erröthend abwenden, und lachte ihn hell an, indem sie rief: „Allerliebst! Also Kränzchen und Herzchen davon geflogen? Geh, du Unartiger, mir, die dich so lieb hat, das zu verheimlichen! Augenblicklich bekenne, oder ich werde dir zeitlebens gram. Wo hast du die holde Auserwählte auf deinen Kreuz- und Querzügen in Europa gefunden? Rede doch! Ist sie eine Schweizerin? Nicht doch, gewiß eine schöne Engländerin, oder gar, — hab' ich's errathen? — eine niedliche Wienerin?"

Ernst, fast unwillig, nahm er die Hand der Schwester und sagte: „Komm doch; wir sind schon an den ersten Häusern von St. Moriz. Es geziemt sich nicht, auf freier Landstraße oder am Markt kund zu thun, was man sich selber gern verheimlichen möchte."

Schweigend gingen sie neben einander ins Dorf; doch von Zeit zu Zeit blickte Sabine schelmisch zum Bruder auf, und drückte in stummer Zärtlichkeit seinen Arm an sich. „Aber nicht wahr, Flavian", flüsterte sie: „wenn wir unter uns sind, erzählst du mir das Schicksal deiner Rose. Ich errathe beinahe."

„Hm! kaum der Mühe des Errathens werth," erwiederte er mit verächtlich aufgeworfener Lippe.

„Und du gibst dein Wort, mir Alles zu erzählen?" fragte sie begierig.

„Es wäre eine lange Geschichte! Ihrer zu schämen zwar hab' ich mich nicht; aber gestatte mir die rechte Zeit und Laune, von Sachen zu reden, an die ich nur mit Widerwillen denken mag. Frage nicht weiter."

8.

Der Herr von Schauenstein.

Sie standen vor einem hinfälligen, alten Gebäude. Es war ihr Gasthaus; gegenüber ein niederes Kirchlein, in offener Zwietracht mit dem ihm angebauten Glockenthurm. Dieser hatte sich von seinem verwitterten Gotteshause losgerissen und hing in schräger Richtung, gleich dem von Pisa, über den Gräbern eines vergraseten Kirchhofes, als sehn' er sich hinab zu ihrer Ruhe.

„Der Herr Baron hat schon zehnmal nach Euch verlangt, Herr Hauptmann!“ schrie die Wirthin durch's Fenster: „Ihr sollt sogleich zu ihm!“

Prevost eilte gehorsam die Treppe hinauf und trat ins Zimmer des Barons; in ein dunkles Stübchen, dessen Wände mit altersschwarzem Holz der Zirbelnußkiefer getäfelt und mit Wäsche und Kleidern des Inhabers behangen waren. Ein Drittel des Raums war von einem breiten, hohen Bettgestell sammt hochgethürmten Kissen, ein zweites Drittel vom riesenhaft gemauerten Ofen angefüllt; den übrigen Platz nahmen ein Tisch, mit Papieren bedeckt, und ein alterthümlicher Lehnstuhl ein. Hier saß, wie ein Bild des Winters, der Herr von Schauenstein, das Haupt in seiner schwarzsammtenen Pelzmütze vergraben, unter welcher sich einzelne schneeweiße Haarbüschel über die hohlen Schläfe und Wangen des erdfahlen Gesichts legten. Den eingesunkenen Leib verhüllte ein weiter, pelzgefütterter Nachtrock, und die Füße ein Paar filzene Pelzstiefel.

Als er Flavians Eintritt bemerkte, zog er langsam mit dürren Fingern die Brille von der Nase, richtete grüßend sich um ein Weniges in die Höhe, und nahm einen Brief. Mit einer Stimme, die zuweilen an das Knarren eines trockenen Wagenrades mahnte, sprach er: „Wichtige Nachrichten, Herr Schwager! Die Würfel

sind geworfen. Alea jacta est. Am 19. Oktober, also vorgestern, ist der im Vorarlberg kommandirende General von Auffenberg endlich, an der Spitze von zehn Bataillonen kaiserlich-königlicher Truppen und einer Escadron, durch den Engpaß des Luziensteiges, in unser Graubünden eingerückt, das Land zu schützen. Zwar hat er Sicherheit der Personen und des Eigenthums proklamirt, wie üblich; ob aber der Kriegsrath in Chur damit, bezüglich auf die Französisch-Gesinnten, einverstanden sei, bleibt ein wenig zweifelhaft."

Der junge Schützenhauptmann stand mit geballten Fäusten da, funkelnden Augen und glühenden Wangen. „Also der Hochverrath ist vollendet!" murmelte er zwischen den Zähnen: „O, der rachgierigen Rotte! Sie wird ihre Raserei mit Blut und Thränen büßen!"

„Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich ist unvermeidlich," fuhr der Baron fort: „und es scheint deshalb sehr wohlgethan, daß sich Graubünden zu guter Zeit unter die Flügel des doppelköpfigen Adlers begeben hat."

„Der, die Freiheit unsers Volkes in den Krallen, davonfliegt, wenn ihm die Beute nicht unvermuthet abgejagt wird," murmelte Flavian.

„Ich verstehe Sie nicht, Schwager," sagte der alte Herr, der etwas harthörig zu sein schien: „Nehmen Sie aber bessern Rath an. Sie gehören längst zu den Verdächtigen im Lande; stehen, ich weiß es, auf der Proscriptionsliste. Schade um Ihre Talente! Machen Sie sie Ihrem Vaterlande nützlich. Gehen Sie nach Chur, ins alte Gebäu des Herrn von Salis. Ich gebe Ihnen zu größerer Sicherheit einen Empfehlungsbrief. Sie sind Schützenhauptmann. Bieten Sie ohne Verzug dem Kriegsrathe, oder dem General Auffenberg, Dienste an. — Ist Ihnen Fortuna hold, können Sie bei der Armee wahrhaftig die Zierde, das

Præsidium et dulce decus unserer Familie werden; die brillanteste Carriere machen. Im Kriege ist rasches Avancement."

„Sie meinen es gut, Herr Schwager. Ich danke!" antwortete der junge Mann: „Allein ich gebe mich nicht zum Werkzeug des verruchten Spiels, das man heutiges Tags mit Ländern und Völkern treibt; und möchte nicht meiner Familie mit Schanden zur Ehre gereichen."

„Mit Schanden zur Ehre gereichen? Was wollen Sie mit dem Galimathias sagen?" versetzte der Baron: „Sie sind ein Prevost, und alliirt mit dem Hause Schauenstein; vergessen Sie das zu keinen Zeiten!"

„Ich vergesse es nicht."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie selber zu den ältesten adelichen Landesgeschlechtern gehören. Nicht die Genealogie der Salis, nicht der Planta reicht so weit in die Vergangenheit hinauf. Wie oft muß ich Ihnen die schöne, lateinische Urkunde des siebenten Jahrhunderts ins Gedächtniß zurückrufen, die der gelehrte Herr a Porta in seinem Werke aufbewahrt hat? Und ich wiederhole es, ja, der Frankenkönig Dagobert selbst erklärte zu Ysenburg laut, daß die Prevoste, oder Präpositi, wie sie damals hießen, von den römischen Fabiern stammten, daß er dem tapfern Ritter Otto de Präpositis das Schloß Vespran in Prägallia, oder Pregäll, sammt allen Rechtsamen, vom Julierberg bis zum Comersee, als Lehen, übertragen habe. Wenn Sie daran denken, Flavian, ein Flavianus de Präpositis zu sein, weckt dies nicht Ihr edelstes Selbstgefühl auf?"

Flavianus de Präpositis lächelte bei dieser Rede heimlich vor sich hin, und sagte zur Begütigung des warmgewordenen Freiherrn: „Allerdings! nicht mein edelstes, sondern mein adeliches Selbstgefühl, trotz dem, daß ich doch nur Sohn des armen Bauernmanns aus Prägallia bin."

„Richtig! Nun, das heiß' ich einmal vernünftig gesprochen! Ein Edelmann kann nimmermehr, auch im niedern Stande, seinen Adel verlieren, so wenig, als ein König, wie Ludwig XVIII., sein angebornes göttliches Recht, seine Legitimität, in der Verbannung verliert, wo er von Almosen lebt. Geblüt bleibt Geblüt! Adelich ist edel und mehr denn edel! Darum war's keine eigentliche Mesalliance, wie Mancher glauben wollte, als ich mir eine Sabine von Prevost anvermählte. Und Sie, Flavian, erkennen Sie darin einen wahrhaften Fingerzeig des Himmels. Darum mußte ich Sie in Wien studiren lassen. Darum mußte Ihr Oheim, der Zuckerbäcker, nach England wandern; darum mußte er die reiche Wittwe Woole in Manchester heirathen; darum kinderloser Wittwer werden, und endlich sein großes Vermögen an Sie und ihre Schwester vererben. Wozu aber sind Sie nun entschlossen?"

„Meiner Ahnen würdig zu handeln, falls es so rechtschaffene Leute, wie meine Eltern, waren," erwiederte Sabinens Bruder.

„Schön!" stimmte der alte Baron ein: „Uebrigens, wo man von rechtschaffenem Adel ist, kann man andere Rechtschaffenheiten ziemlich voraussetzen. Ich gebe Ihnen also heut' noch das Schreiben an den Baron von Salis-Marschlins. Morgen reis' ich mit meiner Frau zurück auf meine Güter. Ich scheue das Soldatengetümmel. In einer Stunde haben Sie meinen Brief."

„Und ich," sagte der Hauptmann, „ich scheue nicht Soldatengetümmel, aber Menschen, welche um Fürstengunst ein freies Land, und ein betrogenes Volk verkaufen. Ich will wegen des Briefes Sie gar nicht bemühen. In einer Stunde schon bin ich auf und davon. Wohin? weiß ich selber noch nicht. Ich verlasse mein unglückseliges Vaterland. Mein Wahlspruch ist: frei leben, oder frei sterben. — Und damit empfehl' ich mich Ihnen. Leben Sie wohl!"

Der Herr von Schauenstein starrte ihn mit offenem Munde an,

und streckte die Hand aus, als wollt' er ihn zurückhalten. Flavian reichte ihm die seinige, wie zum Abschiede; und war aus dem Stübchen, eh' der Baron zu Wort kommen konnte.

9.

Uli Goin.

Eben so rasch packte er seinen leichten Habersack; warf ihn über die Schultern; ergriff den knotigen Wanderstock und die grüne Jagdkappe; begab sich zur Schwester und sagte ihr ein Lebewohl, in welchem ihm aber das Herz brach, wie starkmüthig er sich auch stellte. Die schöne Frau hing weinend an seiner Brust, als ihr Flehen ihn nicht einmal hatte bewegen können, nur einen Tag noch zu verweilen. Er machte ihr nicht länger Hehl aus der Gefahr, hier, als Freund der geflüchteten Patrioten verhaftet, oder der blinden Wuth des Pöbels preisgegeben zu werden.

„Aber du bist ja unschuldig!" schluchzte sie.

„Nein, Sabine, ich bin des Verbrechens der Vaterlandsliebe schuldig; des Verbrechens, mit tugendhaften Bürgern Umgang gepflogen zu haben; des Verbrechens, als freier Mann meine Stimme, nach eigener Ueberzeugung, erhoben zu haben. Was hatten denn jene friedlichen Männer in Chur verbrochen, die man vor vierzehn Tagen auf den Straßen und in den Häusern mißhandelte? Mit Tod bedrohte man sie, als der Kriegsrath eine Rotte seiner besoldeten Bauern, mit Flinten, Morgensternen und Spießen bewaffnet, während des Gottesdienstes, während des heiligen Abendmahls, in die Stadt gezogen hatte!"

Sabine zuckte schaudernd in sich zusammen, und bat nicht mehr. Geheime Angst um des Lieblings Leben bemächtigte sich ihrer Seele. Sie ließ ihn los, stand blaß, wie ein Marmorbild, da,

den Blick auf ihn geheftet. Er umarmte sie noch einmal, länger, als er wollte; flüsterte ihr ein letztes Wort des Trostes, dessen er selber ermangelte; gelobte, ihr oft zu schreiben; sie auf den Gütern ihres Mannes zu besuchen.

„Und das Schicksal deiner Rose von Disentis?“ fragte sie, wehmüthig durch Thränen lächelnd: „Warum denn nimmst du das Geheimniß mit dir?“

„Alles, Alles erfahren sollst du!“ rief er: „Aber ich muß von hinnen; morgen über die Grenze sein! Uebermorgen verschließen vielleicht schon die Bajonette der Oesterreicher den Ausweg!“

„Geh! Gott mit dir, du theure Seele!“ seufzte sie: „Wage dich in keine Gefahr, du Wagehals; dein Leben ist mein Leben!“ Nach diesen Worten umklammerte sie ihn noch einmal mit Heftigkeit; drängte ihn von sich; warf sich laut weinend, mit abgewandtem Gesicht, in einen Sessel, und rief: „Geh!“

Er ging. Der Thränen zwar, die er trocknete, schämte er sich; aber nicht des blutenden Herzens. Er gab sich still und gern dem Schmerz hin; eilte zum Dorf hinaus ins Freie, ohne die ihm Begegnenden, ohne die Pracht des Herbsttages zu beachten, der ihn sonnig anlachte. Erst als er vor sich die um ihr Kirchlein gedrängten Hütten des Dörfchens Silvaplana*) erblickte, halb vom waldigen Vorsprung einer aufsteigenden Berghalde verdeckt; und links unter sich den ruhigen See, durch dessen Spiegel die Ufer hüben und drüben ihre umbüschten Landzungen ausstreckten; im nicht fernen Hintergrunde die gewaltigen Felsenmauern der Alpen und ihre die Wolken überragenden Eisthürme: erst da genas er zu sich selber. Der hehre Geist der Natur schien aus den übereinanderwallenden Gebirgsmassen ihm stärkend entgegenzutreten; das feierliche Schwei-

*) Auf einer Landzunge des Silvaplana-Sees, bei 600 Fuß hoch übe der Meeresfläche gelegen, am Fuß des Julierberges.

gen der Nähen und Fernen weit umher, das Schweigen seines Schmerzes zu gebieten.

Er wandelte leichten Fußes den rauhen Bergweg am Julier empor, zwischen den bereiften Arvenwäldern*) und Lärchtannen; bis droben in der Höhe, zwischen Trümmern herabgestürzter Granit- und chloritgrüner Kalkschieferblöcke, das Pflanzenleben fast ganz erstarb. Dort, wo sich, links und rechts des Weges, einsam die geheimnißvollen Jul-Säulen**) einer unbekannten Vorwelt erheben, und nun die beschneiten Sennhütten, von den Bergamasker Hirten, ihren tausend Schafen und langhaarigen Hunden, verlassen standen, fühlte der Jüngling seine eigene Verlassenheit in der Welt, aber auch seinen Muth daneben lebendiger. Wie im Tanz, eilte er jenseits nieder am Waldgebirg, unbekannten Schicksalen entgegen; Hügel auf, Hügel ab; durch die grausenhafte Schlucht von Alsmolins; den Hütten von Vazerol vorüber, wo vor Jahrhunderten zum erstenmale die drei Bünde Rhätiens ihren ewigen Verein beschworen hatten; dann rastlos, schon war es spät, der Parpaner Haide entgegen.

Im wechselnden Ab- und Zufluthen von Gedanken, Gefühlen und Entwürfen, ohne sich um die eingebrochene Nacht, um die ringsher niederschwebenden Schneeflocken, oder die Mahnungen des nüchternen Magens, zu kümmern, schritt er hastig dahin.

---

*) Die Arven, oder sibirischen Cedern, oder auch Zirbelnußkiefern (Pinus Cembra) genannt, sind, mit Ausnahme des Engadiner Hochthals, in den übrigen Schweizerbergen schon sehr selten geworden. Die kleinen, wohlschmeckenden Nüsse der Zapfen werden, als Näscherei, genossen. Ehemals schrieb man ihnen Heilkräfte für Brustkranke zu.

**) Sie ragen fünf Schuh hoch aus der Erde hervor neben der Straße über dem Bergrücken, roh aus Granit gehauen; oben platt, ohne Anzeichen, ob sie je größer gewesen; wahrscheinlich keltischen Ursprungs, ihren Namen vielleicht dem Sonnengott Jul oder Jol dankend.

„Und ist's nicht," dachte er: „zuletzt doch recht lustiges Treiben durch Stürme und Wetter des Lebens, und ergötzliches Spielen mit dem Schicksal, wenn es bald kosend in den Schlaf lullen, bald heimtückisch schrecken will? Aus dem Vaterland verstoßen, ohne Verbrechen, wie ein Verbrecher, geächtet; von Menschen, die mich kaum kennen, gelästert und verflucht, steh' ich wieder so verwaist, wie jemals im Leben. Ja, ich will Ich sein; nicht was Halbthiere wollen, daß ich sein soll, ihnen zu gefallen. Mögen sie doch knieen und anbeten vor Götzen und Heiligenbildern ihrer Eitelkeit, Gewinnsucht, Ueppigkeit, ihres Aberglaubens, Hochmuths und Herkommens: ich will Ich bleiben und keine andern Götter haben, neben Gott! Auch Tod zuletzt ist nur Welttausch!"

Während des Selbstgesprächs tönte ihm, aus der Dunkelheit, fröhlicher Mannesgesang entgegen:

Bialla matta eis stada,
Aben ussa butta pli;
Has schau bitpar ils mets,
A quei ei bona by.*)

Prevost, in halb frommer, halb weltfeindlicher Stimmung gestört, wunderte sich in dieser Gegend, wo nur deutsche Sprache herrschte, Klänge einer andern zu vernehmen, die nicht einmal dem Ladin des heut' von ihm verlassenen Engadins, sondern jenen entfernten Bergen angehörten, welche den St. Gotthard ostwärts umlagern**). Indessen schwebte ihm, wie grauer Schatten, der

*) Im Deutschen ohngefähr:

Schönes Mädchen warst du immer,
Kaum sieht man's dir heute an;
Ließest dich von Knaben küssen;
Hast daran nicht wohl gethan.

**) Die romanische oder ladinische Sprache des Engadins ist mehr der italienischen Zunge des benachbarten Italiens ähnelnd, verschieden vom

Sänger, durch das Dunkel entgegen, und rief mit lärmender Stimme sein „guten Abend!" Der Grüßende machte Halt, als wollt' er seinen Mann näher beschauen, oder ansprechen. Prevost, mürrisch, wich aus und streifte vorüber; fühlte sich aber plötzlich von einer starken Faust zurückgehalten mit den Worten: „Halt Herr! seid Ihr blind oder ich? oder treibt eine Haidenhexe Gaukelspiel mit uns Beiden?"

Flavian riß sich mit rascher Wendung und gehobenem Dornstock von dem Verdächtigen los, indem er rief: „Kerl, zurück! was wollt Ihr?"

Der Andere sah ihm ruhig und neugierig in die Augen. Es war eine mächtige Gestalt, um halbe Kopflänge über den Hauptmann aufragend. Von beiden Seiten hing ihm ein Mantel aus Schaffellen bis zu den Knieen, und um Filzhut und Kinn ein Tuch geschlungen, welches die Hälfte des Gesichts versteckte. „Alle Donner!" schrie mit lärmender Stimme der Fremde: „dacht' ich's doch! Aber welcher Teufel plagt und jagt Euch so spät, bei Schnee und Wind, durch die wüste Lenzer Haide, Herr Hauptmann?"

„Wer seid Ihr?" fragte der Ueberfallene.

„Ei doch, Ihr seht's ja, Uli Goin, wie ich leibe und lebe," antwortete die bärenhafte Gestalt: „Habt Ihr Hiezing*) vergessen und mich armen Teufel dazu, den Ihr mit schwerem Geld vom Regiment loskauftet und zwanzig Gulden Münze zur Heimreise gabt? Aber es ist recht, Herr Hauptmann, ganz recht! Das Gedächtniß der Barmherzigkeit soll allezeit kurz, und das der Dankbarkeit meilenlang sein."

Romanischen des rhätischen Oberlandes in den Thälern, die sich vom Gotthardsberg her ausstrecken. Dies „Oberländer-Romanisch" scheint mehr dem Keltischen und der Volkssprache der Einwohner Italiens zur Zeit des alten Roms verwandt.

*) Ein Dorf ohnweit Wien, beim kaiserlichen Lustgarten von Laxenburg.

„Uli?“ sagte Flavian freundlicher und reichte ihm die Hand: „Woher, wohin so spät? und sitzest nicht lieber bei deinen Leuten in Rueras oder Selva*) am warmen Ofen?“

„Hei, der Ofen hält die Haut warm, aber nicht den Magen, Herr Hauptmann. Die Oesterreicher sind im Land, wißt Ihr's? Ich nun muß Briefe tragen. Da komme ich von Chur, und morgen seht Ihr mich früher, als die Sonne selbst, über den Julier laufen. Glück geht doch wahrlich über Witz. Ich wollt' Euch in St. Moriz suchen; Euch etwas ins Ohr sagen. Nun treff' ich Euch hier. Also links um mit mir, ins Lenzer Dorf, von wannen Ihr kommt. Es mögen bis dahin keine tausend Schritte sein. Im Wirthshaus plaudert sich's leichter, beim Glase Weins, denn hier in der Haide, wo uns der Mund verschneiet wird.“

„Woher wußtest du mich in St. Moriz, Uli? Hast du Aufträge an mich?“

„Das wohl eben nicht; aber wegen Eurer Person an Andere, Herr Hauptmann. Kommt, sag' ich. Parpan, wohin Ihr in Nacht und Schnee rennen möchtet, ist noch stundenweit, und der Weg durch die Haide verirrlich. Die hübsche Wirthin zu Lenz, mein' ich, kocht Euch ein besseres Gericht, als der Marchese Malariva in Chur. Ich traue dem Teufel nicht, wenn er auch den Schwanz versteckt.“

„Wer? Malariva, sagst du? Er in Chur? Rede!“ rief der Hauptmann hastig: „Woher kennst du ihn?“

„Nichts hier im mörderlichen Schlackenwetter! Man salbt die Räder mit Theer, daß sie laufen, und die Zungen mit Wein!“

---

*) Kleine romanische Dorfschaften der höchsten Thalgegenden des Hochgerichts Disentis, im grauen Bund.

erwiederte Jener hartnäckig, und zog den Wißbegierigen zurück ins Dorf.

10.

Entdeckungen.

„Heda, Frau Kathri!“ rief Uli Goin aus überlauter Kehle beim Eintrit in die niedere Gaststube: „Zum Wittwenstande seid Ihr noch viel zu jung; darum müßt Ihr junge Männer bei Euch sehen, und freundlich schauen. Geschwind, für den Herrn da, den besten Veltliner, und mir auch ein Glas daneben. Dann, was die Küche Gutes vermag, und mir auch einen Teller dazu!“ —

Die muntere, kleine Wirthin bot Beiden freundlich die Hand zum Willkomm, riß sich kichernd aus Uli's Arm, der mehr, als den Handschlag, von ihr verlangte; half dem Hauptmann, sich des feuchten Ueberrocks entledigen, und eilte dann flink davon, die Wünsche ihrer Gäste zu erfüllen. Unterdessen warf auch Uli den triefenden Schafpelz ab, so wie Tuch und Hut vom Kopf, und zeigte seine stattliche Herkulesfigur in herkömmlicher bäuerischer Oberlandstracht*); Jacke, Kurzhose und Strümpfe dunkelblau; Brusttuch feuerroth und um den Hals locker und leicht das schwarze Seidentuch geschlungen. Jung und kräftig, einen Zug von Schlauheit in den Mienen, und ehrliche, große Augen dabei, konnte er Weibern wohl Furcht und Gefallen zugleich einflößen.

Habersuppe, Forellen, Polenta und Gemsfleisch, dampften bald vom weißgedeckten Tisch aus bunten, irdenen Schüsseln. Die Wanderer machten sich ohne Säumen muthig an die Arbeit. Selbst der Schützenhauptmann zügelte seine Wißbegier und verlor keine Silbe

---

*) Das Bündner Oberland werden die Hochthäler am Gotthard genannt.

mehr, bis eine gute Hälfte der Mahlzeit verschwunden war. Dann aber wandte er den Blick vom Teller zu seinem mit Gabel und Messer beschäftigten Tischgenossen, und sprach: „Nicht zu hastig, Freund Uli! schöpf' einmal wieder Athem, und krame mir, wie du versprochen, deine Botschaften aus."

„Möge mich doch der Himmel vor der schweren Sünde bewahren," antwortete der Oberländer kauend: „den Mund mit Worten zu füllen, wo besseres Material vor Augen da liegt!" Und, seinen Worten treu, setzte er nicht eher ab, bis der letzte vorhandene Bissen, mit dem letzten Glase Veltliners, hinabgespült worden war. Flavian ließ die Faschen noch einmal füllen und Uli Goin, der sich endlich behaglich streckte, hob an: „Das müsset Ihr selber eingestehen, Herr Hauptmann, die ganze Welt sieht christlicher drein, wenn der Magen seinen rechtmäßigen Tribut eingezogen hat. Aber Schwatzen und Essen zugleich verträgt sich mit einander, wie Dreschen und Orgelspielen. Es läßt sich nicht zweierlei Muß in einerlei Hafen kochen. Jetzt fragt, so viel Ihr wollt, ich habe mehr Antworten im Sack, als der Landammann Heu auf der Bühne."

„In der Haide ließest du Worte von einem Grafen Malariva fallen."

„Laßt sie da liegen in der Haide, Herr Hauptmann, und den Namen dazu!" erwiederte Uli, indem er nach allen Seiten sorglich den Blick warf: „Man soll den Gottseibeiuns, glaubt mir, nie beim rechten Namen nennen, sonst meint er, man ruf' ihn. Also kennt Ihr den Meuder? Nun geht mir schon ein Licht auf."

„Welches Licht? Ich sah vor Jahr und Tag den Mann in Wien," äußerte Flavian: „wie aber bist du zu seiner Bekanntschaft gerathen?"

Ja, das ist ein Geschichtchen, Herr Hauptmann, das ich mir nicht gern wiedererzählen mag. Ich muß, beim Donner, immer

dabei roth werden, bis an die Strumpfsohlen. Selbst der Beichtvater weiß nicht darum. Aber Ihr selber seid jung. Wißt wohl, Jugend hat keine Tugend, und, wo kein Bart, ist kein Verstand. Seht nur, da meine Zeit beim kaiserlichen Regiment in Preßburg zu Ende war, nahm ich den Abschied. Die Korporalfuchtel versalzt das Soldatenbrod doch zu stark. Ich nahm den Weg unter die Füße, heim ins liebe Bündnerland zu ziehen; aber ein leerer Geldsack ist auf der Reise eine größere Bürde, als ein voller. So kam ich nicht weiter, als gen Wien, oder vielmehr bis gen Hiezing, wo mir ein Bauer, als Knecht, Lohn und Brod gab. Da habt Ihr mich gefunden, oder vielmehr Gott führte mich zu Euch und Ihr erbarmtet Euch Eures armen Landsmannes. Ihr wißt noch, wie Ihr, mit den schönen Frauenzimmern am Arm, mich im Laxenburger Lustgarten um den Gärtner befragtet, und mir's gleich an der Sprache anspürtet, weß Landes ich sei? Und wie ich, keinen gesunden Lappen am Leibe, Euch mein Leid klagte, daß ich nicht heim könne, weil ich ohne Mosen und die Propheten den Weg nicht fände."

„Schon gut, Uli! Davon ist jetzt nicht Rede."

„Hört nur, jetzt kömmt's! Ihr und Eure schönen Damen, wißt Ihr? beschenkten mich reichlich. Ihr verspracht mir Reisegeld und Ihr brachtet es mir selber nach Hiezing und bliebt ein paar Tage dort wegen der Treibhäuser und des botanischen Gartens und hieltet mich kostfrei am Tisch im prächtigen Gasthaus. Als ihr nun fort waret, ging ich nach Wien, kaufte mir neue Kleider, machte Bekanntschaften allerlei. Und — — nun aber zürnet nicht. Lohn' Euch Gott, was Ihr an mir gethan habt. Und wenn ich's nicht werth war, dank' ich Euch dennoch mein Lebelang. Ihr seid der bravste Herr, den ich unterm Himmel weiß. Aber Kleider machen Leute, und wer Geld hat ist Meister; alle Welt ist gut Freund. Unter Euern hübschen blanken Thalern war

leider kein einziger Heckethaler. Ich ward unversehens wieder arm, wie eine Kirchenmaus, und mußte von Glück sagen, als mich das nette Nannerl beim Grafen, den Ihr kennt, in Dienst brachte."

„Du bist ein lockerer Gesell! und welches Nannerl, — wenn ich fragen darf?"

„Ei, seht Ihr, ein listiges, lustiges Mädel, Herr Hauptmann. Es gibt deren nicht zwei in der Welt. Wahrlich, das Nannerl würde die schönste Monstranz sein, wenn Heiligthum drin wäre. Damals flatterte die Hexe im Hause des Grafen, als Stubenmädchen, oder Haushälterin, oder Kammerkätzchen, oder so etwas herum, und war wohl noch mehr, als so etwas. Aber, unter uns gesagt, und nicht daß ich groß thun will, sie hatte mich doch lieber, als ihren Herrn, mit seinem vertrockneten, gelben Italienergesicht, das alle Tücke und Bosheit von Judas Ischarioth zur Schau trägt. Nannerl hat mir von dem Schleicher gottlose Streiche erzählt, die jeden andern ehrlichen Mann ins Zuchthaus geführt hätten. Aber was ging's uns Beide an? Wir hatten in Küch' und Keller Hülle und Fülle, wie im reichsten Kloster. Er zahlte schönen Lohn; den besten jedesmal für schlechte Streiche. Wir lebten also, wie gesagt, in Herrlichkeit und Freuden und machten uns gute Tage in Teufels Quartier. Das dauerte nicht lange. Der Graf meinte, er habe mich schon am Köder, und machte mir Anträge, — ich darf sie nicht sagen. Ich hab' ihm schwören müssen, stumm wie das Grab zu bleiben. Auch dem Teufel muß man Wort halten. Er jagte mich aus dem Dienst, gab mir aber Reisegeld und ich mußte auf der Stelle Wien verlassen. An Nannerls Zehen war ich eben auch nicht gewachsen, und so nahm ich den Laufpaß nach Bünden."

„Und du hast ihn jetzt in Chur wieder gefunden?" fragte Flavian ungeduldig.

„Gesehen, Herr, und gesprochen! Er ist mit den kaiserlichen

Truppen ins Land gekommen. Als mir ein Kriegsrathschreiber gestern die Briefe ins Engadin zu tragen gab, mußt' ich, auf sein Geheiß, den Grafen, im Wirthshaus zum weißen Kreuz, suchen, und dessen Befehle verlangen. Ich machte große Augen. Holla, dacht' ich, der sitzt, wie die Katze, wo man sie nicht sucht. Als er mich sah, that er wieder wunderfreundlich, wedelte um mich her; erkundigte sich um dies und das; auch, ob ich Euch kenne? Dann drückte er mir einen harten Thaler in die Hand, und einen Brief nach Samaden, und endlich Auftrag, zu forschen, und ihm zu melden, wie lange Ihr noch in St. Moriz bleiben würdet. Ich solle Euch aber ja nichts vermerken lassen; denn er möchte Euch angenehm überraschen, sagte er. Dabei lächelte er so hämisch-süß, wie der Fuchs vor dem Hühnerstall. Holla, dacht' ich, der trägt ein Schelmenstückchen im Sack. Aber, dacht' ich, warte du, es ist noch ein Kind zu taufen! Alle Donner, Herr Hauptmann, macht Euch aus dem Staube. Man geht gegen Euch mit bösen Dingen um. Gut, daß ich Euch schon auf dem Wege hier gefunden habe."

„Ich bin mir keines Vergehens bewußt," entgegnete Flavian.

„Herr, man geht der Otter aus dem Weg! Ihr seid, das weiß ich, ein so braver Vaterlandsmann, wie irgend einer zwischen Rhein und Welschland. Ich weiß es! Aber Ihr habt böse Feinde. Man nennt Euch einen Franzosen, einen Revoluzer, einen Landesverräther. Als mir das vor acht Tagen ein paar Ober-Bazer Halunken, auf dem Kornmarkt zu Chur, ins Gesicht sagten und ich Eure Partei nahm, und die Kerle behaupten wollten, ich müsse wohl auch so ein Franzosenschelm sein: gab ich ihnen auf's Schelmenmaul, daß die rothe Suppe darüberlief."

Uli gerieth bei der Erinnerung an diese Heldenthat dermaßen in Eifer und Zorn, daß er lange damit nicht enden konnte und zuletzt eine weitläufige Geschichte aller seiner Schlägereien damit

verspann. Prevost lenkte vergebens wieder zur Hauptsache ein. Als er von dem Schwätzer nichts Wichtigeres erfuhr, rief er der Wirthin und berichtigte die Rechnung für sich und seinen Tischgenossen. Dieser erhob sich dann ebenfalls, und, als wollt' er bescheiden dem Hauptmann die Zahlung für seine Person hindern, zog er seine Geldbörse zögernd hervor, und spielte mit ihr zwischen den Fingern. Zufällig fiel Prevosts Blick darauf. Plötzlich von einem Zauber gebannt, blieb dieser unbeweglich und sprachlos, die Augen starr auf die Börse geheftet. Dann riß er diese aus des Oberländers Hand, wandte und betrachtete sie von allen Seiten und murmelte finster: „Das elende, leichtsinnige Geschöpf!"

Der kostbare, grünseidene Beutel, von Goldringen geschlossen, zeigte die zarteste Stickerei; ein Meisterstück weiblicher Kunst. Die eine Seite schmückte ein Kreis von Rosenknospen und Vergißmeinnicht, in dessen Innerm die Buchstaben E. v. M. zu lesen waren. Die Gegenseite wies, auf blaßrothem Grunde, ein Kränzchen von Blüthenblättchen des Alpenrösleins, genau dem bekannten Medaillon der Frau von Schauenstein ähnlich. Der junge Mann war sichtbar ergriffen. Bald wollt' er die Börse wieder verächtlich auf den Tisch schleudern, und behielt sie in der Hand; bald eine Frage an deren Eigenthümer richten, und schwieg.

Der Oberländer weidete sich inzwischen an Prevosts Betroffenheit, die er für Bewunderung nahm, und schielte lächelnd zur Seite nach ihm. „Gelt, Herr Hauptmann!" rief er: „Gelt, das ist ein Prachtstück? Aber ich stecke das Ding nur ein, wenn ich Sonntagsgewand trage, und ein wenig hoffärtig thun will."

„Woher hast du die Börse?" fragte Flavian mit fast zitternder Stimme.

„Hei!" antwortete Uli schmunzelnd, indem er schalkhaft nach der Wirthin hinüberschaute: „Es ist nicht wohlgethan, so etwas in der Nähe eines hübschen Weibes zu sagen. Man schlägt sich

dabei gar oft die Hand in die Hechel. — Nun denn, Ihr wißt ja wohl, das Nannerl! Als ich da Knall und Fall von dannen mußte, weinte es bitterlich, das arme Weibsbild, und reichte mir den Geldsäckel beim Abschiede zum Andenken."

„Und woher hat ihn das Mädchen?" fuhr Flavian fort.

„Wer mag's wissen? Weiber und Mädchen schreiben sich viele Dinge nicht in den Kalender ein; fragt zum Beispiel unsere donnersnette Wirthin dort."

„Was?" rief die Wirthin lachend und gab dem Goliath einen derben Stoß in den Rücken: „Ihr ungerathener Sohn, hat Euch Eure Mutter so was gelehrt?"

Der Hauptmann ging schweigend auf und ab, während sich die Beiden neckten und zankten. Es traten ihm Thränen in die Augen. Er zerdrückte sie unwillig mit den Wimpern und murmelte: „Die Kokette! Die Schändliche!" — Er nahm die Börse, machte Miene, sie zu zerreißen; hielt wieder ein, und sprach in sich hinein: „Nicht so! Denkmal meiner Narrheit, Warnungszeichen für die Zukunft!" — Rasch kehrte er zu dem Tawetscher zurück, und sagte: „Höre, Freund Uli, den Beutel laß mir; das Geld darin laß ich dir; und, sieh, hier die Dublone dafür! Du schlägst mir die Bitte nicht ab?" Er warf ein Goldstück auf den Tisch und schüttelte den Inhalt der schönen Börse dazu.

Uli Goin sah ihm verwundert ins Gesicht, schob das Goldstück zurück, und sagte: „Was ficht Euch an? Mir das Ding zahlen? Bin ich nicht mit Haut und Haar Euer Schuldner; und wohl Niemand kömmt so wohlfeil dazu, wie ich, Schulden mit leerem Geldbeutel abzutragen. Macht Euch das Säcklein Freude, so macht's mir in Eurer Hand noch größere."

„Nimm! Und nun gute Nacht!" sagte der Hauptmann, indem er ihm die Hand drückte: „Es ist mir lieb, dich wieder gefunden zu haben. Schlaf wohl. Auf Wiedersehen. Frau Wirthin,

zeigt mir die Schlafkammer.“ Mit diesen Worten begab er sich eilig davon; die Wirthin ihm nach. Uli strich die Münze ein, beäugelte seinen Louisd'or, und murmelte vor sich hin: „Vor Geld zieht auch ein König den Hut ab!“

11.

Ein Brief aus dem Pathmos.

Andern Morgens war Flavian aus dem Gasthause verschwunden, eh' Jemand erwacht war. Wir wollen hier nicht erzählen, wie der politische Flüchtling glücklich über den Rhein entkam; sich mit andern Flüchtlingen, die er auf Schweizerboden fand, besprach; mit einem Handelshause in Basel Geldangelegenheiten ordnete, und darauf nach Luzern reiste, dem damaligen Sitz der höchsten helvetischen Behörden. Wir theilen, statt dessen, lieber einige der Briefe von daher mit, die der junge Mann, während des Winters, seiner Schwester schrieb.

„Warum denn Vorwürfe, Sabine, daß ich nicht sein kann, gleich Andern; auch nicht werden mag, wie sie? Ist's meine, oder des Schöpfers Schuld? Wahrhaftig, fast möcht' ich schwören, es gäbe, wie von Menschen und Thieren, auch verschiedene Racen von Geistern. Schilt mich immerhin einen unruhigen Taugenichts; du hast recht. Ich tauge unter diesen Leuten nichts, und weiß nicht, was ich in einer Welt zu schaffen habe, in der ich entweder entbehrlich stehe, oder gehaßt und betrogen werde. Wenn ich nicht bei dir, und bei dir allein sein darf, ist mir nirgends wohl, als allein bei mir. Und ich bin in meinem jetzigen Pathmos allein; daher auch behaglicher, denn ich seit langer Zeit war.

Mein Pathmos aber ist ein altes Landhaus auf der Höhe am Ufer des Vierwaldstättersees; etwa eine Viertel-Wegstunde von

Luzern. Unter mir, im Erdgeschoß, wohnt ein ehrlicher Küher, sammt Weib und Kindern, der das Vieh seiner Herrschaft zu überwintern hat; die Bedürfnisse meiner Haushaltung besorgen läßt; mir Bücher, oder Briefe, aus der Stadt bringt, oder dahin trägt. Unter meinen Fenstern breitet sich, in dunkelm Glanz, der See aus; jenseits desselben die stolze Schaar der Alpen von Unterwalden, die sich rechts an die verwitterte, gewaltige Pyramide des Pilatus stützt. Links drüben schweben luftig im Halbkreis die Eisfirnen von Uri, in wunderlichen Windungen und Umrissen.

Ich sitze am Fenster, dir schreibend, voll frommer Gefühle. Nähen und Fernen sind in das Gewand des Winters eingeschleiert. Die ganze Welt schwimmt im blendenden Silberlicht. Mir ist, als begehe die Natur einen heiligen Feiertag; als rufe sie leise auch das Menschenherz zur Mitfeier, und mahne, in ihrer Einförmigkeit, an Unendliches und Ewiges, was nicht dem Hienieden angehört. Ich liebe den Winter. Da bin ich in mich gekehrter, ruhiger, frömmer; im Sommer leichtsinniger, aufgeregter, aufgelöster in die Außendinge. Ich möchte um Alles nicht in südlichen Ländern wohnen, wie laut man sie auch preise. Der nördliche Himmel ist's, der die Völker, durch Mühen und Entbehrungen, zur Kraftentwicklung des Leibes und Geistes zwingt und durch häusliches Leben im engern Beisammenwohnen zum reichern Gedankentausch. Darum sind die Nationen des Nordens in Kunst und Wissenschaft die Ersten der heutigen Welt geworden; darum zivilisirter; darum erfindungsreicher und kühner. Darum sind die Religionen des Nordens prunkloser, aber geistiger; die der Südländer irdischer und sinnlicher gestaltet. Darum konnte im Norden nur der Protestantismus feste Wurzel treiben; der Süden nie vom Katholizismus lassen.

Mein Tagewerk ist ein so gleichförmiges, daß ich nichts davon

erzählen möchte; ein wahrer Gedankenstrich im Lebenslauf. Ich lese, ich schreibe, ich träume. Ein kleiner, ältlicher Herr, Namens Balthasar, Bibliothekar zu Luzern, versorgt mich gefällig mit den besten Werken englischer, französischer und deutscher Literatur. Da leb' ich, nur Geist unter den Geistern, und lasse mich von ihnen lehren und veredeln. Ich spiele mit den Kindern meines Hausgenossen und werde in ihrem Umgang, was sie sind, was wir sein und werden sollten, unschuldiger, wahrer, natürlicher. Ich fühl' es, wenn wir, bei allen unsern Erfahrungen, Kenntnissen und Künsten, nicht werden, wie diese, können wir nimmer ins Himmelreich eingehen. Der große Sinn des Jesuswortes ist mir nie so klar erschienen, denn jetzt.

Zuweilen besuch' ich unsern jungen diplomatischen Agenten in der Stadt, um Neues aus dem unglücklichen Bündnerlande zu vernehmen; zuweilen auch kömmt er wohl zu mir. Seit Einzug der kaiserlichen Truppen erfährt man aber wenig mehr von daher. Der Churer Kriegsrath entweiht ohne Scheu das Briefgeheimniß, und nimmt das Vermögen der Ausgewanderten in Beschlag. Unser Agent ist seines Bürgerrechts verlustig, sogar vogelfrei erklärt. Man hat sein Bildniß an den Galgen geschlagen, weil er sich der armen Ausgewanderten mit rastloser Thätigkeit bei den Behörden der Schweiz annimmt. Er hat es mir selbst mit lachendem Munde erzählt. „Weil mir nichts mehr gehört, will ich der Welt angehören; und weil mir Keiner hilft, Jedem helfen!“ sagte er neulich.

Ich weiß nicht, woher er den ewigen Frohmuth nimmt! Er ist jung; ohngefähr meines Alters; wissenschaftlich gebildet; beliebt und gesucht; lebt aber äußerst eingeschränkt, fast ärmlich; ob wegen Mangel an Mitteln, oder aus Grundsatz, ist schwer zu errathen. Ich glaube, er ist eine Doppelgestalt; in seinem Innern der schreiende Gegensatz des Aeußern. Jenes läßt er selten durch-

blicken; ich weiß nicht, ob er die Menschen inbrünstiger lieben, oder verachten mag? Er ist Diplomat von eigener Natur, der Opfer bringt und keines verlangt; heimlich weinen, öffentlich lachen kann; frommer Schwärmer in seinem Innern, glatter Weltmann von außen ist; wie ein Spiegel, die Farben, nach den Umgebungen, wechselnd, der in sich aber starr, kalt und spröde bleibt, wie das Spiegelglas. Ich beschreibe ihn dir, weil ich dir rathe, die Briefe für mich an ihn einzuschlagen. So erhalt' ich sie mit größerer Sicherheit.

Er gefällt mir und doch fürcht' ich ihn heimlich. Ich möchte mich dem gefälligen Mann ganz hingeben und kann es aus einer absonderlichen Art Mißtrauens nicht. Er bleibt mir dunkel, oder zweideutig; mich aber hat er durch und durch erkannt, so klar, wie du mich kennst. Denke dir, als ich ihm den ersten Höflichkeitsbesuch abstattete, sagte er mir Dinge, als wär' er in meine verborgensten Zustände eingeweiht; Dinge, die dir selber aus meinen Verhältnissen noch unbekannt sind.

Durch ihn wurd' ich auch den bedeutendsten Männern der helvetischen Regierung und der gesetzgebenden Räthe vorgestellt. Die Bekanntschaft derselben kann mir vielleicht in Zukunft nützlich werden. Am besten gefiel mir, von Allen, der Direktor Laharpe, ein Mann nach meinem Herzen; vom edelsten Korn und Schrot; ganz Glut für das Große und Gute, wie es sein sollte; vielleicht darum eben nicht für das, was da ist, gemacht. Eben so der gelehrte Senator Usteri, ein umsichtiger, großthätiger, behutsamer Staatsmann; und der bescheidene, stillwirkende Minister Stapfer. Alle haben sie die gleiche Liebe des Gerechten und Wahren; Alle das gleiche Ziel; Volksglück durch Volksfreiheit, und Volksfreiheit durch Geistesbefreiung der Menge. Alle aber wandeln dem gleichen Ziel auf ungleichen Wegen zu.

Genug für heut. Ein Glück für uns Beide, daß du im hei-

mathlichen Schlosse deines Mannes, und nicht in Bünden, wohnst. Wir können wenigstens furchtlos Herz gegen Herz aufschließen, bis ich dich im Frühjahr wiedersehe.

12.

Schicksal der Rose von Disentis.

Warum mir denn Vorwürfe, du Unbarmherzige, auch wenn ich sie verdiene? Wer spricht wohl gern von der Geschichte vergangener Thorheiten? Ich will mich heut aber doch überwinden; dich befriedigen, und über den Verlust der sogenannten Rose von Disentis, die dir so wichtig ist, Auskunft geben. Der Verlust ist mir wahrlich schmerzlicher, als dir. Ich erinnere mich nur zu wohl der Stunde, da wir sie aus der Hand der sterbenden Mutter empfingen und weinend an ihrem Bette knieten. Wir waren arme, unwissende Kinder; ich ein Knabe, damals von kaum siebzehn Jahren; du zähltest deren kaum fünfzehn. Uns starb Alles mit dem letzten Odemzug der lieben Mutter. Baron Schauenstein, der sich ihrer in den letzten Jahren, auf Empfehlung des Abtes Kathomen, mitleidig angenommen hatte, erfüllte auch das Gelübde, welches er der Hingeschiedenen gethan; nahm uns auf seine Güter; behandelte uns freundlich; hielt uns sogar einen Hauslehrer. Ich vermuthe jedoch, ein guter Theil der Unterstützungsgelder kam ihm durch den würdigen Abt von Disentis zu, den Freund unserer Eltern. Ich erwähne dies Alles nur, um dich an die sonderbare Verknüpfung der Umstände zu erinnern. Denn ohne diese Verhältnisse wär' ich wohl nie nach Wien gekommen, wo ich die Rose verlor.

Du warst gleich anfangs, du weißt es wohl, der Liebling des Herrn von Schauenstein. Anderthalb Jahre später, du standest

noch in erster jungfräulicher Entfaltung, machte er dich schon zu seiner Gemahlin; und nun hieß es, ich müsse schlechterdings studiren. Obgleich schon neunzehn Jahr alt, war ich doch noch ein ziemlich unwissender Bursch. Studiren oder nicht, schien mir so gleichgültig, wie dir damals dein Heirathen. Aber ich gewann die Wissenschaften lieb, je mehr ich lernte. Drei Jahre später zog ich, reif zur Hochschule, in die Kaiserstadt. Du sandtest mir deine Harfe nach. So oft ich sie in den Arm nahm, glaubt' ich dich zu umfassen. Ich drückte ihr manchen Kuß auf, der dir galt. Dir und mir ahnte nicht, in welches Irrsal sie mich noch führen werde.

In einem Wiener Dachstübchen, bei meinen Büchern, meiner Harfe und meinem Wasserkrug, lebt' ich gar zufrieden; wenn auch dürftig. Vierteljährliche hundert Gulden, die mir dein Eheherr zukommen ließ, reichten kaum für die unentbehrlichsten Bedürfnisse hin. Indessen gab's zum Glück für mich wenig Unentbehrlichkeiten, weil ich mich nie an sie gewöhnt hatte. Ich stand lange Zeit als Fremdling, in den neuen Umgebungen, und staunte Paläste, prächtige Gottestempel, Bildsäulen, Gemäldegallerien, Naturaliensammlungen an. Jeder Gang über die Gassen und Plätze lehrte mich etwas kennen, wovon ich aus Büchern dunkle Vorstellungen gesammelt, aber in unsern Bergen nichts Aehnliches gesehen hatte. Unser armes Vaterland kam mir daneben, wie eine Wildniß der Indianer vor. Du wirst dich gewiß noch der Begeisterungen erinnern, in denen ich dir damals Briefe schrieb.

Während ich aber in Bewunderung der Kunstwerke, öffentlichen Einrichtungen oder Erfindungen, wie ein Berauschter, umherwandelte, ward ich, mit nicht geringem Erstaunen, gewahr, daß die Menschen, trotz dem Allem, nicht edler und auch nicht glücklicher waren, als in unsern rauhen, armen Thälern. Ja, ich entdeckte, ohne alle Mühe, daß sie im Allgemeinen auf den Stufen

der menschlichen Gesittung noch tiefer standen, als unsere Landleute. Diese, in ihren rohen Naturen, sind darin wenigstens, wie in ihren bessern Eigenschaften, wahr; jene aber, inmitten ihrer Wissenschaften, Künste und großstädtischen Prunkereien, nur Zerrbilder der Menschennatur. Künstlich reizen, steigern und sättigen sie selbstsüchtige Begierden und halbthierische Gelüste; künstlich verhüllen sie ihr daraus quellendes Elend; künstlich sind sie von außen und innen. Selbst ihre Tugenden sind gewöhnlich nur auf Vortheil des Augenblicks berechnete Kunstwerke. Das nennen sie Lebensart, Civilisation, Fortschritt. Was sie Großes, Gutes, Schönes besitzen, Kirchen, Schulen, Theater, Akademien, Museen, oder die Wunder der Baukunst, Malerei, Musik u. s. w. sind bloß Mittel für Geldmacherei, Wohlleben, Ehrgeiz. Ich hätte wahrhaftig manchmal, beim Anblick der vornehmen und gemeinen Lüderlichkeiten, der verschwenderischen, hartherzigen Ueppigkeiten der höhern Stände neben trost- und hülfloser Armuth der Geringern, in eine Einöde flüchten mögen, würd' ich nicht, besonders in den mittlern Ständen, noch wirkliche Menschen gefunden haben; Menschen von unverkünsteltem Herzen und Verstande.

In deiner Vereinsamung, du liebes Kind, ist dir die unglaubliche Verwahrlosung und Verwilderung des niedern verlumpten, wie des hohen eleganten Pöbels der Residenzen und großen Städte noch immerdar so fremd, wie sie ehemals mir gewesen ist. Ich spreche nur davon, um begreiflich zu machen, wie übel mir unter diesen wohlgekleideten Scheinmenschen zu Muthe war. Auch pflog ich in Wien anfangs keinen Umgang, als mit einigen Musikern, die mich, mit meiner Harfe und Stimme, in die Konzerte zogen, welche sie von Zeit zu Zeit gaben. Ich ließ mich gern zu diesen ziehen, weil ich auf solche Weise unentgeldlich die Leistungen ausgezeichneter Künstler mitgenießen konnte.

Nun, Sabine, komm' ich zur Sache, der ich mich zu nähern sträube, und mich noch länger entgegensträuben möchte.

An einem reizenden Sommernachmittag begab ich mich hinaus ins Freie, jenseits der Vorstädte, um mich zu zerstreuen. Auf der etwas steil abfallenden Landstraße sprengte mir, im tollsten Galopp, ein einspänniges, zierliches Cabriolet entgegen. Drinnen schrie eine vornehme Dame um Hülfe. Der Kutscher, im Tressenrock, schrie die Vorübergehenden an, das Roß aufzuhalten, welches nicht mehr zu bändigen war, weil es einen der Lederstränge zerrissen hatte. Jeder sprang scheu auf die Seite. Es gelang mir, der rasenden Bestie in die Zügel zu fallen. Darüber aber zerbrach eine der Stangen des Wagens. Unter Beistand von mir stellte der erschrockene Kutscher das Fuhrwerk zur Nothdurft her, um es weiter zu schleppen. Die Dame war halb ohnmächtig. Ich suchte sie zu beruhigen. „Verlassen Sie mich um Gotteswillen noch nicht!" sagte sie zitternd. Ich mußte zu ihr in das Gefährt sitzen. Sie war reich gekleidet, und, ob sie gleich hoch in den Dreißigern zu sein schien, trotz der Fülle ihres Körperbaues, wirklich hübsch, von majestätischer Gestalt, blühender Farbe, großen, junonischen Augen!

Sie sagte viel Verbindliches; betrachtete mich unabläßig; und äußerte, daß ich ihr nicht unbekannt sei; daß sie mich aus Konzerten kenne, die sie, wie sie mich glauben machen wollte, gern meines Gesanges willen mit Harfenbegleitung, zu besuchen pflegte. Während in der Vorstadt nach einem Fiaker ausgeschickt ward, mußt' ich über meine Verhältnisse in Wien, über meine Wohnung, über meine Studien u. s. w. Auskunft geben. Ich nahm keinen Anstand, ihr mit Offenheit Genüge zu thun; und erfuhr beiläufig, sie sei eine verwittwete Baronesse von Grienenburg.

Sie entließ mich erst, als ich sie zu ihrem Palast begleitet hatte.

Wenige Tage später erschien in meinem Dachstübchen, von ihr beauftragt, ein Herr, der sich Graf Malariva nannte. Er wußte mir ungemein viel Schmeichelhaftes zu sagen, und lud mich ein, jener Dame in einer Spätstunde folgenden Morgens Besuch machen zu wollen. Nie ist mir im Leben ein unheimlicheres Gesicht aufgestoßen, als das dieses Menschen. Das ganze Antlitz dieser magern, langen Figur, die sich mit schlangenhafter Geschmeidigkeit graziös bewegte, war eine lächelnde Mephistopheles-Larve, in der Zug für Zug irgend ein geheimes Laster zu predigen schien. Zwar sagte jedes seiner Worte eine Artigkeit; aber die Stimme, als weigerte sie sich der Lüge, ward oft zum ziegenartigen Meckern, so freundlich auch das gallichte Gesicht dazu that. Dabei schlichen die Augen stets scheu auf die Seite, ohne dem Angeredeten einen Blick in ihren Spiegel zu gestatten. Dieser Graf mochte ein Mann von mehr, denn vierzig Jahren sein. Ich erwiederte seine Höflichkeiten mit den meinigen, und meinte: die Physiognomie dieses Weltmanns könne täuschen, und er besser sein, als sie.

Andern Tags also begab ich mich zu der Baronin, und geberdete mich fast verlegen auf den glänzend polirten Marmorplatten des Vorzimmers, wo mich ein Kammerdiener in schimmernder Livree erwartete und mich seiner Gebieterin ankündete. Ich hatte bisher eigentlich nie den verschwenderischen Aufwand der Großen in ihren Wohnungen nahe gesehen.

Durch einen weiten Saal, mit Kristallleuchtern, hohen Spiegeln, Gemälden, Blumenvasen und köstlichem Zimmergeräth geschmackvoll ausgeziert, ward ich in ein niedliches, kleines Kabinet geführt, wo mir die Freiherrin freundlich entgegen kam.

Nach den ersten Höflichkeiten, Entschuldigungen, Fragen und Antworten lenkte sie auf Anderes ein. „Ich hätte von dem Retter meines Lebens wohl mehr Theilnahme, wenigstens Nachfrage

um mein Befinden, erwartet," sagte sie mit einschmeichelnder Güte: „Aber ich hoffte drei, vier Tage vergebens. Wenn Sie, allzubescheiden im Urtheil über sich, das Wagstück, mit welchem Sie mich retteten, leicht vergessen, kann und darf ich's doch nicht. Ich wollte meinen Schutzengel noch einmal sehen und ihm persönlich danken. Zudem muß ich Ihnen, wenn auch eben nicht zu meinem Ruhm, gestehen", fügte sie mit muthwilligem Lächeln über sich selber hinzu, indem sie mich neben sich auf ein Sofa zog: „Sie haben sich in mir eine sehr ungenügsame Person verpflichtet. Ich bin mit dem ersten mir gebrachten Opfer noch nicht zufrieden. Ich möchte Sie um ein zweites und fast noch größeres bitten. Sie sind, haben Sie mir eben erklärt, ohne Bekannte und Freunde in Wien. Wollen Sie einstweilen mich und die Meinigen dazu aufnehmen? Offen gestanden, mein lieber Herr Prevost, ich bin Wittwe und bedarf mancherlei Rath, That und Beistand in meinen Angelegenheiten. Mir fehlt es an einem Hausfreund, der gefällig genug ist, meine Korrespondenz zu führen, die Besorgung von mancherlei Geschäften zu übernehmen; auf Reisen mein schirmender Begleiter zu werden, und in müßigen Stunden mir Unterhaltung und Belehrung zu gewähren. Zwar Graf Malariva ist mein Schutzherr, und guter Freund, aber wohnt etwas entfernt, und ist häufig abwesend von Wien. Ich bitte," sagte sie und schloß meine Hand in die ihrige: „wollen Sie der Hausfreund werden, der mir nöthig ist?"

Dies war Einleitung zu einem langen Gespräch, in welchem ich mit den Familienverhältnissen der Baronin, sowie mit ihren Wünschen vertraut gemacht ward, zu denen auch gehörte, daß ich sie und ihre Stieftochter, ein Fräulein von Marmels, in Nebenstunden in Gesang und Harfenspiel unterrichten möchte. Meine Einwendungen wußte sie mit der anmuthigsten Beredsamkeit zu beseitigen. Mir schien das ein ganz artiges Abenteuer, dem man

nicht ausweichen müsse. Aus dem engen Dachstübchen plötzlich in einen Palast, aus der Armseligkeit in den Mitgenuß verschwenderischen Ueberflusses versetzt zu werden, konnte wenigstens meine beschränkte Weltkenntniß erweitern. Das einnehmende Wesen der Dame siegte. Ich ergab mich. Noch in derselben Woche mußte ich den von der Freiherrin gemietheten Palast beziehen. Ich empfing einige schöne Zimmer; eigene Bedienung; Rechnungsbücher und Kasse der Gebieterin; statt der einfachen Kleidung die reichste Ausstattung; statt bisherige Einsiedlerei, Zutritt in die glänzendsten Gesellschaften.

13.

Fortsetzung.

Die vortheilhafte Aenderung meiner Lage ließ ich dir in meinen Wiener Briefen zwar damals nicht unbekannt, liebe Sabine; doch späterhin warf ich über Manches einen Schleier, wozu mich, ich weiß es selbst nicht, Pflichtgefühl, oder Scham vor mir selber, oder Furcht, dich zu betrüben, bewogen hat. Genug, die Dinge gestalteten sich nach und nach sonderbar um mich her.

Zu den nächsten Umgebungen der Frau von Grienenburg gehörten ihre Stieftochter, und Graf Malariva. Dieser machte dem Fräulein Elfriede von Marmels den Hof; war im Hause, als ihr Zukünftiger, angesehen, und von der Baronin schon, wie künftiger Eidam, behandelt. Doch schien Fräulein Elfriede noch gar zu jung. Sie hatte kaum das sechszehnte Jahr verlassen. Stand das Pärchen beisammen, glaubt' ich immer Belial neben einem Engel zu sehen.

Das jungfräulich-stolze Wesen des Mädchens, und die seelenvollen Züge des kindlich-zarten Gesichts hätten auch wohl von

Greisen bewundert werden müssen; geschweige von einem jungen Menschen, wie ich, erst fünfundzwanzig Jahre alt. Schon in den ersten Tagen nahm ich wahr, daß Elfriede nicht das Schooskind der Baronin sein mochte, und daß täglich kleine Zwiste unter Beiden walteten; daß die Stiefmutter sich bei jedem Anlaß in höflichen Spötteleien und witzig-bittern Bemerkungen gegen die Tochter gefiel; daß sich diese hinwieder nichts weniger, denn als stille Dulderin, bewies, sondern, wenn auch mit dem Ton feinster Lebensart, selbstständig, entschlossen, gleichsam gebieterisch-vornehm betrug.

Die verlangten Unterrichtsstunden auf der Harfe gab ich abwechselnd Beiden sehr regelmäßig; bald aber mit ganz entgegengesetzter Gemüthsstimmung. Zur Baronin begab ich mich jedesmal mit einer gewissen heimlichen Scheu. Sie ward in solchen Stunden stets zutraulicher gegen mich, endlich sogar muthwilliger, schmeichelnder und neckender, und Alles mit einer Theilnahme und Zärtlichkeit, die zu erwiedern, mir der Anstand verbot, und mich unangenehm in mich selbst zurückschüchterte. Sollt' ich hingegen zur Lehrzeit in des Fräuleins Zimmer, geschah es jedesmal mit einer Art wunderlicher Bangigkeit. Wie harmlos die junge Schülerin mich auch empfing, ihr Freundlichthun glich immer der Herablassung einer Gebieterin.

Ich näherte mich ihr mit der Ehrfurcht, wie ein frommer Katholik seiner Heiligen. Ja, Sabine, sie war schön. Aber sie ward, zu meinem Unglück, jeden Tag schöner, aber dabei in ihrer Haltung gegen mich immer fremder, kälter, ich möcht' beinahe sagen, adlich-hochmüthiger; kaum so gefällig oder leutselig, wie gegen die übrige männliche und weibliche Dienerschaft des Hauses. Es war schlechter Trost, daß sie mich etwa auf gleiche Weise behandelte, wie den Grafen von Malariva, trocken nur; die Formen allgemeiner Höflichkeit bewahrend. Wenn sie einmal zufällig die

Gnade hatte, zu äußern, daß sie mich schon früher in Konzerten bemerkt habe; oder, daß ihr mein Name Flavian gefalle, entzückte mich die seltene Herablassung. Und doch verdroß mich solche Stellung des Mädchens mir gegenüber, oder vielmehr, mich ärgerte meine unwillkürliche Selbsterniedrigung, meine demüthige Abhängigkeit. Ich strengte mich an, meinen Mannesstolz, meine Selbstständigkeit zu erringen, wie schwer mir's auch ward. Ich begann wenigstens, mich unbefangener oder gleichgültiger zu benehmen und zu stellen, als ich's oft war.

Nicht minder quälend und peinvoll ward zuletzt mein Zustand durch das allzuzärtliche Wesen der Baronin Grienenburg. Sie verrieth immer deutlicher eine Zuneigung, die ich nicht erwiedern mochte. Ihr Zuvorkommen in Allem, ihre Tändeleien, ihre Geschenke, das Spiel ihrer Finger, bald mit meinen Händen, bald in meinem Haar, glich anfangs bloß einem Scherz und Uebermuth, in welchem sich die weibliche Würde dann und wann vergessen mochte. Ich bewahrte streng abgemessenes Betragen. Doch zuletzt ward, was anfangs den Schein fröhlichen Leichtsinns von ihrer Seite gehabt, ernster, inniger, ja, Ausbruch von Leidenschaft.

Als ich eines Abends zur Harfe ein neues Gesangstück vorgetragen hatte, betrachtete sie mich eine Weile stumm, mit feuchten Augen und wehmüthigem Lächeln; rief dann: „Mensch, wie kann doch Ihre Stimme weicher und gefühlvoller sein, als Ihr Herz?“ Sie warf sich an meine Brust; schlang ihre Arme um meinen Hals, drückte mir glühende Küsse auf Wangen und Mund, die ich, in bitterster Verlegenheit, mit banger Höflichkeit, erwiederte, um nicht zu kränken.

Inmitten ihrer Liebkosungen aber faßte ich den Entschluß, das meinen Frieden verderbende Haus zu verlassen. Eine Nothlüge bot sich mir sogleich dar. Ich riß mich von der Baronin mit ge-

heuchelter Zärtlichkeit und Verzweiflung los, und erzählte ihr, dein Gatte, theure Sabine, habe mich zurückgerufen; denn du lägest todtkrank darnieder. Sie ließ sich täuschen. Sie suchte mich zu beruhigen. Ich gelobte, bald nach Wien zurückzukehren. Mitleiden schien nun ihre Liebe zu veredeln und zu erhöhen. Als sie mich entließ, sagte sie schluchzend: „Flavian, sei barmherzig; werde nicht mein Mörder. Ich kann deine Abwesenheit nicht überleben."

Andern Tags fing ich sogleich an, das etwas weitläuftige Rechnungswesen der Baronin durchzugehen, um die Verwaltung ihres und des eben so großen Vermögens ihrer Stieftochter in Ordnung zu hinterlassen. Jedermann im Hause erfuhr die Nähe meiner Abreise. Die Freiherrin, Meister weiblicher Verstellungskunst, benahm sich, in Gegenwart Anderer, so leicht und gelassen gegen mich, wie immer. Anders fand ich das Fräulein, als ich in gewohnter Stunde meine Harfe zu ihm ins Zimmer trug. Es fuhr bei meinem Eintritt erschrocken vom Stuhl auf; erwiederte meinen Gruß kaum; wandte sich von mir ab; erklärte, sie verlange eben heut keinen Unterricht; und mit dem Gesicht gegen das Fenster, trocknete sie die Augen. Ich harrte eine Weile schweigend; dann empfahl ich mich ehrerbietig. Sie aber rief mich zurück, trat mir einige Schritte entgegen und fragte: „Sie wollen also fort von uns?" Ich wiederholte ihr meine Nothlüge.

„Und noch eine Frage!" sagte sie nach einigem Schweigen. Ihre Lippe bebte, als wolle sie gewaltsam ein Gefühl überwinden, dessen sie sich schämte. Dann fuhr sie fort: „Sagen Sie mir mit Ihrer natürlichen Offenheit, Herr Prevost: Ist's der Gedanke an Ihre Schwester, oder Mißmuth über uns, was Sie schon seit einiger Zeit verstimmt? Sie sind nicht, wie sonst. Sind Sie beleidigt worden? Hab' ich Sie vielleicht unwissender Weise ge-

kränkt? Ich seh' es, Unwille ist's gegen mich, der Sie fortzieht. Sie thun mir Unrecht!"

Es überflog mich, bei diesen Worten, wie Glut. Sie sah meine Verwirrung, mein Erröthen, und, während ich Antwort suchte, blieb ihr Blick, vom Thränenglanz gebrochen, fest auf mich geheftet. Dann warf sie sich in einen Sessel, und gab ein Zeichen, mich zu entfernen.

„Nein, mein Fräulein, nein!" rief ich, tiefer bewegt und unbehutsamer, denn sie; kniete zu ihren Füßen und ergriff ihre Hand: „Nein, wie könnten Sie mich kränken? Und wenn Sie mich tödteten, ich würde Sie dennoch — —." Es war mir unmöglich, das Wort auszusprechen, was sie demungeachtet errieth.

Es gab Stillstand in unserm Gespräch. Ich lag gedankenlos vor ihr, meine Lippen auf ihre Hand gedrückt. Sie hielt mit der andern die Augen bedeckt; noch lange bedeckt, auch da sie nicht weinte. Sie befahl mir, aufzustehen. Ich blieb mit niedergeschlagenen Augen vor ihr. Endlich nahm sie das Wort und sagte: „Nun bin ich beruhigt. Und," — setzte sie stockend hinzu: „nun bleiben Sie bei uns; Sie wollen uns nicht mehr verlassen?"

Sie sprach's. Sie war plötzlich wieder gefaßt. Sie lächelte mich mit traulicher Herzlichkeit an. Sie hatte mich, ich hatte sie verstanden. Dies schien uns Beiden zu genügen. Der Trennung ward mit keinem Worte weiter gedacht. Wir sprachen von hundert andern, oft gar unbedeutenden Dingen; aber kein Wort von Liebe. Es war, als hielt edle Scham den Ungestüm der Gefühle im Zügel. Doch aus der Betonung jeder Silbe klang es, wie eine Stimme von verschwisterten Seelen. Wir plauderten ganz sonderbar, wie noch nie; ganz wie frohe, getröstete Kinder, die sich, nach einem kleinen Zwist, versöhnen und viel zu erzählen

haben. Sie klagte über Lieblosigkeiten ihrer Mutter; über Zudringlichkeiten des ihr verhaßten Grafen; meinte, ich solle ihr Freund werden, denn sie habe in der weiten Welt keinen, als eine entfernt lebende Freundin, in Mähren, glaub' ich. Sie wäre eine Waise. Ich hinwieder plauderte ihr von der Schweiz; von der Schönheit des Engadins; von dir, liebe Sabine. Sie erkundigte sich dann nach Allem. Endlich deutete sie mit dem Finger auch nach dem Bändchen, das du mir aus deinen Haaren zum Medaillon geflochten. Sie hatte es schon längst bemerkt, wenn es unterm Halstuch etwas vorgeschoben erschien, und fragte nun: „Tragen Sie das Bild der Frau von Schauenstein? Zeigen Sie mir das liebe Bild. Ich wünschte mir eine Schwester, ich armes Mädchen, eine Schwester, wie Sie so glücklich sind, zu besitzen."

Als ich ihr die Rose von Disentis zeigte, sah sie mich mit großen Augen an. Und als ich ihre stumme Frage beantwortete; ihr die einfache Geschichte des Medaillons mittheilte; dann dazu die Worte der sterbenden Mutter sagte: Gib es dereinst nur, wem dein ganzes Herz gehören wird! — bemächtigte sich meiner eine unglaubliche Verwirrung. Ich sah, wie trunken, in Elfriedens trunkene Augen. Das Medaillon zitterte in meinen Fingern. Ich reichte es Elfrieden schweigend hin und zur Erde gesenkten Blicks. Sie nahm es. Ich weiß nicht, was in ihr, was in mir vorging. Ich konnte nicht zu ihr aufblicken. Sie sprach kein Wort. Sie legte nachher ihre Hand auf meine Schulter; ihre Stirne an mein klopfendes Herz. Es ward ein stummer und doch ewiger Vertrag. Mein Gott, welch ein Augenblick! Und wie ich allmälig von einem Zustande, den ich nicht zu benennen weiß, von einer Entzückung oder Bewußtlosigkeit zu mir selber kam, fand ich unsere Hände in einander verschlungen, und unsere Lippen an einander hangend, Seele um Seele vom Andern einsaugend.

Elfriede drängte mich sanft zurück, mit einer Miene, wie über sich und mich und diesen Augenblick erstaunt; und stand mit hochrothen Wangen, aber wunderbar verklärtem Blick vor mir. Wir sagten nichts mehr; reichten einander noch zum Abschied die Hand, und trennten uns lautlos. Ich taumelte, ein Berauschter, zu meinem Zimmer und glaubte mir selber nicht.

Was soll ich dir noch sagen, theure Sabine? Du weißt Alles. Daß ich blieb? Daß ich mir mit einer neuen Nothlüge half, deine Gesundheitsumstände hätten sich zu meiner großen Freude gebessert? Aber, Sabine, nur um so qualvoller war von da an, zwischen Mutter und Tochter, meine Stellung geworden. Ich war ein überseliger, und doch unseliger Mensch. Niemandem im Hause ahnte, wie ich da, zwischen Himmel und Hölle hingebannt, athmete. Das konnte kein gutes Ende nehmen! Ich vermocht' es nicht länger, ein Leben zu tragen, in welchem ich den Verstand zu verlieren fürchtete; und wußte doch nicht, wie mich loswinden? Durch Flucht? Aber ich liebte Elfrieden bis zum Wahnsinn. Sollt' ich das Herz des engelreinen Kindes brechen und das meinige? Dann aber empörte sich das Gewissen in mir gegen das Spiel, welches ich trieb und treiben sollte. Ich fühlte die Allgewalt der ersten und einzigen Liebe; und ich war die erste und einzige Liebe des jungen Mädchens. Sollt' ich eine Flamme, wie ich sie unbesonnen entbrennen ließ, unbesonnen fortlodern lassen? Ich wußte ja nur zu gut, Elfriede, in ihrem vornehmen Stande, mit ihrem Reichthum, könne nie die Meinige werden, wenn ich nicht etwa den Fluch des Verführers, oder Entführers, auf mich laden wollte? — Und die Baronin und ihre mir widerwärtige Leidenschaft, sollt' ich ihr gegenüber ein kaltblütiger Heuchler werden; mir ihre Geschenke, ihre Zärtlichkeiten, ich sollte sagen, ihre Versuchungen gefallen lassen? Sie dauerte mich. Ich mochte sie nicht betrügen.

Ich bekannte es Elfrieden. Ich sagte ihr Alles. Ich war es ihr schuldig. Es kostete mir keine Ueberwindung. Vor ihr wollt' ich rein stehen. Wie sie das Unerwartete hörte, saß sie mit krampfhaft in einander gefalteten Händen vor mir. Bald ward sie blaß, bald roth; ihre Miene bald starr, wie vom Erstaunen, bald vom Ausdruck der ekelhaftesten Verachtung bewegt; ihr Auge bald matt und todt, bald im geheimen Zorn funkelnd. Ihr erstes Wort war: „Das elende Weib! Und ich — ich soll es Mutter nennen!"

Dann, nach kurzem Sinnen richtete sie sich zu mir auf, und sagte: „Ich bin unglücklicher, denn Sie, lieber Flavian; aber beugen soll mich dies Schicksal nicht; höchstens mag es mein ganzes Dasein zerbrechen. Von ihnen fordr' ich nur noch ein Opfer; ein Opfer von drei, vier, fünf Wochen. Bleiben Sie nur so lange noch in diesem unseligen Hause. Vielleicht kömmt mir bis dahin Rath oder Hilfe von einer geliebten, einsichtsvollen Freundin; der einzigen, die ich habe, der ich mich ganz und in Allem vertraue. Sie lebt auf ihren Gütern bei Brünn, in Mähren. Es ist ja nicht so weit dahin. Ich schreibe ihr noch heute. Meine mütterliche Freundin läßt mich nicht ohne Antwort. Harren Sie aus. Ich habe Ihnen bis dahin nicht Muth, nur Vorsicht zu empfehlen. Freilich, meine Hoffnung ist nicht groß. Der entsetzliche Krieg! — Sei es! Mißlingt Alles, dann — dann verlassen Sie uns. In der Nähe der Frau von Grienenburg dürfen Sie nicht länger athmen."

Während dieser Worte stand das zarte Geschöpf in stolzer Haltung vor mir, entschlossen, scheinbar ruhig, aber mit dunkelglühenden Wangen und flammendem Blick. Ich versprach Erfüllung, und versuchte ihr wild empörtes Herz zu besänftigen. Elfriede erwiederte nichts. Sie schien mich kaum zu hören. Es folgte eine lange Pause. Dann, indem sie mich mit ihren schönen Augen, voller Schwermuth und inniger Liebe, betrachtete, sagte sie: „Ja,

Flavian, ich bin unglücklicher, als Sie. Glauben Sie es mir. Ihre Armuth bringt Ihnen nicht soviel Drangsal, wie mir der Reichthum. Ich bin ja leider nur ein wehrloses Mädchen; Sie aber sind Mann. Sie sind verwaist, wie ich; haben sich aber noch eines treuen, liebenden Schwesterherzens in der öden Welt zu freuen. Ich bin ohne Schwester, ohne Bruder, Waise überall; habe Niemanden unterm Himmel zu meinem Schutz gefunden, als Sie einzig. Werden Sie ganz mein Bruder; ganz, bis zum Tode! Sie haben es mir gelobt; mir das heiligste Unterpfand gegeben; Ihre Rose von Disentis! Wissen Sie noch?" — Und indem sie es sagte, zog sie lächelnd das Medaillon aus dem Busen. — „Ich gebe Ihnen dafür ein Gegenpfand. Es ist von meiner Arbeit. Wenn uns das Verhängniß je scheiden sollte, nichts soll mich von Ihnen scheiden. Ich will immer und ganz Ihre Schwester sein, wie es je ihre Schwester Sabine sein konnte. Und wenn wir auch persönlich getrennt sind, denken Sie bei diesem Unterpfand, und es ist auch eine Rose von Disentis! — denken Sie an diesen Augenblick, an dies mein Wort! — Ich ehrte von jeher die Festigkeit Ihrer Gesinnung, Ihren Edelmuth; und nun in Ihnen einen Bruder, von Gott mir zugeführt. — O welch ein Name? Bruder! Flavian! o du, mein Flavian, denk' an diesen treuen Schwesterkuß!"

Sie schloß mich in ihre Arme. Unsre Seelen schworen sich Treue. Elfriede ward ganz Flamme. Ihr Busen wogte ungestümer; ihre Lippen brannten. Plötzlich trat sie zurück, und winkte mir, mit abgewandtem Gesicht, mich zu entfernen. Ich ging.

Das Unterpfand aber, welches ich in meiner Hand fühlte, war ein seidener Geldbeutel, grün, mit Goldringen, auf deren innerer Seite einer derselben die Anfangsbuchstaben ihres, der andere die meines Namens trug. Ein wohlgelungenes Abbild des Medaillons, das ich ihr gegeben, zierte, in feiner Stickerei, das

Aeußere der grünen Börse; ein E. v. M., von ihren Haaren, stand gegenüber.

14.

Schluß des Briefes. Die Scheidung.

Mehr, denn einmal, Sabine, bin ich vom Schreiben aufgesprungen. Ich könnte dir mit leichterm Herzen ein Verbrechen beichten, als das, was dieser lange Brief erzählt. Ich habe für immer den Glauben an die Menschheit verloren; und kann ihn nie wieder gewinnen. Nur dir allein, liebe Seele, allein dir noch darf ich trauen. Außer dir hab' ich, wie dich, keinen Sterblichen so herzinnig geliebt, als die, welche sich ebenfalls meine Schwester nennen wollte. Und ich leichtgläubiger Thor, ich Alberner! freute mich des Blendwerks, und ließ mir von den Launen eines eiteln, leidenschaftlich-reizbaren, wetterwendischen Kindes das Herz brechen! Aber du weißt noch nicht Alles. Vernimm es in wenigen Andeutungen.

Mit Elfrieden einverstanden, darum ruhiger in mir, spielte ich die begonnene Rolle zwischen Tochter und Stiefmutter fort; eine Rolle, deren ich mich vor mir selber schämen mußte. Doch kaum vierzehn Tage später ward ich ihrer entledigt, und auf eine Weise, die mir noch jetzt das Blut in allen Adern sieden macht.

Ich bemerkte eines Tages seltsame Veränderung aller Gesichter im Hause. Abends vorher war plötzlich ein junges Stubenmädchen verabschiedet und aus dem Hause entfernt worden. Ich hatte noch spät Lärmen von Stimmen gehört, worin ich die der Baronin und ihrer Tochter deutlich unterscheiden konnte. Nicht nur die männliche und weibliche Dienerschaft sah mich mit sonderbaren, geheimnißschweren Mienen an, sondern auch die Gebieterinnen derselben

gaben sich ungewöhnlich ernst, zurückhaltend, einsilbig. Frau von Grienenburg saß, beim ehemals muntern Frühmal, jetzt in sich verschlossen, nachdenkend, verdrießlich da. Elfriede würdigte mich keines Blicks; ihre Augen schienen verweint; ihre Wangen glühten, wie von stillem, verborgenem Aerger. Vergebens sucht' ich Gespräch anzufädeln. Der Faden ward sogleich jedesmal abgerissen. Ich äußerte endlich bescheiden einige Fragen, was die Heiterkeit der Damen gestört haben möge? Die Baronin antwortete mit Achselzucken; Elfriede, ungestüm, verließ das Zimmer. In dem Augenblick trat der Graf Malariva zu uns ein, den Damen einen Morgenbesuch abzustatten. Die Baronin ward gegen ihn gesprächig, ohne die Züge des Mißmuths zu verlieren. Auch ich redete ihn höflich an. Er, sonst der Gefälligste, Liebenswürdigste, drehte mir, mit Unmuth, oder vielmehr mit einer Art Abscheus, den Rücken zu und ließ mich stehen. Ich verlor fast alle Fassung; wollte Erklärung fordern. Die Baronin aber zog den Grafen an ein entferntes Fenster, leises Gespräch mit ihm zu führen.

Unverkennbar hatte Alles im Hause gegen mich über Nacht feindselige Stimmung angenommen. Die Veranlassung dazu blieb mir unerklärlich. Ich vermuthete mit Schrecken, es sei von der Baronin mein Verhältniß zu ihrer Stieftochter entdeckt. Eifersucht, Ahnenstolz und Wuth verschmähter Liebe konnten allein solche Verwandlung geschaffen haben. Ich begab mich auf mein Zimmer und brütete ängstlich über tausend verhaßte Möglichkeiten. Abends aber hofft' ich von Elfrieden, an die ich mich allein wenden konnte, den Schlüssel des finstern Räthsels zu erhalten. Ich hoffte vergebens. Die Damen blieben für mich den ganzen Tag unsichtbar. Sie erschienen nicht bei Tische; sie ließen mir die gewohnten Unterrichtsstunden absagen. Dennoch bewog ich eine Kammerfrau, das Fräulein dringend um einen Augenblick Gehör für mich zu bitten. Es ward abgeschlagen. Denke dir meine Bestürzung!

Andern Morgens empfing ich ein Briefzettelchen von der Baronin, mit eingeschlossenen fünfzig Dukaten und ungefähr folgenden Worten: Herr Prevost sei gebeten, die Wohnung der Baronin von Grienenburg ohne Zögern zu räumen, nachdem er Rechnungen und Verwaltungsbücher, in welchem Zustande sie immerhin sein mögen, dem Herrn Grafen Malariva übergeben haben werde. Ich blieb lange, wie angedonnert, ohne Rath und Entschluß. Noch einmal sucht' ich das Fräulein auf; dann die Baronin selbst. Um jeden Preis wollt' ich Aufklärung über dies Betragen. Man wies mich zurück von den Thüren. Eine halbe Stunde später trat der Graf zu mir ins Zimmer, die Schriften der Baronin zu fordern. Ich gab sie hin und bat ihn dringend, um Aufschluß über das, was zu solchem Verfahren mit mir berechtigt habe?

„Ich bin ohne jeden Auftrag, mein Herr," erwiederte er kalt, „Ihnen über etwas Antwort zu ertheilen, das Sie ohne allen Zweifel besser wissen, als ich. Sie werden verzeihen, wenn ich mich auf keine Weise in fremde Angelegenheiten mische."

Damit nahm er die Verwaltungsbücher und ging davon. Ich war in Wuth über so schimpfliche Behandlung und über mich selbst; denn, leider, ich fühlte mich doch nicht von aller Schuld rein. Die gesammte Welt verwünschend, packt' ich mein altes Eigenthum in den Koffer; ließ sämmtliche Geschenke der Baronin zurück, auch ihre fünfzig Dukaten dazu, und suchte mein ehemaliges Dachstübchen auf. Hier nun faßt' ich hundert wahnsinnige Entschlüsse; und eben darum reifte keiner zur Erfüllung. Denn inmitten schmerzlicher Gefühle und wildlodernder Leidenschaften, blieb ich mir bewußt, ich sei in diesem Zustande nicht meines Verstandes mehr mächtig, keines gesunden Urtheils, keines besonnenen Beschlusses fähig. Die Wiederkehr meiner Gemüthsruhe zu beschleunigen, wählt' ich das sicherste aller Mittel; floh die Einsamkeit, suchte Zerstreuungen, trotz meines Widerwillens dagegen; durchlief Stadt

und Vorstädte, Prater und Au, Theater, Kirchen und Kaffeehäuser. Es währte dreimal vierundzwanzig Stunden. Ich besiegte mich. Ich war wieder nüchtern.

Mit Gleichmuth schrieb ich nun an Elfrieden über das Geschehene; beschwor sie flehentlich um Aufklärung; wiederholte das Gelübde meiner Liebe; betheuerte, wenn ich auch Verachtung, oder Zorn, ihrer Stiefmutter verdient hätte, doch gewiß, für Elfriedens Herz mir zu grollen, kein Grund vorhanden sein könne. — Statt der Antwort erhielt ich meinen Brief unerbrochen zurück. Auf dessen Rückseite waren von Elfriedens eigener Hand die Worte geschrieben: „Wird nicht angenommen und nie mehr dergleichen. E. v. M." — Ich zerriß in der Aufwallung das Papier; schwor der Leichtfertigen ab, und wurde ruhiger. Denselben Tag brachte mir spät Abends ein Lohnbedienter die in Elfriedens Zimmer zurückgelassene Harfe; ihm auf dem Fuß folgte, zu meinem Erstaunen, der Graf Malariva. Aber er erschien willkommen, ob er sich gleich nur als Ueberbringer, oder Begleiter der Harfe ankündigte. Wenn ich auch dem höfischen Fuchs, und noch weniger einer scheinbaren Theilnahme traute, die er mir jetzt wieder mit vieler Unbefangenheit äußerte, hofft' ich doch wenigstens Worte aus ihm hervorlocken zu können, die mir das Räthsel einer so schmachvollen Verstoßung lösen würden. Er kam mir zuvor, als ich kaum die ersten einleitenden Fragen hingeworfen hatte.

„Sie begreifen, Herr Prevost," sagte er, „daß ich, ohne mich der Centralpolizei verdächtig zu machen, nicht lange bei Ihnen hier weilen darf. Sie sind ein junger Mann von Geist und Kenntniß; gern hätt' ich um Ihre Freundschaft geworben; Sie aber wichen mir immer geflissentlich aus. Doch jetzt keine Vorwürfe, sondern ein dringender freundschaftlicher Rath. Nehmen Sie Pässe, falls man sie Ihnen noch geben will; verlassen Sie Wien und die österreichische Monarchie, so eilig Sie können. Diese Bitte soll

ich auch im Namen des Fräuleins von Marmels an Sie richten, welches Ihretwillen in großem Kummer ist. Sie werden billig beiden Damen verzeihen, wenn diese, treu dem Kaiser, und ihrer eigenen Ehre und Sicherheit willen, jede Verbindung mit Ihnen auf immer abbrechen; und werden es besonders der Baronin nicht verargen, daß sie den Skandal nicht erleben will, ihr Haus mit Polizeidienern angefüllt, und wohl gar ihre Papiere, wegen bisheriger Bekanntschaft mit Ihnen, versiegelt zu sehen. Sie ward noch zeitig genug von einer hohen Person gewarnt; und ich darf Ihnen sagen, es kostete der Frau von Grienenburg nicht geringe Ueberwindung, Sie zu entfernen. Denken Sie an Ihre Rettung, und, ich warne Sie, ohne Zeitverlust."

Ich gaffte dem Grafen lange Zeit verwundert ins Gesicht und traute den eigenen Ohren nicht. „Von Allem, was Sie mir sagen, versteh' ich kein Wort!" rief ich: „Hier waltet das tollste Mißverständniß von der Welt. Haben Sie die Gnade, Herr Graf, reißen Sie mich aus der heillosen Verwirrung. Was denn? Bin ich denn ein Verbrecher? Wie, in aller Welt, komm' ich zu dem Ruf?"

Der Graf zuckte die Achseln und sagte: „Mir unbekannt, vielleicht durch eine unkluge Aeußerung über Tagesangelegenheiten; vielleicht durch Umgang mit Männern, die wegen revolutionären Gesinnungen im schwarzen Buch stehen. Sie wissen das ohne Zweifel besser, als ich. Folgen Sie meinem Rathe und der Bitte des bekümmerten Fräuleins von Marmels. Mehr hab' ich Ihnen nicht zu sagen."

„Ich bin mir durchaus keiner Vergehung bewußt," versetzt' ich, „und werde, erfolge was wolle, in Wien bleiben. Ich bin es mir schuldig und noch mehr jener trefflichen Familie, die mich mit Güte überhäuft hat. In meiner Rechtfertigung soll und muß die

Freiherrin von Grienenburg selbst gerechtfertigt werden, daß sie mich huldvoll der Ehre ihres Umgangs gewürdigt."

„Wie Sie wollen!" entgegnete der Graf: „Sie hörten meinen wahrhaft wohlgemeinten Rath; Sie kennen des Fräuleins Wunsch und Bitte. Sie verschmähen Beides. Vielleicht besinnen Sie sich noch eines Bessern."

Er ging zur Thür, wandte sich aber schnell zurück und sagte: „Noch eins! Fast wär's vergessen! Ich habe noch eine Bestellung von Seiten des Fräuleins auszurichten, eine unangenehme; ich gebe sie ohne Umschweife und lieber mit des Fräuleins eigenen Worten, um keine Verantwortung zu haben. — „Erklären Sie ihm ein für allemal," sagte sie: „daß er mich nicht mit seinen Briefen belästige, oder vor der Welt kompromittire. Nach einem solchen Betragen hat er meine Achtung verloren. Ich kann ihn nur noch bemitleiden, wenn er sich und Andere in Schande und Unglück stürzen will. Er hat mich und uns Alle getäuscht!"

„Wirklich, hat sie und wörtlich das gesagt?" rief ich mit Empörung.

„Ich darf Ihnen mein Ehrenwort darauf geben," antwortete der Graf ruhig und fest.

„So bleibt mir nur noch eine Bitte!" fuhr ich tieferschüttert fort, indem ich Elfriedens grüne Börse hervornahm, die ich in Papier gehüllt und versiegelt bewahrt hatte, und sie ihm überreichte: „Stellen Sie, wenn ich bitten darf, dem Fräulein von Marmels diese Kleinigkeit wieder zu, die ihm angehört. Vielleicht ängstigt sich die junge Dame, so etwas noch in meiner Hand zu wissen. Ich will ihr den gerechten Kummer ersparen. Das Papier ist leeres Papier, ohne einen Buchstaben Inhalts." — — Der Graf weigerte sich anfangs unter vielerlei Bedenklichkeiten; erfüllte endlich mein Begehren, und verließ mich.

Wie könnt' ich dir, Sabine, meinen damaligen Gemüthszu-

stand schildern? Du magst ihn leichter errathen. Mein Leben lag zertreten. Daß Elfriede so jählings andern Sinnes geworden, weil ich unschuldigerweise den Argwohn der österreichischen Regierung auf mich gezogen; daß sie sich des vorigen Verhältnisses mit mir schämte, um in den höhern Kreisen der Gesellschaft nichts von der bisher genossenen Achtung einzubüßen; daß ich ihr gleichgültig werden konnte, selbst wenn ich wirklich Staatsverbrecher gewesen wäre, — es blieb mir unbegreiflich. Jeder Gedanke daran ward zum Fluch über das leichtfertige Geschlecht. Sie hatte mit schlauer Buhlerei sich eines arglosen Herzens bemächtigt, um es zu zerfleischen. Sie hatte mich nie geliebt. Ich eile zum Schluß der Geschichte. Ich will kurz sein.

Es kamen folgenden Tages drei oder vier Polizeimänner. Meine Habseligkeiten und Papiere wurden eingepackt, versiegelt, fortgetragen. Mich führte man in Verhaft. Beim Verhör vernahm ich seltsame Fragen über Verbindungen, die ich in Paris, oder mit französischen Generalen und Behörden in Italien habe? Ich sollte auch bei einem im Prater stattgehabten Essen aufwieglerische, revolutionäre Reden geführt, sogar die kaiserliche Majestät gelästert haben. Ich erinnerte mich wohl eines fröhlichen Abendessens im Prater; gab auch zu, mich vielleicht beim Glase Champagners etwas freimüthig geäußert zu haben; läugnete aber die platten Schändlichkeiten, die Toaste auf Bonaparte's Waffenglück, welche mir zur Last gelegt wurden. Man berief sich auf Zeugen; man nannte den edeln Grafen Malariva. Also er! — Er war's, der Bösewicht, der mich dem Verderben weihen wollte! Nun ward mir Alles klar. Was konnte er nicht Alles, der Verläumder, über mich, auch der Frau von Grienenburg, dem Fräulein von Marmels, vorgelogen haben!

Ich vertheidigte mich unbefangen und gelassen. Man legte einige von mir geschriebene Aufsätze über die nothwendige sitt-

liche Umgestaltung Europa's, über die unveräußerlichen Rechte der Völker, ferner eine von mir gedichtete Hymne an die Freiheit vor, u. dgl. m., die man unter meinen Papieren gefunden. Ich bekannte mich ohne Weigerung dazu; glaubte aber, diese Gedankenspiele müßiger Stunden hätten keine Aehnlichkeit mit einem Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung und die kaiserliche Majestät.

Nach einer Gefangenschaft von eilf Tagen ward ich abermals vor die Polizeibehörde geführt. Ich empfing scharfe Zurechtweisung; Befehl, Wien binnen vierundzwanzig Stunden, und die k. k. Staaten zu verlassen; Päſſe, mit vorgeschriebener Reiseroute; endlich auch, nebst meinen wenigen Habseligkeiten, einen an mich indessen eingelaufenen, aber erbrochenen Brief. Es war der Brief deines Mannes, liebe Sabine, in welchem er mir vom Tode unserer Tante in Manchester, vom dringenden Verlangen unsers Oheims Nachricht gab, dahin zu kommen, ihn in seinen Geschäften zu unterstützen, wobei auch ein stattlicher Wechsel zum Reisegeld lag.

So ward ich verabschiedet. Begleitet von einem Polizeidiener, der mich bis zur Abreise nie verließ, eilt' ich, wegen Auszahlung des Wechsels, zum Hause des Banquiers. Hier nun der letzte tolle Vorfall in Wien. Indem ich das Büreau des Geldwechslers verließ, begegnete mir im Zimmer unerwartet der Graf Malariva. Er wollte höflich ausweichen. Ich aber riß ihn gegen mich, um ihm leise ins Ohr zu raunen: „Herr Graf, jetzt kenn' ich Sie, ein vollendeter Schurke sind Sie, vom Scheitel bis zur Sohle!" Er ward vor Wuth grüngelb im Gesicht, und spie mir die pöbelhaftesten Schimpfwörter, in Gegenwart mehrerer Menschen, zu. Ich bezahlte sie ihm mit einer Ohrfeige, die ihn taumeln machte, und erwartete das Weitere. Er aber stierte mich nur mit einem Basiliskenblick sprachlos an, indem er die Zähne,

wie ein wildes Thier, fletschte. Da wandte ich ihm den Rücken, ging und verließ noch Wien in der Nacht.

Das Uebrige ist dir bekannt. Ich verließ Wien, wo ich beinahe drei Jahre gelebt hatte, mit Groll und Unglauben an Wahrheit und Ehrlichkeit des Menschengeschlechts. Die Reise nach England zerstreute mich. Es war im August 1796. Moreau stand damals mit seinen republikanischen Heeren siegreich in Baiern. Ich mußte zum Norden Deutschlands weiten Umweg machen. In Manchester fand ich unsern verwittweten Oheim krank. Ich ward anderthalb Jahre lang sein Pfleger und Abwärter, bis er in meinen Armen starb. Sobald ich die weitläufigen Erbschaftsgeschäfte berichtigt hatte, flog ich zu dir. Sabine, ich vergesse den dritten September vorigen Jahrs, deinen Geburtstag, nicht, als ich dich im Schlosse deines Mannes in der freundlichen Rheinlandschaft wieder, nach langer Trennung, an meiner Brust hielt. Ich hielt meine Welt, die beste, in dir umfangen. Konnte mir's ahnen, als wir deinen Mann in die Schweiz, nach Bünden, zum Brunnen von St. Moriz begleiten mußten, daß die Raserei der politischen Faktionen uns so bald wieder scheiden würde?

Nun weißt Du Alles, Sabine. Nun frage mich nicht mehr. Könnt' ich nur die wüste Unheilsgeschichte aus meinem Gedächtniß wegwischen! Ich muß noch beifügen: Elfriede hat den ihr zurückgesandten Geldbeutel, wie ich erst unlängst erfuhr, nicht angenommen, sondern hat ihn irgend einem ihres Gesindes geschenkt. Und von Hand zu Hand gewandert, ist er durch einen Bündner Bauer, der ehemals kaiserlicher Soldat gewesen, ganz zufällig wieder in meine Hände gerathen.

15.

Letzter Brief.

— — Entweder, Sabine, will ich mich aus dem Weltgetümmel flüchten in irgend einen stillen, freundlichen Winkel des Erdbodens, fern vom täglichen Schauspiel civilisirter Bestialität, verlarvter Laster, friedensmörderischer Vorurtheile; — in einen Winkel des Erdbodens, wo ich, umringt von den Werken der Besten und Weisesten aller Zeitalter, und nur im Verkehr mit unverdorbenen, wenn auch unwissenden Menschen, in enger Sphäre, wohlthun, belehren, trösten, beglücken kann, — und dafür mangelt mir ja nicht Geld, auch nicht Verstand und Wille; — oder aber, Sabine, ich werfe mich keck und kräftig in den heutigen Völkerkampf, als Würgengel; helfe Ketten brechen, hundertjährige Götzenbilder zerschmettern, und die Gewalten der Hölle vertreiben, welche auf Erden dem Recht und der Wahrheit ihren ewigen Krieg machen. Und dafür mangelt mir nicht entschlossener Muth und Begeisterung. Und sollt' ich im Kampf für das Göttliche sterben, dann ist's göttlicher Tod, der das arme Leben würdig krönt.

Hier, Schwesterchen, hast du, auf die Frage deines letzten Briefes, mein „Entweder, Oder!“

Beurtheile mich darum nicht, wie der gemeine Menschentroß, der Jeden einen Schwärmer nennt, welcher sich mit ihm nicht gemein macht, und für Edleres lebt und stirbt, als für Geldkiste und Magen, Putzwaare und Titel. Du weißt ja, wie menschlicher Wahnsinn die Welt ganz verkehrt gestellt hat; wie Fürsten nicht fürs Volk, sondern Völker nur für Fürsten da sind; wie anspruchslose Tugend lächerlich, die Vernunft vom Bannfluch der Kirchen geschlagen, das ewige Menschenrecht geächtet dasteht. Du weißt ja, wie der Freund der Freiheit den Staatsmännern Hochverräther, und den Priestern, wer nicht den Teufel glaubt, Got-

tesläugner heißt. Du weißt ja, wie Wissenschaften und Künste fast werthlos an sich selbst, nur, als Luxusinstrumente, im Knechtsdienst des Reichthums, der Hoffart und Eitelkeit Geltung haben; wie die meisten Menschen den Meisten, als lebendige Lügen, gegenüber lächeln, weil Ehrlichkeit keine Ehre bringt.

Sabine, jetzt zieht ein Orkan durch die Länder, man nennt ihn Revolution, um den faulgewordenen Dunstkreis Europa's von giftigen Miasmen zu säubern. Er ist nicht, wie unsere Diplomaten, Priester und gelehrten Maulwürfe faseln, von einigen Freigeistern und Aufklärern hervorgezaubert, sondern aus dem Schoose der ewigen Weltordnung geboren zur Strafe allgemeiner Entmenschung. Unsere Bonapartischen Schlachthelden, nach blutigen Lorbeeren lechzend, sind wieder, wie in alten Tagen, neueuropäische Attila's geworden, und Frankreich ist in der Schicksalsfaust die Gottesgeißel über dem Rücken der Barbaren oben und unten.

Hier, Kind, hast du mein politisches Glaubensbekenntniß. Ich stelle mich meist auf die Seite der Gottesgeißel, nicht weil ich sie liebe, sondern, als Gotteswerk ehre. Die Franzosen predigen den Völkern wenigstens gesunden Menschenverstand, wenn gleich sie, wie Wahnsinnige, wüthen. Kinder und Trunkene reden wenigstens Wahrheit, sagt das Sprüchwort. Der Orkan wird einst ausrasen und eine neue Welt aus dem Schutt des Mittelalters auferstehen. Ich beweine zwar, wie du, das Leiden unsers Vaterlandes; aber es wird ein freieres, stärkeres, edleres auf dem Weg der Schmerzen werden.

Liesest du Zeitungen? Siehst du, wie die Nationen erwachen, sich den Schlaf aus den blöden Augen reiben und die stummen Lippen öffnen und reden lernen?

Wir sind im Februar. Ehe die Kirschen blühen, bricht der Krieg aus, furchtbarer als je. Denn Erzherzog Karl steht ge-

waffnet am Lech. Aus dem Norden wälzen sich die wilden, unbekannten Völkerschwärme Asiens und Rußlands heran. Suwarow führt sie, der auf seinen Schlachtfeldern berühmt gewordene Schlächter.

Nun, Sabine, komme ich zur Sache. Ich war gestern in Luzern. Die Franzosen stehen schlagfertig. Ihr erster Schritt ist gegen unser armes Vaterland gerichtet, die Oesterreicher hinaus zu treiben; die Gebirgspässe links und rechts gegen die Schweiz und Cisalpinien zu sichern und den Eingang Tyrols offen zu haben, ehe der Erzherzog und Suwarow mit vereinter Macht herandrängen können. Der Hauptangriff wird ohne Zweifel, von Massena geleitet, am Luziensteig geschehen, während Loison von den Höhen des St. Gotthard, Lecourbe südwärts gegen Engadin und Tyrol, Demont von den Kunkelser Alpen her droht. Bleibt das Glück, wie bisher, den republikanischen Fahnen treu: so wird der Kriegsschauplatz weit von unsern Thälern zurückgeschoben werden. Dazu sollte in diesem Augenblick Jeder helfen, der sein Vaterland liebt. Ich will dabei sein. Freilich, wenn auch Alles gelingt, sind wir darum noch nicht frei. Frankreich wird die Schweiz, als seine Pförtnerin gegen Italien und Deutschland, noch lange im Dienst behalten wollen; die Pariser nennen ja alle ihre Thürhüter Schweizer. Aber unser Bergvolk wird, wie manches andere Volk, im Druck der Dienstbarkeit, die Freiheit inbrünstiger lieben lernen; und wie es jetzt die Stricke zerrissen hat, in welchen es von seiner Junker- und Priesterschaft festgehalten war, wird es früh oder spät auch Frankreichs Gebieterschaft zurückweisen. Ganz Europa wird es fordern, wird es erzwingen helfen. Deß bin ich sicher.

Zufällig traf ich vor einigen Tagen den General Demont in der Stadt an, wo er nur kurze Zeit verweilte. Man hatte mir gesagt, er stamme aus einem Bündnergeschlecht, von Pilla, im

Lugnetzerthal. Ich suchte ihn auf, und erbot mich, bei Eröffnung des Feldzugs, als Freiwilliger, in seinem Stab zu dienen. Er empfing mich freundlich, als Landsmann; aber glaubte, mit meiner Kenntniß des Landes, dem General Loison, zumal in den romanschen Thälern des Oberlandes, nützlicher werden zu können. Die Aufgabe Loisons sei eine der gefährlichsten der Unternehmungen. Mir gilt's gleichviel, wem ich zur Seite stehe, wenn mir das Unternehmen gelingt. Der General hat mir also ein Empfehlungsschreiben an seinen Waffengefährten gegeben, der mit zahlreichen Truppen in Uri und im Urserenthale steht. Morgen, oder übermorgen, eil' ich dahin. Deine Briefe für mich sende an unsern gefälligen Bündner Agenten.

Beunruhige deinen Mann auf seinem Krankenlager nicht mit Nachricht von meinem Vorhaben. Der Verdruß würde ihm zu seinen übrigen Nöthen das Gallenfieber bringen. Du selbst ängstige dich meinetwillen nicht. Du kennst mein Entweder-Oder. Weil ich den Friedenswinkel nicht weiß, will ich hinausfliegen in den Sturm. Ich fühle meine Kraft; sie sehnt sich nach That. Ich freue mich der wilden Zerstreuung, der Abenteuer, die mich erwarten; will nicht, kann nicht auf dem Faulbett ruhen und träger Zuschauer bleiben, wenn Kriegsflammen über mein armes Vaterland zusammenschlagen.

16.

Wanderung zum Gotthard.

Wirklich bestieg Sabinens Bruder, wenige Tage später, ein Schiff des Vierwaldstättersee's, und ließ sich zu den Ufern von Uri rudern. Die aus den Geschichten der Vorzeit berühmte, Stellen des Seegestades, an denen sein Nachen vorüberschwankten

die kleine, felsigte Halbinsel des Grütli rechts, die Kapelle und Platte des Tellensprungs links, zogen seine Aufmerksamkeit kaum für Augenblicke an sich. Sie mochten ihm ungefähr so sehenswerth dünken, als an dem gemalten Stammbaum eines gesunkenen Adelsgeschlechtes die Schilde weiland berühmter Ahnherrn, deren noch lebende Enkel sich, im Gefühl eigener Unbedeutsamkeit, mit Tugenden der Todten brüsten.

Es war schon dunkler Abend, als er in den engen Gassen des Hauptfleckens Altorf umherirrte und vergebens Herberge und Nachtlager suchte. Gasthäuser und Bürgerwohnungen waren mit lärmendem Militär angefüllt, das keinen Raum übrig ließ. Abgewiesen allenthalben, wandte er sich endlich an einen französischen Offizier, dem er, auf der Straße begegnend, seine Verlegenheit und seine Bestimmung zum Hauptquartier des Generals Loison offenbarte. Nach einigen Fragen her und hin, nahm der junge Kriegsmann, wie ein barmherziger Samariter, den Arm des Bündners freundlich in den seinigen und sagte: „Aha, ich weiß! Wir sollen Collegen werden. General Demont hat Sie angekündet, und Sie werden im Hauptquartier erwartet. Kommen Sie, Bürger Prevost, wir theilen Tisch und Bett mit einander. Ich bin Kapitän Goujeon, Loisons Adjutant. Morgen wandern wir gemeinschaftlich die Gotthardsstraße hinauf. Ich freue mich, angenehme Gesellschaft zu haben. Sie werden mir von dem Lande erzählen, in das Sie uns einführen wollen.“

Die Gastfreundlichkeit des Offiziers, obgleich er diese Tugend auf fremde Kosten wohlfeil übte, war dem verlassenen Wanderer allerdings willkommen. Er folgte seinem Geleitsmann zu einem fröhlichen Nachtschmause, bei welchem ein Schwarm jugendlicher Kriegshelden der großen Republik, unter Witzspielen, Flüchen und Gelächter, von Bällen und Waffentänzen, Schlachten und Liebschaften bis tief in die Nacht hinein plauderte. Mit Tages=

anbruch ward der Weg zum Gotthardsberg durch das Großthal von Uri fortgesetzt. Eine Kompagnie Soldaten zog singend voran.

Die winterliche Gegend des Gebirgs, überall einförmig weiß, mit dazwischen gemengten schwarzen Felshängen und Tannwäldern, glich einem farblosen ungeheuern Kupferstich. Zuweilen, wenn der Wind die bereiften Zweige der Bäume schüttelte, sank es, wie ein Sternenregen, herab, der im Sonnenschein im buntesten Licht der Diamanten erglänzte.

„Herrlich, herrlich!“ schrie Kapitän Goujeon, und schweifte mit trunkenen Augen über die schimmernde Thalebene, und empor zum zackigten Rand der beschneiten Bergreihen, die das blaue Gewölbe des Himmels trugen: „Wie sie dastehen, die Giganten des Erdballs, stolz und ewig, in schreckhaft-feierlicher Pracht! Mich nimmt's wahrhaftig nicht Wunder, wenn Ihr Schweizer, von so schauerlich-großer Natur angesprochen, das Lachen verlernt habt, und immerdar ernst schaut; ausgenommen, wenn Ihr, statt der Berge, Weinflaschen vor Euch seht. Hier müßt' ich zum Dichter werden. Wie kömmt's auch, daß die Schweiz keinen Ossian oder Homer geboren hat?“

„Das Räthsel gab ich mir selbst schon,“ sagte der Bündner: „Doch ich meine, Landschaften bilden nur den leblosen Hintergrund poetischer Kunstwerke; aber Großthaten, gewaltige Schicksale, Leidenschaften, Untergänge und Triumphe den Vordergrund. In einem Ländchen, wie die Schweiz, wo seit Jahrhunderten Alles zerstückelt für sich lebte, fehlte es zwar nie an großen Ereignissen und großartigen Talenten, aber sie blieben, in winzige Räume, in winzige Völkerchen eingegrenzt; historisch bedeutungslos, bloße Erdbeben eines Ameisenhaufens. Im engen Horizont der Gemeindsbänne und Schloßmauern konnte sich kein Gemüth erweitern. Man trieb mit Gedanken und Thaten nur Kleinhandel von Ort zu Ort. Ohne freies, öffentliches Leben verschimmelt die Volks-

kraft im Spießbürgerthum. Der schöne Dichtergeist beschäftigt sich höchstens noch mit Blumen und Bächen, Liebe und Thränen. Wer auf größerer Bühne vielleicht als Feldherr ersten Ranges geglänzt haben würde, verkrüppelt beim Wachtstuben- und Kamaschendienst zum Exerziermeister. Wer, als Staatsmann, fähig gewesen sein würde, Schicksale von Königreichen zu lenken, wird in der kleinstädtischen Rathsstube zum politischen Kannengießer."

„Ich glaube, Sie haben Recht!" fiel lebhaft der Adjutant ein: „Die Schweizer sollten zur großen Nation, zu Frankreich gehören! Da empfingen sie einen Weltraum zum Spielraum."

„Die Schweizer aber verlangen ihn nicht," erwiederte Prevost: „und mögen Keinem, als sich angehören. Ist aber einmal das halbe Hundert ihrer Ländlein und Völklein zu einem Ganzen und in stärkere Einheit zusammengeschmolzen, dann stehen sie groß genug, zwar nicht mächtig genug, um gegen andere Nationen, wie die Franzosen, auf Beute Jagd zu machen, aber doch das Panier der Freiheit in kräftiger Faust selber aufrecht zu halten, und ihren Herd und ihre Heerden gegen fremde Wölfe zu schützen. Inmitten der großen Völkernoth kann nur Freiheit und Frieden ihr höchstes Bedürfniß sein."

Der Kapitän sah verwundert den Reisegefährten an, der mit Stimme und Geberde plötzlich mehr auffahrenden Unwillen, als in seinen Worten verrieth, und fragte ihn: „Was wollen Sie eigentlich sagen? Wölfe, Wildniß, europäische Völkernoth? Ich denke, Ihr Patriotismus wird wenigstens Frankreich nicht zur europäischen Wildniß zählen, den Sitz der civilisirtesten Nation des Erdbodens, deren Waffen und Wissenschaften, Sprache, Moden und Sitten den Weltkreis beherrschen."

Gelassen, mit ironischem Lächeln, antwortete Flavian: „Ich bin mißverstanden, und will deutlicher sein. Eine Wüste kann Oasen, eine Wildniß menschliche Wohnungen haben, bleibt dem-

ungeachtet aber Wüste und Wildniß. Und so seh' ich Europa. Oder ist unser Welttheil mit all seinen Künsten und Kunststücken im Ganzen entwilderter, als es Afrika, Asien, Amerika sind, wo, ganz wie bei uns, Völker neben Völkern in ihren Staaten, wie reißende Thiere in ihren Höhlen, feindselig neben einander wohnen; einander neidisch belauern; Klauen und Zähne zeigen; wedelnd und tückisch an einander vorüber schleichen; den Schwächern zerreißen und verschlingen, und die Stärkern sich wegen der Beute zerfleischen? Kennen Sie die politische Geschichte des stolzen Europa's? Bevor unsere Nationen nicht inner ihren Grenzen, wie friedsame Familien inner ihren Häusern, neben einander wohnen; alle im Schutz des gleichen Völkerrechts, ihre gegenseitigen Zwiste menschenwürdig schlichtend, so daß der ganze Welttheil ein großes Gemeinwesen mannigfacher Haushaltungen, armer und reicher, wird: mögt' ich ihn nicht civilisirt heißen."

„Ach! Sie sind Philosoph! Vortrefflich!" rief Goujeon auflachend: „Ich weiß, die Deutschen lieben das Grübeln, Spekuliren, Philosophiren und Phantasiren; wir Franzosen den Genuß, und die That."

Sie wurden in diesen Gesprächen, die sie noch lange auf ähnliche Weise fortsetzten, von einem Offizier unterbrochen, den der General gesandt hatte, den Marsch der Kompagnie zu beschleunigen. Man erfuhr von ihm, daß der Angriff auf Graubünden in wenigen Tagen unternommen werde; daß jetzt vermuthlich Vandamme und Jourdan schon über den Rhein gegangen seien, den Feldzug zu beginnen.

Die Soldaten jauchzten bei dieser Nachricht: „die Republik hoch!" und verdoppelten den Schritt vom Dörflein Am-Steg bergauf, über das öde Bergdorf Wassen, durch den grauen Felsenkessel der Schöllinen, bis sie über die Teufelsbrücke, durch die

finstere Gurgel des Urnerlochs, in das stille Thal von Urseren hervortraten, wo ihnen die Hütten von Andermatt gegenüber lagen.

Hier kam ihnen Olivier Loison, der Brigadegeneral, entgegen, kaum noch dreißig Jahre alt, wohlbeleibt, doch gelenk, mit rundem, freundlichem Gesicht. Nachdem er die Kompagnie gemustert, die Berichte der Offiziere gehört hatte, wandte er sich zu Prevost, hieß ihn willkommen und führte ihn mit sich ins Hauptquartier.

„Bürger Prevost," sagte er, „ich habe Sie früher erwartet. Was mir General Demont von Ihnen gemeldet, berechtigt mich, Ihnen volles Vertrauen zu schenken. Sie können der Armee und der Befreiung Ihres Vaterlandes ausgezeichnete Dienste leisten. Heut' ist der erste Märztag. Morgen erlaub' ich Ihnen Rast, falls Sie der Ruhe bedürfen. Uebermorgen aber, wünsch' ich, daß Sie alle Wege über das Gebirg der Oberalp rekognosziren, welcher derselben für die Truppen im Winterwetter gangbar sei. Ich fürchte, wir versinken droben im Schnee. Sie können zu Ihrer Sicherheit eine Anzahl Soldaten dahin nehmen. Am vierten März greift Massena den Luziensteig an; und ich rücke denselben Tag in Bünden ein. Ich erwarte aber mit Bestimmtheit den Abend vorher Ihre Rückkunft und Ihre Nachrichten. Dann bleiben Sie, als Adjutant, in meinem Gefolge. Jetzt machen Sie sich's bequem. Sie speisen mit mir zu Nacht. Wir beide müssen mit einander nähere Bekanntschaft machen."

17.

Eine Scene im Hauptquartier.

An der reichbesetzten Tafel des Hauptquartiers, zu welcher das öde Urserenthal nur Gemsen und Murmelthiere der hohen Alpen, oder die feinen Käse seiner Sennhütten hatte liefern können, während von Altdorf und Luzern, aus zehn und zwanzig Stunden

weiter Ferne, Leckerbissen und Weine aller Art herbeigeschafft waren, machte Flavian allerdings die nähere Bekanntschaft des republikanischen Feldherrn und seiner Offiziere; so wie er auch folgendes Tags das wilde Kriegsleben der Soldaten in ausgeplünderten Hütten der Thalbewohner kennen lernte. Aber ihn befiel abwechselnd Ingrimm, oder Entsetzen, beim zuchtlosen Schalten und Walten dieser Heerbanden. So arg hatte ihm seine Fantasie, selbst in den schwärzesten Stunden, den Greuel des Kriegslebens nicht vorgespiegelt. Er glaubte sich zum Schwarm einer mächtigen Räuberhorde verirrt, die von einer gewöhnlichen Bande beutelustiger Strolche nur durch Uniformen und geregelten Waffendienst verschieden war. Fast gereute ihn der Schritt, der ihn hieher gebracht. Aber nun einmal gethan, konnte er ohne Gefahr und Schmach nicht zurück gethan werden. Auch war's ihm zuletzt vollkommen recht, das Menschengeschlecht einmal in voller scheu- und schamloser Nacktheit zu schauen. „Es macht um eine ernste Erfahrung reicher," dacht' er: „das Höllengewerbe solcher disciplinirter und privilegirter Länderverwüster in der Nähe zu beobachten, für deren Glück man in Kirchen Gottes Beistand anruft; die man Helden nennt; denen man Ehrensäulen baut; denen Verkehrtheit oder Feilheit der Geschichtschreiber Lorbeeren und Weihrauch spendet."

Schon der erste Abend im hellerleuchteten Saal des Hauptquartiers, inmitten des glänzenden Kreises von Brigadechefs und Hauptleuten, füllte seine ganze Seele mit heiligem Zorn, je grellern Gegensatz der feine, gemessene Ton dieser Gesellschaft von sogenannten gebildeten Männern, mit ihrem grausamen Handwerk bildete, und mit ihren verwilderten Begriffen von Ehre, Pflicht und Menschenwerth. Flavian begnügte sich dabei mit der stummen Rolle des Zuhörers, und entschuldigte sich mit Ermüdung, wenn der General ihn zur Theilnahme am fröhlichen Leben auf-

forderte. Loison selbst trug diesen Abend, voll heitern Humors, zur Unterhaltung das Meiste bei; begleitete, auf einer Flöte fantasirend, die schöne Stimme eines jungen Offiziers, der die rührenden Klagen einer Waise am Grabe der Mutter sang, oder er deklamirte gefühlvoll und bewegt, die Ekloge Virgils in lateinischer Sprache, in welcher Melibocus trauert, die heimischen Fluren verlassen zu müssen. Wie er, so die Andern. Bald blitzten muntere Witze gegen Witze; bald verlor sich das Gelächter im stillen Anhören der Geschichte edelmüthiger Thaten, deren Zeuge dieser oder jener der Offiziere gewesen sein wollte.

Da ward der Frohsinn der Abendgesellschaft auf eine Weise gestört, die über alle Gesichter plötzlichen Unmuth und Verdruß verbreitete. Es trat, begleitet vom Wirth des Hauses, der zugleich Unterstatthalter, oder Ammann des Thals, war, eine alte Bauernfrau in den Saal, zitternd, weinend, in halbzerrissenen Kleidern. Sie hob stumm flehend die Hände empor zum General, und sank zu seinen Füßen auf die Knie nieder.

„Was soll das? Was wollt Ihr?" fuhr der General ärgerlich den Wirth an, der aber jetzt die demüthig-freundliche Wirthsmiene abgelegt hatte, und, wenn auch bescheiden, doch fest und ernst, als Thalammann, vor dem Feldherrn sprach.

„Gönnen Sie," sagte der pflichtstrenge Mann, er hieß Meyer; sein Name ist werth, genannt zu werden: „gönnen Sie der unglücklichen Wittwe, und den Kindern derselben, einen Augenblick Ihres Mitleids. Seit drei Wochen schon lebt das arme Weib, aus seiner eigenen Hütte verstoßen. Ein Dutzend Ihrer Soldaten haben sich eigenmächtig darin eingehauset, Alles verzehrt, Alles ausgeraubt und verwüstet; haben die einzige Kuh der schutzlosen Frau vor wenigen Tagen geschlachtet. Seit drei Wochen hatte die Unglückliche mit ihren Kindern kein Obdach in Nacht und Frost, als einen baufälligen Heustall. Und, Bürger General, in diesem

Augenblick werden Mutter und Kinder auch aus dem Heustall vertrieben. Ihre Soldaten reißen ihn nieder, um daraus Brennholz im Ueberfluß zu schaffen. Retten Sie, weil es noch möglich ist, die letzte Habe dieser Frau, damit die Bejammernswürdige nicht des Nachts sich unterm kalten Himmel im Schnee betten muß."

Der General erwiederte verdrossen: „Es thut mir leid. Soll ich etwa meine Leute im Schnee schlafen lassen? Ist's nicht die Schuld Eurer faulen, böswilligen Bauern, daß sie am Tage herumlungern, statt Holz, aus den Wäldern da unten, den Berg herauf zu tragen? Sind ihre Rücken zu zart dafür?"

„Dieser Vorwurf, General, ist Ihr Ernst nicht!" entgegnete der Thalammann: „Sie selber sind Zeuge, wie alltäglich unsere Männer und Weiber mühsam, vom Morgen bis zum Abend, in langen Schaaren bergab, bergauf ziehen, das nöthige Holz herbei zu schleppen; Sie selbst — — —"

„Es ist genug!" unterbrach ihn Loison: „Fort mit dem Weibe! Es gehört nicht meiner, sondern Ihrer Sorge an. Ich habe in dem vermaledeiten Thal hier für meine Truppen, nicht für Eure alten Weiber Erbarmen zu fühlen."

„General," rief der unerschrockene Wirth von Andermatt: „Ich fordere nicht Ihre Gnade und Barmherzigkeit auf für die Geplünderten, sondern Ihre Pflicht und Schuldigkeit gegen sich selbst."

„Was Teufel!" schrie der General mit lauter Stimme: „Untersteht Euch, Mensch! Noch einmal dies Wort, und ich lasse Euch mit Eurer Thalammannswürde auf dreimal vierundzwanzig Stunden ins Gefängniß werfen, bis Ihr zu Verstand kommt." — Dann that er einige hastige Schritte; blieb wieder einen Augenblick nachdenkend stehen; winkte einem Offizier und sagte: „Begleiten Sie das Weib; erkundigen Sie sich, was vorgeht? Schaffen Sie Ordnung."

Als dieser Befehl vollzogen ward, schlich auch Prevost davon, ohne Abschied zu nehmen, und begab sich, vom Thalammann begleitet, nach der abgelegenen Hütte des jammernden Weibes. Ein großes Feuer leuchtete ihnen dunkelroth durch die Finsterniß entgegen. Der Heustall war zum Theil schon niedergerissen, und was davon übrig geblieben, im Brande. Soldaten standen lachend umher und wärmten sich; zwischen ihnen trippelten einige zerlumpte Kinder, vor Kälte schlotternd, die sich des Flammenspiels und der wohlthätigen Gluth freuten. — Hier war nichts mehr zu retten. Flavian murmelte Flüche, gab dem Thalammann einige Geldstücke, der hilflosen Familie Herberge und Nahrung zu verschaffen; eben so drückte er der neben ihm weinenden Frau heimlich ein Almosen in die Hand, mit dem Wink, es zu verbergen und zu schweigen. Dann wandte er sich um und verschwand in der Dunkelheit.

18.

Der Zug über die Oberalp.

Schon andern Morgens empfing er die Befehle des Generals zur Untersuchung der Wege über das Gebirg der Oberalp. Er verhieß die Aufgabe ungesäumt zu lösen. — Der General erwartete dessen Rückkunft zwei Tage vergebens. Der Morgen allgemeinen Aufbruchs dämmerte. Die Kompagnien sammelten sich. Prevost erschien nicht wieder. Olivier Loison verwünschte den Bündner, dem er zu viel Vertrauen geschenkt zu haben glaubte, und gab Befehl zum Abmarsch.

Singend trabten die rührigen Heerbanden, mit Trommelgelärm, aus dem Dörflein Andermatt hervor, welches einem verschneiten Steinhaufen glich. Der Zug ging über halbgefrorenen Sumpfboden, längs dem Ufer eines irren Baches, zu den Ein-

öden der Oberalp hinauf. Der Weg ward allmälig steiler; der Schnee tiefer; der Morgenwind schneidender. Der lange, dunkle, bewegliche Streifen der Kriegsrotten auf schneehellen Berghalden, über welche zuweilen die Gewehre flüchtige Blitze im Sonnenstrahl warfen, konnten entfernten Zuschauern, im Thalboden, einer emporkriechenden ungeheuern Riesenschlange gleichen, deren Schuppen bei jeder Wendung des Rumpfes erglänzten. Bald verschlang das Schauspiel ein Nebel, der seinen grauen Schleier um den Berg legte. Die Soldaten selbst erschienen sich darin, wie Schattenheere, von einer Wolke in die andere übergleitend, während ihnen der Reif Haupt- und Barthaar versilberte. Nach einigen Stunden wanderten sie droben neben einem kleinen Bergsee, über eine Brücke von Eis, die sich links an Felswände lehnte. Und erst, als sie die letzte Höhe des Bergjochs erreicht hatten, welches Uri und Graubünden scheidet, sechstausend Fuß hoch über dem Meer, rollte sich plötzlich der Nebel, wie ein Vorhang, vor ihren Augen auf.

Da starrten die erstaunten Krieger die schauerlichste aller Einöden an; eine bleiche Wildniß von Schnee- und Eisgebirgen, himmelhoch über einander gewälzt; schwarze Klippen dazwischen und nächtliche Klüfte. Die Nachbarschaft des Nordpols zeigt sie den Grönlandsfahrern nicht ausgestorbener und entsetzlicher. So weit die Blicke schweiften, überall kalter, tonloser Weltschlaf. Der Tod schien seinen ewigen Thron hier, über den Ländern der Sterblichen, erbaut zu haben. Das Leichentuch der Natur, von Stürmen zerrissen, deckte nur noch dürre Gerippe einer ehemaligen Welt; und über dem ungeheuern Leichnam regte sich nichts, als zuweilen eine Wolke, welche still um eine Felsspitze hinschlich. Links schimmerten die Eispyramiden des hohen Krispalt durch die Luft, wie in ihr zerflossen; rechts die noch höhern Zinken und Hörner des majestätischen Sixmadoum. Zwischen den bläulichen,

tiefen Gletscherschründen, und gewaltigen Trümmern eingestürzter Berge glichen sie riesenhaften Denkmälern eines seit Jahrhunderten zerstörten Erdballs.

Soldaten und Offiziere machten unwillkürlich Halt. Jeder schien von geheimer Furcht überwältigt. Keiner wollte die Heiligkeit des weiten Schweigens durch einen Laut stören. Einzeln zogen sie jenseits des See's weiter, bis der Feldherr selbst Rast gebot, während er zur Vorhut eilte. Diese stand in einiger Entfernung auf dem äußersten Grathe des Bergjochs in wunderlicher Bewegung, wie von einem unerwarteten Ereigniß betroffen. Die Umrisse der Kriegergestalten zeichneten sich dort scharf auf dem lichten Hintergrund des Himmels. Einige Soldaten streckten die Arme aus; andere schwangen Gewehre, Hüte und Tücher. Loison, neugierig, verdoppelte seine Schritte. Als er, auf überschneitem Bergschutt, die Anhöhe erklommen hatte, rief er: „Was gibt's, Leute?"

„Hierher, General!" schrieen sie: „Zauberei! Teufelei! Blendwerk, wie kein Menschenkind je gesehen hat!"

In der That blieb der General ebenfalls, von Erstaunen gefesselt, als er die Augen auf einen Nebel richtete, der wenig entfernt vor ihm, langsam aus der Tiefe aufquoll und sich wollig ballte. Denn er gewahrte darin den Schatten seiner Gestalt, und um die Schattengestalt, wie sie sich bewegte, eine in sieben Farben brennende Glorie. Kaum ertrugen die Augen das Feuer dieses Heiligenscheins, welches vom Purpur und Blau durch Lichtgelb zum Roth spielte. Jeder sah sich da selber einzeln, wie er wandelte, verklärt gegenüber, im Innern des flammenden Farbenkreises.*)

*) Diese schönen und überraschenden Erscheinungen von Strahlenbrechung, „Nebelbilder" genannt, werden bei günstiger Stellung der Sonne und

„Wohlan, gute Vorbedeutung!“ sagte Loison zu einigen Hauptleuten, welche, neben ihm stehend, die wunderhaften Nebelbilder betrachteten: „So wird Jeder von uns in diesem Feldzuge seine eigene Gloriole erobern.“

„Aber nicht ohne Vorausbezahlung der Kanonisationsgebühren!“ äußerte sich hinter ihm eine fremde Stimme: „Heiligenschein ist kostbarer, als Scheinheiligkeit.“

Der General blickte hinter sich und rief: „Was ist das für ein kecker Bandit? Wer hat ihn gebracht?“

Dem Aeußern nach schien der Ankömmling einer jener Gemsjäger zu sein, welche, unbekümmert um Winter und Sommer, mit leidenschaftlicher Lust die wilden Gebirge durchstreifen, irgend ein Thier der Felsenwildniß, wenn auch nur einen weißen Hasen, oder sogar den eigenen Tod zu finden. Ledersack, Büchse und Pulverhorn über Schulter und Rücken, in der Faust den Alpenstock mit langer Eisenstachel, war der übrige Anzug des Mannes der gewöhnliche von Bergbewohnern dieser Gegend: eine grobtuchene braune Jacke; kurze blautuchene Spitzhosen, mit Lederriemen ums Knie zusammengeschnallt; die blauen Wollenstrümpfe bis zu den Waden mit grauen Ueberstrümpfen bedeckt; am Fuß dicksohlige, schwerbenagelte Schuhe mit Eisspornen darunter. Vom Gesicht blieb nichts, als Auge, Nas' und Mund zu sehen; das Uebrige aber vom niedergezogenen Pelzwerk der Aufschläge einer Lederkappe versteckt.

„Oeffnet Euer Visir, Herr Strauchritter. Wer seid Ihr?“ befahl der General.

Der Gemsjäger zog gehorsam unter dem Kinn die Schnüre

---

des Schattenwurfs gegen eine Nebelwolke, auf vielen Bergen der Schweiz gesehen.

der Mütze auf, und zeigte sich. Es war der Schützenhauptmann Prevost.

„Sie da! Willkommen hier oben!“ rief Loison, aber mit einem Ernst in der Miene, der nicht ganz zum Willkommen paßte: „Woher so spät? Was gibt's Neues in der Unterwelt, nach der ich mich, trotz hiesiger Himmelsfreuden, stark niedersehne?“ Er machte bei dieser Frage eine winkende Bewegung mit Kopf und Hand, und ging mit dem Schützenhauptmann einige Schritte seitwärts, ihn allein zu hören.

„Wie, zum Teufel, kommen Sie zu dieser verdächtigen Vermummung?“ fuhr er fort.

„Ich entlieh sie vom Wirth in Andermatt, um den Landleuten diesseits und jenseits unverdächtig zu bleiben.“

„Und warum so spät? Sie sollten schon gestern Abends zurück sein.“

„Nicht ich war Meister hier, General, sondern Weg, Wind und Wetter.“

„Wo haben Sie übernachtet.“

„In einer leeren Sennhütte von Djärms, wo ich froh war, mich an einem kleinen Feuer des Erfrierens zu wehren.“

„Wie steht's mit den Wegen hinunter?“

„Zum Genickbrechen, oder Lebendigbegrabenwerden,“ antwortete der Weidmann: „Links zwar ist der kürzere, aber steilere, über die Alpwiesen von Crispausa glatt hinab, bis zu den rauchigen Häusern von Ruäras. Ihre Truppen fahren ihn am gemächlichsten, Gewehr im Arm, sitzend nieder. Rechts ist der Pfad etwas weiter, im Sommer für Pferde gangbar, wie man sagt. Aber ich versank zwischen den Klippen von Nurgallas und Calmot unerwartet bis über die Schultern in ein Schneegrab; war übrigens zufrieden, daß dies kühle Grab mir, zur Rückkehr in die Welt, offen blieb.“

„Gleichviel!“ versetzte der General, aus dessen rundem Gesicht der gewohnte Heitersinn verschwand: „Von zwei Uebeln ist das kürzeste das beste!“ Ich bin froh, aus dieser Wüstenei wieder zu Menschen zu gelangen.“

„Vermuthlich, General, werden Sie deren bald mehr finden, als Sie wünschen, ich sah Truppen.“

„Wie so?“ fragte Loison stutzend.

„Ich fürchte, unser Marsch sei verrathen. Man erwartet uns.“

„Was? Oesterreicher da?“

„Ich sah zwei Kompagnien. Aber unter dem kläglichen Geheul der Sturmglocken ziehen längs beiden Rheinufern zahlreiche Schwärme bewaffneter Bauern heran.“

„Gut! Das Gesindel ist bald zersprengt. Wie weit noch ist's bis zum Kloster Disentis?“

„Ich zweifle fast, General, daß wir heut den hochwürdigen Vätern zur Last fallen werden.“

„Und von da bis Reichenau fünf Stunden?“ murmelte der General verdrießlich, indem er den großen Tressenhut von der Stirn zurückschob, als würd' er ihm für die Geschäfte seines Kopfs zu eng: „Vermuthlich überall kleine Murmelthierlöcher, statt menschlicher Wohnungen, ohngefähr wie im Urserenthal? Wie?“

„Aufrichtig gesprochen,“ entgegnete Prevost: „wir würden bei den Murmelthieren so gut schlafen, als in den rußigten Palästen des Tavetscherthals. Hütten und Ortschaften liegen an Höhen und Tiefen zerstreut umher, wie eine aus einander gelaufene Heerde, ohne Hirten.“

Der General wandelte unruhig und schweigend auf und ab; dann warf er nachlässig die Frage hin: „Sind die Bauern gut bewaffnet? He? Mistgabeln, Sensen, Prügel?“

Der Schützenhauptmann antwortete: „Der Landsturm mag drei- und viermal stärker sein, als Ihre Bataillone, und

wird, wie ich hörte, von einem erfahrnen General oder Obersten angeführt. Die Leute kennen Wege, Stege und Schlupfwinkel ihrer Berge und Wälder besser, denn wir. Darf ich mir einen Rath erlauben?"

„Und der wäre?" fiel der General ein.

„Heut umzukehren und Verstärkungen an sich zu ziehen, General. Sie gehen Ihrem Verderben entgegen. Die Landleute des Gebirgs sind ein kräftiger Menschenschlag, und werden mit der Tapferkeit der Verzweiflung fechten."

„Wehe ihnen!" rief Loison: „Wagen sie's, brenne ich ihre Vieh- und Menschenställe bis zu den Gipfeln der Berge ab. Ich hab' es nicht mit Lumpengesindel, sondern mit Oesterreichern zu thun."

„Sie treiben Scherz, General!" erwiederte der Hauptmann ernst und ehrerbietig: „Französische Republikaner sind keine Mordbrenner, denk' ich. Wir stehen auf dem Boden eines armen, freien Volks, welches wir für, nicht wider die Sache Frankreichs und Helvetiens gewinnen wollen; eines entschlossenen, herzhaften Bergvolkes, zu dem wir ungerufen kommen, und welches im Glauben steht, wie jeder Hausvater, ungebetene Gäste zur Thür hinauswerfen zu dürfen."

„Junger Mensch!" brauste der General auf: „Hier keine moralische Vorlesungen! Ich will die Nacht bei den Benediktinern schlafen. Halten mich die Tavetscher Bauern auf, ist's ihre Schuld, wenn mir ihre Nester, als Fackeln auf den Weg leuchten müssen."

Aus Flavians dunkeln Augen schoß ein Blitz verhaltenen Unwillens gegen den französischen Feldherrn. „In dem Fall gestatten Sie," sagte er: „daß ich nicht Zeuge davon sei. Ich bin Schweizer und biete nicht zur Verwüstung, sondern zur Befreiung meines Landes Hand. Keine Gräuelthat hier! Kein zweites

Unterwalden hier! Schlagen wir uns, wenn es sein soll, wie Männer gegen Männer, aber ohne Mörderei und Brand! Wo nicht, General, so gewähren Sie mir Entlassung."

„Sie bleiben!" erwiederte Loison gebieterisch: „Sind wir in Chur angekommen, werden Sie Entlassung in der Art erhalten, wie Sie sie verdient haben."

„Erinnern Sie sich," entgegnete der Bündner mit fester Stimme: „ich bin als Freiwilliger zu Ihnen gekommen."

„Keine Worte verloren!" rief der General: „Sie haben, fürcht' ich, der französischen Armee gestern schlecht gedient."

„General!" schrie der Hauptmann mit stolzer Heftigkeit, und that einen raschen Schritt vor: „Schlecht? Vielleicht weil ich mich dreißig Stunden unter Lebensgefahren in diesen Schneewüsten, als Kundschafter gebrauchen ließ, um das Häuflein Ihrer Soldaten vom Untergang zu retten."

„Retten? Vom Untergang? Wie?"

„Kehren Sie um, Bürger General! Dieser Rath ist die beste Frucht meiner Kundschafterei, die ich schon zu bereuen anfange. Sie haben es mit der Uebermacht und Verzweiflung eines Gebirgsvolkes aufzunehmen, welches keine Furcht kennt. Sie haben — —"

„Still!" rief der Befehlshaber, dessen finstere Mienen aufsteigenden Argwohn verriethen. „Erlauben Sie, daß ich mich in jedem Fall Ihrer werthen Person versichere." Er rief einige Offiziere herbei, denen der Schützenhauptmann Flinte, Jagdsack, Pulverhorn, sogar den Alpenstock übergeben mußte. Dann ein Wink, und die Trommeln wirbelten zum Abmarsch.

19.

Der Landsturm.

Das Niedersteigen aus der Höhe, auf den schlüpfrigen Schneepfaden, ward mühseliger, als das Emporklimmen, und noch gefahrvoller durch Abgründe, in die jeder Fehltritt den Mann hinunter reißen konnte. Links rollten aschgraue Nebelballen über das Gebirg. Rechts stiegen aus unsichtbaren Tiefen starre Bergmassen auf, die mit fantastisch geformten Kulmen, Zacken und Zinken im öden Aether ausgingen; — vorn ein unabsehbares Heer von Gipfeln der Alpen, ein Labyrinth kolossaler Krystalle. Hier riß sich eine entsetzliche Schlucht auf; die Hälfte eines Berges war darin niedergefahren und verschlungen, während die andere Hälfte noch ihr nacktes Eingeweide zur Schau bot. Dort klafften gebrochene Gletscher auseinander und entblößten ihre bleichgrünen Wunden dem Tageslichte. Von Felswänden hingen Wasserfälle ohne Bewegung, wie gläserne Säulen in der Luft. Wälder tiefer Fernen glichen schwarzen Moosflecken auf überschneitem Gestein. Von Zeit zu Zeit zog ein dumpfes Dröhnen, wie rollender Donner, durch die Berge. Es stammte von stürzenden Lauinen, die kein Auge entdeckte. Furchtsam schauten die Soldaten auf und setzten den Marsch mit tieferm Schweigen fort, um durch ihr Getöse nicht die Luft und die überhangenden Schnee- und Eislasten zu erschüttern.

Endlich und endlich aber wichen links und rechts die Ketten der Bergreihen weiter aus einander. Die ersten Spuren eines Pflanzenlebens kündeten sich wieder an; niedrige Alpenerlen, die ihre dürren Ruthen aus Schneelagern aufstreckten; Alpenfohren, die ihre am Boden kriechenden Zweige mit Nadelbüscheln krönten *).

*) Alpenerlen (Betula alnus viridis) und Alpenfohren, (Pinus mugho)

Weiter abwärts wurden dann lange Streifen von Tannenhorsten an den Gebirgshalden, neben leeren Wasserrunsen, sichtbar, die der schmelzende Schnee, oder Regengüsse, seit Jahrtausenden, eingefurcht hatten; und noch entfernter drunten schloß sich die Aussicht in ein Thalgelände auf, oder vielmehr in ein Netz von Thälern, durch die in einander verschränkten Füße entgegenstehender Berge gebildet. Nach einigen Stunden zeigten sich auch da und hier Schöpfungen von menschlicher Hand; Stege von rohbehauenen Baumstämmen, oder Steinplatten über Gießbäche; verfallene Einhägungen; zerstreute Stallhütten; endlich in noch tiefern Gründen kleine menschliche Wohnungen, bald beisammen, bald weit von einander entlegen, kaum von jenen Steinblöcken unterscheidbar, welche durch Wolkenbrüche und Lauinen dem verwitterten Gebirg entrissen, auf den Wiesen lagen.

Loisons Waffengefährten fühlten sich, wie in einem neuen Leben, als sie, nach langer Trennung von der bewohnten Welt, einzelne Rauchsäulen, wenn auch noch in ziemlicher Ferne, von wirthlichen Herden aufsteigen sahen. Man muß in winterlich-öden Hochwüsten, über Eisgefilden zwischen Nebeln und Klippen, selber schon seine Verlorenheit gefühlt haben, um sich die Lust beim Wiedererblicken der ersten Zeichen einer bewohnten Welt lebhaft vorstellen zu können. Es ist dieselbe Lust, welche den Seefahrer durchzuckt, wenn er nach langen Abenteuern zwischen Himmel und Wasser, festes Land am Horizont auftauchen sieht; oder wenn eine Karavane in ausgebrannten Sandebenen Afrika's ferne Palmengipfel einer Oase entdeckt. Gesang und Scherz, witzige Ein-

---

gewöhnlich, mit Ausnahme niedriger kaum das Gras überragender Weiden, die letzten Holzarten an den Grenzen des Baumwuchses in den Schweizerbergen.

fälle und fröhliches Gelächter erwachten wieder in den bisher verstummten Kriegerschaaren.

Schon waren diese eine gute Strecke thalwärts gewandert, als der Vortrab, indem er sich um den Vorsprung eines Hügels bog, plötzlich bewaffnete Haufen gewahr ward, die sich in verschiedenen Richtungen gegen den Berg bewegten. Der General ließ Halt machen. Während sich die Truppen schlagfertig reiheten, erstieg er den Hügel, Anzahl und Bewegung des Feindes zu erkennen. Von da aus sah er, daß der ihm entgegen rückende Haufen, in ziemlich kriegerischer Ordnung, vorwärts schreitend, nicht schwächer an Mannschaft sei, als er selber. Aber andere Rotten des Landsturms, die er links und rechts wahrgenommen, wurden bald unsichtbar, vom tückischen Nebel verheimlicht.

„Wahrhaftig, geheuer ist's hier nicht!“ sagte der Feldherr zu den nahestehenden Offizieren: „Ich glaube Hauptmann Prevost hat Recht. Die Bauern sind zahlreich; es kommt darauf an, wie sie sich schlagen!“

„General,“ bemerkte einer der Offiziere: „ich habe Schweizerbauern dieser Art im Grauholz bei Bern und am Rothenthurm kennen gelernt. Wir waren stärker, denn sie, und es ging blutig her. Wenn wir zurück müßten — —“

„Kein Gedanke!“ unterbrach ihn Loison: „Entweder sprengen wir den Schwarm aus einander, und wir vereinigen uns übermorgen mit General Demont; oder im schlimmsten Fall schaffen wir diesem, bei Reichenau, freieres Spiel, indem wir den Landsturm hier im Schach halten.“

„Sieh da, wir empfangen Besuch, General!“ schrie ein Anderer: „Drei unbewaffnete Bauern nähern sich, und lassen weiße Tücher wehen. Unterhändler!“

„Gut!“ entgegnete der Feldherr: „Ich wette, die Schufte

verlangen unsere Bajonette nicht zwischen ihre Rippen. Hören wir, was sie bringen!"

Als der General zur Vorhut seiner Truppen gekommen war, standen auch schon die ländlichen Abgesandten da; ziemlich betagte, vierschrötige Gestalten, zwar in bäurischer, doch stattlicher Landestracht. Sie verbeugten sich etwas ungelenk, mit ehrerbietig entblößten Häuptern, als er sie mit dem Tressenhut leicht begrüßte. Eben so schnell jedoch, als er sich wieder bedeckte, drückten auch sie trotzig ihren Filz auf die Stirn nieder.

20.

Die kriegerischen Unterhändler.

„Ohne Zweifel, meine Herren," redete sie Olivier Loison mit höflichem Wohlwollen an: „ohne Zweifel seid Ihr die Vorgesetzten dieser Thalschaften, und wünschet Euch mit mir zu verständigen. Mich freut die Bekanntschaft so achtbarer Männer. Ich komme keineswegs als Feind zu Euch; sondern als Freund, im Namen der französischen und helvetischen Republik, das Graubündner Land vom Joch des Kaisers zu befreien. Niemand unter Euch soll von uns belästigt werden. Mein Aufenthalt ist von nicht längerer Dauer, als nöthig, um den morgenden Tag zu erwarten."

Der, welcher von den Abgeordneten der Aelteste zu sein schien, lüpfte den Hut einen Zoll hoch über sein struppigtes, eisgraues Haar, und erhob sodann die rauhe Stimme zur Antwort.

„Jester heroic," schrie er: „tgei intruidese ha tei enten nossas pauperas vals? Nuot vein nus auter, che noss-libertat. Engulei à nus quella bucc. Ella gida vos nuot. Untgi da cheu daven! Nos umons, nos culms, nosses lavines vegnien

vus mazah. Ils nos duensemmen a multaers vegnien à deventar vosses fosses!“ *)

Der französische Feldherr hörte anfangs den Vortrag des greisen Redners mit lächelnder Verlegenheit an, und sah, wie der Mann, glühend im Gesicht, mit den Händen umherfuhr, zum Himmel und zur Erde zeigte, und durchbohrende Blicke auf ihn heftete. Dann aber unterbrach er ihn und erklärte mit spöttischem, höflichem Geberdenspiel seine Unkunde romanischer, oder rhätischer Zunge.

„Haltet ein!“ rief er, seine Offiziere schalkhaft anblinzelnd, mit komischer Artigkeit: „Haltet ein, Herr Großbotschafter! Ich zweifle durchaus nicht an der Gründlichkeit Eurer Meinung, oder an der Aufrichtigkeit dieser schmeichelhaften Aeußerungen, mit denen Ihr mich beehrt. Aber verschwendet so glänzende Beredsamkeit nicht an ein paar unwürdige Ohren, die zwischen dem Rauschen einer Sägemühle, oder Eurer Stimme, keinen Unterschied bemerken können.“ — „Gehen Sie,“ fuhr er zu einem Offizier gewandt fort: „rufen Sie den Hauptmann Prevost herbei, der kann vielleicht das Knarren und Quaken dieses zahnlosen Demosthenes in menschliche Töne übersetzen.“

Die Gesandten der Tavetscher hatten zwar von den französischen Worten des Generals so wenig begriffen, wie er von ihren

---

*) Deutsch lautet es: „Fremder Krieger, was führt dich in unsere armen Thäler? Nichts haben wir, als unsere Freiheit. Raube sie uns nicht! Sie nützt dir nichts. Weichet zurück! Unsere Männer, unsere Felsen unsere Lauinen werden Euch erschlagen; unsere Abgründe und Multärs Eure Gräber werden.“

Die „Multärs“ sind jene langen und weiten Felsenspalten im Boden des Gebirgs, welche oft eine steile Tiefe von 50—100 Fuß haben, und in deren Grunde gewöhnlich ein stilles Bergwasser rinnt.

romanischen. Aber aus seinem gegebenen Zeichen und der eiligen Entfernung des Offiziers, erriethen sie, um was es zu thun sei.

Bald erschien Flavian, von einem vorangehenden Korporal und zwei nachfolgenden Soldaten begleitet. Er blickte nicht unehrerbietig, aber düster zum General auf, der ihm befahl, die Bauern um ihr Begehr zu fragen. Flavian wandte sich zu diesen und fragte in deutscher Sprache: „Spricht keiner von Euch französisch, italienisch, oder deutsch: so zieht heim und wechselt mit diesen Franzosen lieber Flintenkugeln, als leere Worte!"

„Ich glaube beinahe selber, Bursch, es wäre das Gescheidteste," antwortete deutsch ein anderer Abgeordneter, der sich dann zu demjenigen seiner Gefährten wandte, welcher zuerst gesprochen hatte. Er schien mit ihm, in der Mundart des Thales erst gütlich, dann unwillig, zu unterhandeln, bis jener einige Schritte zurücktrat. Darauf hob der neue Sprecher zu dem Gefangenen an: „Bursch, hinterbringe deinem Meister und Herrn den Gruß, welchen ich ihm im Namen unserer Leute auszurichten habe. Doch mahn' ich dich, bestell' ihn redlich. Denn wir spielen hier nicht um Haselnüsse, sondern um Köpfe!"

Er kehrte nach dieser vorläufigen Erinnerung das Antlitz dem General entgegen, den er eine Weile stumm, mit funkelnden Augen, musterte, als wär' es jeden Augenblick hier, Mann gegen Mann, auf einen Faustkampf abgesehen. In einem solchen freilich hätte der Brigadegeneral unfehlbar den Kürzern ziehen müssen. Denn nicht leicht konnte man eine riesigere Gestalt finden, als diesen Tavetscher-Herold, der eine Kopflänge über die größern Männer aufragte, und mit seinen breiten Achseln Zentnermassen, wie Kindertand, tragen zu können schien. Bewundernswerther, als die Cyclopenform seines Gliederbaues, war aber eine gewisse Leichtigkeit in seinen Bewegungen, die man weder von einem zur Schwerfälligkeit verurtheilten Körper, noch von einem Alter erwarten

konnte, das über sechszig Jahre hinausstieg. Das Haar des Alten wehte im Winde schneeweiß über ein frisches, röthliches Gesicht, welches nur durch eine bläuliche, wulstige Narbe über Nase und Wange etwas entstellt war.

„Was suchen Eure kriegerischen Horden in diesem wilden Thal?“ fragte er den Feldherrn mit einer Stimme, die er sichtbar dämpfte, damit sie nicht in donnerndes Gebrüll ausarte: „Die Wehklage der Völker schreit wider Euch über die Wolken des Himmels hinauf. Ihr Franzosen, ja Ihr habet den Thron Eurer alten Könige zerschlagen. Ihr habet die Altäre Eurer Heiligen gebrochen. Ihr habet die Ströme Deutschlands und Welschlands mit Menschenblut gefüllt. Ihr habet das Grab der heiligen Zwölfboten geschändet. Vermisset Ihr noch, am lauten Jammer der Welt, den Jammer armer Hirten im unbekannten Gebirg?“

„Aber diese Felsen gebären kein Gold; diese Gießbäche keine Perlen; nur, vier Monden lang, Futter für unsere Heerden; die übrige Zeit Reif, Schnee und Eis. Wollt Ihr hartherziger gegen diese Thäler sein, als der Erdboden? Wollt Ihr das Almosen stehlen, welches uns der Himmel so kümmerlich zuwirft?“

„Unsere Väter sind jederzeit der alten Schweizer treue Bundesgenossen gewesen. Aber Ihr habt die Schweizer in Euer Joch gethan; sie geschlachtet; Zwietracht in das Herz der Ueberlebenden geworfen und Feuerbrände in ihre Hütten. Ihr habt ihre Freiheit erwürgt; den Schatz ihrer Städte geraubt; ihnen nicht einmal den Namen der Schweizer und Eidgenossen übrig gelassen. Wir kennen keine Helvetier! Wahret Euch, uns ihr Loos zuzubringen. Ihr würdet schlechten Trägerlohn heimnehmen.“

„Auch haben wir gehört, Ihr wollet die Oesterreicher aus unserm Lande vertreiben. Sie sind unsere erbvereinten Bundesverwandte. Sie sind unsere Gastfreunde. Wer, Ihr Fremdlinge, hat Euch Fug und Macht ertheilt, über unsere Heimath zu schal-

ten, als wäre sie Euer Gut, und uns zu gebieten, wen sie beherbergen dürfe? oder über unsere Herzen zu befehlen, wen sie lieben und hassen sollen? Seid Ihr des Kaisers Feind, so suchet ihn in der Burg zu Wien. Er wohnet dort; nicht unter uns."

„Zurück! Setzet Euern Fuß keine Schrittbreite weiter, oder, bei allen Heiligen des Himmels, Ihr fahret vor Sonnenniedergang in die unterste Hölle. Feinden fordern wir keine Gnade ab, auch schenken wir ihnen keine. So Euch aber der Schnee des Gebirgs ermattet hat, sprechet! Wir sind Christen! Ihr sollet Erbarmen finden. Unsere Hütten senden Euch Obdach, Milch und Käse. Leget aber zuvor die Waffen ab. Morgen sollet Ihr Eure Rüstung und Wehr wieder empfangen unversehrt. Dann möget Ihr wohlbehalten gegen Urseren zurücksteigen."

„Das soll ich Euch anzeigen. Mein Mund ist der Mund des Volks!"

Flavian verdolmetschte dem Feldherrn die Worte des rhätischen Boten nicht nur treu, sondern mit wirklicher Begeisterung. Die stolze Einfalt dieser Rede mahnte den Jüngling an die kühne Sprache jener scythischen Gesandten, mit welcher sie dem macedonischen Alexander entgegengetreten waren, als der Eroberungssüchtige in ihre Steppen drang.

Der französische Befehlshaber rief unter lautem Gelächter: „Wer hätte doch in diesem Mammuth einen so gewandten Diplomaten vermuthet! Bürger Prevost, antworten Sie kurz und bündig: wir zögen vor, die angenehme Unterhaltung im warmen Zimmer, beim Glase Weins fortzusetzen, statt uns im Schnee hier die Füße erkälten zu lassen. Wir seien gute Freunde der Graubündner; würden Mannszucht halten und verlangten nichts, als ungehinderten Durchzug. Der Franzose aber gebe keine Waffe ab, bis man sie ihm aus der todten Faust reiße. Was sich dem Durchzug wiedersetzt, wird niedergemacht. Basta!"

„Durchzug?" rief der Tavetscher, als er den Sinn der Antwort vernahm, und seine Stimme ging in dumpfes Brüllen über, wie das des gereizten Stiers: „Bei den Gebeinen des heiligen Placidus! Wähle beizeiten die Heimkehr, Ketzer! oder es sollen die Knochen deiner Räuberbande neben den deinigen, im Schnee und Sonnenschein dieser Berghalde bleichen, daß Bettler und Gauner genug Knöpfe daraus für ganz Frankreich schneiden können. Die blutfarbenen Hosen des langen Kuoni, der vor Altem, wie du, von Urseren kam und Tavetsch überfiel, prangen längst nicht mehr in der Kirche von Disentis*). Ich gelobe an ihre Stelle die deinigen aufzuhängen. Wahre dich, Fremdling!"

Er sprach diese Worte mit so lautdonnernder Kehle, daß der Schall weit um von den gegen einander stehenden Schlachthaufen gehört wurde. Die Augen blitzten ihm dabei stechend unter den grauen Wimpern hervor. Der General hatte verstanden, ehe Flavian die Drohung übersetzte.

„Halten wir uns keinen Augenblick länger bei dem Behemoth auf!" sagte Loison zum Schützenhauptmann: „Wiederholen Sie ihm kurz: hindert man mich, meinen Weg friedlich fortzusetzen, werd' ich ihn mir mit Feuer und Schwert bahnen!" Damit drehte er der Gesandtschaft den Rücken zu und kehrte zu den Truppen zurück, die, seinen Anordnungen gemäß, schon angefangen hatten, ihre Reihen seitwärts auszudehnen.

„Nun denn, lustig! Angefangen mit der Wolfsjagd! Schau auf in die Luft; der Waldgeier wittert schon Aas!" schrie der

*) Laut Sage, hatte im Jahr 1350 ein Kriegsmann, Namens der lange Konrad, mit seiner Rotte, von Uri her, das Thal von Tavetsch überfallen und geplündert, ward aber mit den Seinigen erschlagen. Als Trophäe wurden die Hosen des Konrad lange Zeit im Kloster Disentis zur Schau gestellt.

Sprecher des Volks und die Züge seines Gesichts verriethen Zufriedenheit mit Beginn des blutigen Tagwerks. „Aber du,“ fuhr er gegen den bisherigen Dolmetsch fort: „Sag an, wer bist du denn? Ich sehe, die Wölfe da hüten dich, wie ein fettes Lamm, das ihnen gern entwischen möchte. Nimm du einen Satz zu uns hin; scheu' ein paar blaue Bohnen nicht, die sie dir nachschicken. Wo bist du daheim? Was treibst du bei den Ketzern?“

„Ein Engadiner bin ich und Bündner, wie Ihr. Aber Ihr seid ja selber Zeuge; ich muß ihnen mit meiner Sprache dienen,“ erwiederte Flavian.

„Also ein Mauldiener?“ versetzte Jener: „Desgleichen treibt sonst sein Gewerbe freiwillig. Willst du nicht lieber deinem Vaterlande dienen?“

„Wenigstens hier mit gutem Rath!“ sagte der Hauptmann.

„Nichts davon!“ unterbrach ihn der Tavetscher trocken: „Jetzt heißt's, gute That! Mach' dich davon, Bursch, sobald du kannst und spring' hinüber zu den Unsrigen, wenn du nicht mit dem welschen Gesindel einerlei Loos verlangst. Gelobt sei Jesus Christ!“

Hier nahm er rasch seine Amtsgenossen beim Arm, und eilte neben ihnen mit langen Schritten bergab.

21.

Der Kampf.

Indessen hatte Loison schon Befehl zum Aufbruch gegeben Der Vortrab spann sich in eine lange Linie zum Plänkeln aus einander. Hinterwärts wirbelten Trommeln. Die Soldaten schritten durch dichten Nebel, der Alles umhüllte, in geschlossenen Gliedern vor, still und ernst, die Augen bald niederwärts auf den

unsichern Boden gesenkt, welchen zwei Schuh tiefer Schnee bedeckte, bald vor sich hinaus, die feindliche Mannschaft zu erblicken, welche nirgends zu entdecken war. Loison hatte verboten, einen Schuß zu thun, bevor man vom Landsturm angegriffen sei. Niemand wußte, wo dieser stand, als plötzlich die durchbrechenden Sonnenstrahlen den dichten Dunst zerrissen.

Da sah man vor sich eine ziemlich geräumige, sanft abhaldende Ebene; das Dorf Disentis im nahen Hintergrunde derselben; über dem Dorfe die weitläuftigen weißen Gebäude des Klosters von mäßiger Höhe herabschimmern. Links, am Fuß der Berge, spitzte sich schwarz der Tannenwald von Segnes gegen die Ebene aus; rechts, dem Rhein zu, erblickte man ein alleinstehendes Kirchlein, zu St. Agathen genannt. Hinter demselben, in einer großen Tiefe, stürzten die Rheine der Medelser und Tavetscher zusammen, und schieden die Hochebene ab vom Eingang des Thales Medels, oder Brigels, über welches die weißen Kulmen des Lukmanier, des Sirmadoum und anderer Bergmassen strahlten.

Loison hatte kaum Zeit, sich in der fremden Gegend zu erkennen. Denn vom Dorf her wälzten sich ihm die langen Banden des Landsturms bis auf Schußweite entgegen, unter Geschrei, Trommelschlag und gellendem Ton einiger Querpfeifen. Einzelne Schüsse fielen links und rechts, die bald zahlreicher wurden und endlich vom rauschenden Rottenfeuer einer Kompagnie Oesterreicher begleitet wurden. Die Franzosen vergalten mit tödtlichen Blitzen ihrer Gewehre. Eine Weile dauerte der Donner des Geschosses herüber und hinüber; dann gebot der General Sturmmarsch, und mit gefällten Bajonetten brachen seine Schlachtreihen in die Schwärme der Bauern ein, die verworren, doch hartnäckig, fechtend, gegen die Hütten von Disentis zurückwichen. Unaufhaltsam drängten die Franzosen nach ins Dorf, während der dickste Nebel von Neuem Alles verschlang. Das Gefecht nahm wildern und

blutigern Gang. Wo das rothe Licht eines Flintenschusses im Nebel aufleuchtete, dahin ward gezielt. Auf dem Kirchhofe standen, hinter der niedern Mauer desselben, die Bündner Scharfschützen, wie in einer Schanze. Von da herab säeten sie Tod und Wunden. Die Franzosen, vereinzelt, von allen Seiten bedrängt, ungewiß in welcher Richtung sich wenden, wichen aus dem Dorf, um sich abermals im Freien aufzustellen.

In diesem Augenblick aber hörte man Schlachtgeschrei und Flintendonner auf beiden Flügeln der französischen Stellung. Der Anführer der Bündner, Anton von Castelberg, ein gewandter, erfahrner Offizier, der Gegend kundig, hatte, im Nebel unsichtbar, die Seiten des Feindes umgangen, und bergauf schon Abtheilungen des Landsturms, als Hinterhalte verschickt. Nun war für die Tapfern der sechsundsiebenzigsten Halbbrigade kein Zögern mehr. Sie eilten gegen das finstere Gehölz von Segnes zurück, wo sie wunderschnell ihre zerrüttete Ordnung herstellten. Aber, wie eine gespenstische Geisterschaar flog ihnen, durch den Nebelduft, die Heermenge der wüthenden Landleute nach, den Kampf mit Ungestüm zu erneuern. Da schlug panisches Schrecken in die sieggewohnten französischen Republikaner. Mit Mühe von den Hauptleuten zusammengehalten, begaben sie sich auf den Rückzug bergan, von wo sie kaum erst herabgestiegen waren. Nur, als sie eine ziemliche Strecke Wegs aufwärts zurückgelegt hatten, und sie wieder aus dem Nebelmeer hervortauchten, das unter ihnen weit und grau über die Thäler floß, ward Stillstand gemacht. Keuchend und fluchend, von wenigen Offizieren begleitet, gelangte auch Loison zur Höhe. Er schickte sogleich Befehle ab, neue Stellung zu nehmen.

Indem er sich wandte, stieß er auf den Schützenhauptmann Prevost, den im Getümmel und Gewimmel seine Wächter verloren hatten. „Sie noch hier, Prevost?“ rief er ihm freundlicher

zu und klopfte ihm auf die Schulter: „Brav! Ich hätte Sie beinahe irgend anderswo vermuthet. Bleiben Sie mir zur Seite! Hier, wo wir Tageslicht haben, will ich die Bauern erwarten. Der verdammte Nebel drunten! Man steckt darin wie im Sack. Prevost, Sie sind wieder frei. Ich sehe, Ihr Rath droben war wohlgemeint; aber nicht ganz am Platz."

„General," entgegnete der junge Mann: „ich sprach, wie mir Pflicht gebot. Welches aber auch der Ausgang des Gefechts werden möge, erlauben Sie, daß ich meine Doppelflinte wieder erhalte, oder wenigstens einen Degen, um mich der eigenen Haut wehren zu können. Sie bedürfen hier keines müßigen Zuschauers. Der Feind ist drei- und vierfach stärker, als wir sind."

„Und wenn zehnfach, ich will hindurch!" sagte Loison: „Es ist ein Wespenschwarm, den ich abschütteln muß. Mag er sich einbilden, er verfolge mich, wenn er herumschwirrt; ich werde ihn forträuchern. Prevost, droben die zwei Kompagnien der Nachhut sollen auf der Stelle herunter, sich links ziehen und dort den übrigen Truppen anschließen. Fort, überbringen Sie ihnen sogleich den Befehl."

„Hör' ich aber recht," bemerkte ihm Prevost: „so fallen auch hinter uns droben Schüsse. Wir sind umgangen. Die Kompagnien der Nachhut haben schon Arbeit erhalten. Und, General, sehen Sie da unterhalb vor uns, wie es im Nebel schwärzer und lebendiger wimmelt! Der Wespenschwarm fliegt herbei."

„Fort!" schrie der General und begab sich hastig zu den Truppen, während Flavian bergan lief, den feldherrlichen Befehl zu vollstrecken. Bald darauf hörte er hinter sich die Trommeln Sturmmarsch schlagen und das Geknatter des kleinen Gewehrfeuers.

Wirklich rückten die Franzosen, Mann an Mann, Schulter an Schulter gedrängt, mit gefälltem Bajonett gegen die dichten Haufen

des kriegerischen Bergvolks. Einen Augenblick schienen die Bündner bestürzt und ungewiß. Jählings erhob sich aber ihr gräßliches Geschrei. Sie rannten in wildem Gedränge mit gesenkten Spießen und Gewehren den Franzosen entgegen. Als sie wenige Schritte vor diesen lebendigen Mauern und dem eisernen Stachelgürtel standen, drehten sie rasch die Flinten in der Faust um. Mit den Gewehrkolben, gleich geschwungenen Keulen, schlugen sie die vorgestreckten Bajonette des Feindes aus einander und bohrten sie sich in die geschlossenen Massen der Franzosen ein.

Während solches mörderischen Kolbenspiels und Handgemenges, war Flavian aufwärts in einen neuen Nebelzug gerathen, worin er nur wenige Schritte vor sich sah. Aber bald fielen auch in seiner Nähe einzelne Schüsse. Bald gewahrte er, da und dort, durch die graue Dämmerung Schatten umherschweben, kommen und verschwinden. Einer derselben nahte unmittelbar. Er erkannte, am langen, blauen Ueberrock und gezogenen Degen, einen französischen Offizier; ergriff ihn am Arm und rief: „Halt! ich bringe Befehle des Generals. Ha, Kapitän Goujeon, sind Sie's? Was treiben Sie? Wo sind die zwei Kompagnien?“

„Zum Teufel, die feigen Hunde!“ war die Antwort: „Vor Dreschflegeln davonzulaufen! Unerhört!“

„Sammeln Sie Ihre Leute,“ sagte Prevost, ihn festhaltend: „der General ist mit dem Bataillon in der Nähe. Sie sollen sich links ihm anschließen. Sie haben ja Grenadiere bei sich, die werden doch Stand halten!“

„Grenadiere das?“ schrie der Kapitän voller Wuth: „Grenadiere? An den Galgen henken sollte man die Memmen mit ihren Epauletten! Taub und blind sind sie, und Schande und Schmach unserer sechsundsiebenzigsten Halbbrigade!“

„Bleiben Sie, Kapitän!“ mahnte ihn der Bündner an: „Sie geben böses Beispiel durch Ihre Eilfertigkeit. Ich weiche

nicht von Ihrer Seite. Wir wollen die Soldaten sammeln. Müssen wir umkommen, sei es fechtend!"

„Fort! Lassen Sie mich fahren, oder ich jage Ihnen die Klinge durch den Leib!" schrie der Kapitän: „Hier ist Alles Unordnung. Die Bauern sind mitten unter uns." Damit riß sich der Kriegsmann los und rannte davon.

In dem Augenblick begann hinterwärts das Musketenfeuer stärker. Der Nebel verzog sich. Eine Rotte Soldaten, bedrängt von den nachrückenden Bauern, hatte sich zu einigem Widerstand zusammengegliedert. Sie stand nicht fern. Der Scharfschützenhauptmann wollte sich zu ihr gesellen, um so lieber, da er auf dem Boden ein weggeworfenes Gewehr fand. Er bückte sich, um es aufzuheben. Da prasselten um ihn her eine Menge Schüsse. Er fühlte Stoß und Schlag von Vorbeieilenden, und stürzte rücklings zur Tiefe eines steil abgleitenden Berghanges hinunter.

22.

Der Sturz.

Zum Glück geschah seine Niederfahrt über eine nur mäßig schräge, glänzende Schneefläche anfangs ziemlich langsam; aber in bedenklicher Lage des Körpers; auf den Rücken geworfen; Kopf unterhalb, und bedroht, an erster Steinklippe zerschellt zu werden. Mit Geistesgegenwart versuchte Prevost, durch mächtigen Seitenschwung, die Füße wenigstens abwärts zu bringen. Aber das Kunststück gelang nur zur Hälfte. Denn sobald er halb und halb eine wagrechte Lage bekam, rollte er, wie eine Walze, auf der schiefen Schneefläche abwärts. In verzweiflungsvoller Kraftanstrengung schlug er Arme und Beine aus einander, auf Gefahr hin, sie zu brechen, und hemmte die Schwindel zeugende Be-

wegung. Endlich gelang ihm sogar, durch Einbohren der Hände und der Eissporenen seiner Schuhe, auf der schlüpfrigen Bahn einen Ruhepunkt zu erzwingen. Fast odemlos, in der gefahrvollsten Unsicherheit, verharrte er eine Zeitlang. Der Boden unter ihm, das Gebirge vor ihm, drehte sich eine Weile kreiselnd herum. Aus der Ferne vernahm er hoch oben noch das Knallen der Flintenschüsse, und unter sich dumpfes Geräusch, wie von tobenden Wassern.

Nachdem sich der Schwindel gemildert hatte, wagte er's halbaufgerichteten Leibes umherzuspähen, wo Rettung? Hinter sich aufzublicken nach der Höhe, von der er gekommen, fehlte ihm Muth; die leiseste Bewegung im lockern Schnee konnte ihn in den Abgrund niederreißen, der unter seinen Füßen ihm entgegengähnte. Abwärts lief die breite Abdachung des Berghangs zu einer Tiefe, deren Boden sich nicht mehr erkennen ließ. Rings um ihn lag eine weiße, blendendweiße, abwärtsgesenkte Fläche, ohne alles Gestrüpp, ohne hervorragendes Gestein, das etwa Haltpunkt werden konnte. — Wo er festgeklammert hing, oder schwebte, konnt' er nicht verharren; aber auch nicht auf Menschenhülfe hoffen. Er starrte bang gen Himmel; seufzte leise: „Gute Nacht, Sabine!" und seinen Geist Gott empfehlend, entschied er rasch, der eiteln Qual des Lebens ein Ende zu geben. Aber es sträubte sich das Leben gegen seinen Untergang, und das Verlangen nach Rettung kehrte mächtiger heim. Noch regte sich Hoffnung, vielleicht unversehrt die Tiefe des Thals zu erreichen, sobald er leise, Fuß um Fuß, mit Vorsicht abwärts rücke. Er begann behutsam den Versuch. Da spürte er, daß sich das Schneelager, links und rechts, unter und mit seinem Körper, fortbewege, abgelöst vom Eisgrunde. Bald glitten größere losgerissene Massen neben ihm nieder. Hoher Silberstaub umflog ihn. Wilder ging Zug und Flug. Endlich

schoß Alles pfeilschnell mit ihm davon. Es war kein Haltens Die Sinne verdunkelten sich. Das Bewußtsein starb.

Zuweilen, wie eine mattaufzuckende Flamme, leuchtete noch dämmernd eine Vorstellung in ihm auf, erlosch aber eben so schnell. Es war Schweben und Schwanken zwischen Wachen und Schlaf, Leben und Tod, nicht Eins mehr, nicht das Andere mehr. Das Bewußtsein blieb dumpfes Gefühl der Vernichtung; das Entweichen desselben ähnlich dem Grabesschlaf. Dazwischen kündete sich vorübergehend Empfindung, wie Leichenkälte des Gesichts an. Brausen und Surren zog durchs Gehör. Er athmete noch; hatte noch Aufleuchten des Geistes, ohne Erinnerung. Instinktartig bewegte er wohl zuweilen die Hand in eisiger Nässe; schlug die Augen auf und schloß sie; öffnete sie abermals schwer, und sah dann nicht hell, nicht dunkel. Er besann sich halb ungewiß des Sturzes, ohne zu wissen, ob er noch fortdaure, oder ob der zerschmetterte Leichnam in einem Gletscherschrund liege. Während des verworrenen Träumens und Brütens ging in ihm das Geschehene heller aus einander. Nur die Gegenwart enthielt nichts. Sein Leib krümmte sich unwillkürlich, als möcht' er sich aufraffen; aber vermocht' es doch nicht. Die Gliedmaßen lagen gelähmt, oder zermalmt, oder gebunden. Es drückte eine schwere Decke auf der Leiche. Da fuhr ihm Entsetzen durch die Seele, daß er noch lebe und lebend begraben sei. In gräßlicher Angst stieß er mit Stirn und Fäusten gegen die Masse über sich. Umsonst. Sie brach immerdar von neuem zusammen. Es ward ihm deutlicher, er sei von einer Lauine verschüttet.

Nun nahm das verzweifelnde Leben Riesengewalt an. Wie ein bohrender Erdwurm zog er die Glieder zusammen, trieb er sie aus einander; wühlte er mit Haupt und Brust und Armen aufwärts, zog er den Unterleib nach, bis endlich gründliche Helligkeit Annäherung des Tageslichtes andeutete. Alsbald wurden seine Be-

wegungen eiliger, ungestümer und leichter. Er brach endlich durch; stieg aus dem Grabe vor, und, bis zur Ohnmacht erschöpft, sank er am Rande desselben in sich zusammen.

Zwischen zwei schroffen Bergen, deren Wurzeln einander berührten, befand er sich in einer schmalen Schlucht. An der jähen Schneefläche des einen Berges erkannte er die breiteingerissene Furche der Lauine, die er ohne Zweifel durch eigenen Sturz verursacht hatte. Der andere Berg erhob sich steil gegenüber, mit schieferartigen Steinlagern, die treppenförmig über einander hingen, oder tiefe Höhlungen bildeten, wie von Wasserfluthen der Urwelt ausgewaschen. Darüber lag schwarzer Tannenwald, dessen größere Hälfte, von Stürmen oder Lauinen niedergebrochen, dürr und verwitternd am Boden klebte, wie Halmen vom Hagelschlag geknickt.

Der Schützenhauptmann bewunderte schaudernd die Erhaltung seines Lebens und seiner Glieder, welche er von Zeit zu Zeit ungläubig betastete und streckte. Aber sogar die Korbflasche, die an seiner Seite hing, war unzerschlagen geblieben. Die Hände gefaltet, sandte er einen Blick des Dankes, den ein Seufzer begleitete, zum Himmel. Dann suchte er irgendwo Ausgang des Felsenschlundes, in welchen ihn sein guter Engel wundenlos hinabgetragen hatte. Ein kleiner Waldstrom leistete den Dienst des Wegweisers. Dieser Bach, von Absatz zu Absatz seines Felsbettes Wasserfälle bildend, tobte zwischen Schneehaufen und Klippen, unbekannten Gegenden zu.

Die Wanderung durch den wüsten Schlund machte sich nicht ohne Mühseligkeit. Bald ward die Felsenspalte so eng, daß der Wogenflut des Bachs kaum Durchgang blieb. Bald wieder verrammelten ungeheure Steinblöcke den Weg. Schon war die Nacht eingebrochen, ehe Flavian beim Sternenschein und Schneeleuchten gewahren konnte, daß er endlich ins offene Land gelangt sei. Ohne zu wissen, wohin? schritt er vor, vielleicht neuem Unglück ent-

gegen. Obwohl ihm schon, von Jugend her, ähnliche Abenteuer auf Gemsjagden im heimathlichen Gebirg keineswegs fremd geblieben waren, wankte dennoch zuweilen sein Muth, wenn er dachte, daß er nun von einem durch Sieg und Niederlage empörten Volk Obdach und Herberge verlangen solle.

Er mochte fast eine Stunde Wegs zurückgelegt haben, als er vor sich im Schnee eine Menge menschlicher Fußstapfen entdeckte. Entschlossen folgt' er der Spur, die ihn doch jedenfalls zu einer bewohnten Gegend führen mußte.

23.

Alte Bekanntschaft.

„Ho! Ho! Di a mi, nu ei la via? Ju hai se eriu!“ tönte unerwartet seitwärts, aus der Dunkelheit, eine Stimme herüber.

Fast erschreckt und doch freudig, schrie Flavian durch die nächtliche Stille zurück: „Wer da?“

„Halt, Kerl!“ ließ sich die vorige Stimme wieder in deutscher Sprache vernehmen: „nimm mich mit dir, wenn du auf rechten Wegen gehst. Ich laufe schneeblind in der Irre. Warum, Ihr Teufelsnarren, ließet Ihr mich im Stich, als Ihr mich von den vermaledeiten Franzosen fortgeschleppt saht? Hätt' ich den Steg über den Bach nicht, wie ein Mann, vertheidigt, säßet Ihr allesammt schon in Teufels Rachen. Steh', Kerl, sag' ich dir! Meinst, der Franzose sei dir noch auf den Fersen? Hat's ja keine Noth mehr mit dem Schelmenpack. Es ist, wie toll, durch einander über den Berg zurückgesprengt, als lief es mit Siebenmeilen-Stiefeln.“

„Nur heran!“ rief der Schützenhauptmann, bei der unerwarteten Botschaft von Loisons Rückzug zusammenfahrend und

seinen Schritt verdoppelnd: „Strenge lieber die Beine, als die Zunge an!“

„Hol' der Henker dich und deine Zunge!“ rief der Andere: „Ein lahmer Hund behält noch zum Laufen drei Beine; mir aber hangen nur zwei am Rumpf, davon eins marode, das andere vom Luftsprung verrenkt ist; ja, von einem Luftsprung, den mir der Teufel selber nicht nachmacht. Ein Satz von der Flue, fünfzig Schuh tief, ist bei meiner armen Seel kein Spaß. Die Franzosen selbst sperrten Maul und Nase auf, als ich entwischte, und pfiffen mir ein Abschiedslied, mit ihren Kugeln, um die Ohren.“

Hier näherte sich hinkend die Gestalt eines stämmigen Bauermannes. Sie hängte sich sogleich, mit beträchtlichem Gewicht, an Flavians Arm.

„Also die Franzosen sind geschlagen, sind zurückgejagt?“ fragte dieser neugierig.

„Hei, die haben vor uns hertanzen müssen, wie das Vieh in den Alpen vor einem Gewitter!“ antwortete der Bauer lachend. „Ich wette, die hungern so wenig mehr nach Tavetscher Milchbrei, als ihre Kameraden, die todt im Schnee herumliegen. Das wär mir eine Schlacht und ein Schlachten, und Jeder von uns ein Bonaparte.“

Während der Tavetscher Held unermüdet von Loisons Niederlage und der Tapferkeit der Sieger erzählte, überdachte Flavian das Gefahrvolle seiner gegenwärtigen Lage. Wehe ihm unter seinen siegtrunkenen, wild aufgeregten Landsleuten, wenn entdeckt ward, daß er mit den Franzosen eingedrungen sei! Er mußte das Loos des Vaterlandsfeindes und Hochverräthers erwarten. Nichts konnte ihn in diesen Stunden gegen Verdacht schützen, als sein bäurischer Anzug; und natürlich war er des glücklichen Zufalls froh, der ihn so eingekleidet hatte. An Flucht war nicht mehr zu denken. Er stimmte daher in die stolze Freude des Bündners über Loisons ver-

unglücktes Unternehmen, und prophezeite neue Triumphe über die Unterjocher der Schweiz und Italiens. Doch inmitten des Gesprächs mit dem hinkenden Begleiter blieb dieser plötzlich stehen, und rief: „Alle Donner! das klingt mir absonderlich ums Ohr, oder ich bin verhext. Ich will, mein Seel', nicht Uli Goin sein, wie ich leibe und lebe, wenn Ihr nicht Hauptmann Prevost seid." Er duckte sich bei diesen Worten näher gegen das Gesicht des überraschten Hauptmanns, um es im matten Zwielicht des Sternenscheins zu erkennen.

„Dacht' ich's doch," rief Flavian hochfroh: „du könntest es sein, ehrlicher Uli. Aber ich traute meinem Glück nicht. Sei willkommen!"

„Tausendmal! Herr Hauptmann!" jauchzte Uli und zerquetschte fast mit gewaltigem Händedruck die Hand seines Gönners. „Hab' ich doch ein Glückshäublein mit auf die Welt gebracht! Wir halten's fürwahr, wie die Fledermäuse, und begegnen uns immer zur Nachtstunde. Wißt Ihr noch vorigen Herbst auf der Lenzerhaide? Aber hätt' ich Katzenaugen, ich würd' Euch diesmal nicht erkannt haben. Ihr kommt da veroberländert, wie unser Eins. Also waret Ihr mit in der Schlacht? Gelt, wir haben die Bälge dieser Stall- und Kellerratzen wohl eingepfeffert! Nun sagt doch, seid Ihr gestern oder heut von Chur oder anders her zu uns gestoßen?"

„Ich war auf dem Weg hieher von Uri," antwortete Flavian: „ward aber von den Franzosen genommen und, als Gefangener, mit fortgeschleppt, bis ich einen Sprung nahm, wie du; eine verschneite Berghalde hinunter fuhr und, wie ich zur Besinnung kam, mich aus einer Lauine hervorgraben mußte. Sage mir nur, wo wir eigentlich sind?"

„Ihr befragt einen blinden Rathsherrn, Herr Hauptmann. Ich weiß, beim Donner, nicht mehr, ob bei Rueras oder Sedun,

bei Selva oder Ciamut, bei Camischolas oder Giuf. Aber tröstet Euch. Wo hier Landes ein Steinhaufen Rauch gibt, liegt ein Feuerherd darunter. Seht, als der Teufel einst mit einem Sack voller Häuser hier vorbei flog, riß ihm der Piz Alv ein Loch hinein, daß er die Hütten über Thal und Berg verschüttete. Aber, Herr Hauptmann, ich bin Eurer Meinung, und säße lieber mit Euch wieder am vollen Tisch der hübschen Wirthin von Lenz, statt hier im Frost und Schnee herum zu hinken. So fetten Schmaus, wie damals, halten wir freilich heute nicht. Der Gäste sind zuviel und wir kommen an, wenn abgetischt sein wird."

„Haben die Franzosen auf dem Rückzug viel Mannschaft eingebüßt?" fragte der Hauptmann, begierig, die nähern Umstände des Treffens zu erfahren.

„Ich," antwortete Uli: „ich allein habe ein halbes Dutzend niedergemacht, das schwör' ich! Wären sie nicht behender, denn Geiße, über die Crispausa hinaufgesprungen, beim Donner! alle hätten wir abgeschlachtet, daß Wölfe und Bären des Landes übersatt gehabt haben würden. Und verständen sich nicht viele dieser Ketzer auf schwarze Kunst, müßte jeder von ihnen mehr Löcher im Leib haben, als ein Sieb. Wir schickten ihnen ein paar Millionen Kugeln in die Rippen; wenn die davon abprallten, war's unsere Schuld nicht. Denn bessere Schützen, als zwischen Lukmanier und Crispalt, findet man in Europa nicht. Aber im Sommer gebt Acht, wird man in Tobeln und Klüften, an Felsen und Büschen, mehr Franzosengerippe hangen sehen, als Zapfen an Tannen. Todt oder halbtodt, was von den Franzmännern nicht mitlaufen konnte, ward von den Blauröcken selber in die Abgründe geschleudert, wie Flößholz."

„Still! Hörst du in der Ferne Trommelschlag, Uli?"

„Das sind unsere Leute, Herr Hauptmann, und wir, heißa juchhe! auf dem rechten Weg. Vorwärts! Die Schneestraße wäre

nicht übel, paßte nur mein linkes Bein besser darauf. Halt! beim Donner, nein! Horcht! Das ist österreichisches Kalbfell! Ich wollte, die Schlucker trommelten sich morgen ebenfalls zum Lande hinaus. Wir nehmen's allein mit ganz Frankreich auf."

„Wie, Uli Goin? Bist du kein Freund der Kaiserlichen?"

„Ich? Warum nicht, Herr Hauptmann? Ich kenne sie ja. Es sind brave Leute, scheuen Höll' und Teufel nicht. Prächtige Husaren, prächtige Grenadiers; Schnurrbärte, wie Fuchsschwänze; Mützen, wie Butterfässer! Alles ohne Tadel. Nur einen Fehler haben sie am Leibe, das ist ihr Maulwerk. Der Himmel erbarme sich unserer Rauchfänge und Speckseiten, Käsegaden und Keller, wenn man dergleichen Gäste zu Tisch hat. Der Meister soll noch erschaffen werden, der ihnen das Loch zwischen Zahn und Zahn vermauern kann. Ich versichere Euch, Herr — — —"

Hier unterbrach ihn sein Begleiter mit dem Ausruf: „Ich sehe Licht vor uns. Vermuthlich ein Dorf in der Nähe."

„Richtig! Unfehlbar!" betheuerte Uli Goin: „Ging mir's doch schon eine Weile um die Nase, wie Duft von gebratenen Käsescheiben. Pest, der linke Fuß! Hätt' er bald soviel Verstand, als der Magen, so säßen wir schon vor einem Laib Brod und warmer Zukost."

Er beschleunigte hinkend seine Schritte an Flavians Arm. Der Weg senkte sich abwärts zu einigen Häusern, die immer deutlicher aus der Finsterniß hervorstiegen. Neben einem der Gebäude war ein Haufe bewaffneter Bauern versammelt, matt vom röthlichen Licht der hellen Fenster beschienen. Uli Goin schaute links und rechts umher, die Ortschaft zu erkennen. „Gut!" rief er: „nur noch ein Dutzend Schritt weiter! Ich kenne den Gilg Daniffer! Er soll uns Quartier geben. Vorsorge trägt mehr ein, als Nachsorge. Kommt!"

Sie wanderten weiter, mehrern Häuser vorüber, aus denen

lautes Leben der Menschenmenge scholl, die sich nach Mühen und Gefahren des Kampftages militärisch eingelagert hatte. Endlich wandte Flavians Führer den Schritt gegen ein langes hölzernes Gebäude von geräumigem Umfang. Beide traten hinein durch ein Gedränge herausgehender und ankommender Landleute. Alles schwatzte, lachte und jodelte durch einander. Links und rechts sah man durch offene Thüren hellerleuchtete Stuben, mit Männern und Weibern angefüllt. Eine Geige, eine Clarinette, eine Querpfeife klang fröhlich aus der einen hervor, und auf den bretternen Dielen des Bodens ward der Takt dazu, von Füßen der Tanzenden, gestampft. — Dahinein, alles Schmerzes schnell vergessen, zog Uli Goin seinen Gefährten und sagte: „Hier geht's lustig zu, wie am Jahrmarkt von Ilanz, und Hans ist wieder im obern Gaden. Das laß ich mir gefallen! Zur Noth kann ich wohl auch noch auf einem Bein mitspringen. Aber, Herr, vor Allem erst will ich billigermaßen für das Wichtigste sorgen, womit man Leib und Seele wieder zusammenflickt. Erwartet mich einen Augenblick hier. Gilg Daniffer muß herhalten, und wär's sein letztes Bröslein."

Er hinkte davon. Flavian, noch zu schwer von den Erlebnissen des Tags ergriffen, fühlte sich in dem lärmenden Getümmel nichts weniger als behaglich. Die Mehrheit derer, die hier in ausgelassener Lust tobten und jauchzten, war nur noch vor Kurzem im Angesicht des Todes gestanden, und kaum erst aus dem Blutwerk zurückgekehrt. Viele taumelten, mehr von Wein oder Branntwein, als von Siegesfreude, berauscht; während bald dort, bald hier eine alte Frau, ein junges Weib stillweinend, mit blassen, zitternden Zügen der Angst durch das Gewühl suchend und fragend drängte, nach Gatten, oder Sohn, oder Bruder forschend, der nicht wieder zurückgekehrt sei.

Weit schauerlicher, als dies Schauspiel von toller Lust und

banger Sorge, ward ihm ein anderes. Als er durch den dichten Haufen vortrat, welcher die Tänzer umringte, sah er auf einem runden Block, fünf oder sechs französische Soldaten, mit gebundenen Füßen, in zerrissenen Uniformen, oder halb entkleidet, sitzen; Rücken gegen Rücken gekehrt; sämmtlich von einem Seil mehrfach umschlungen. Um sie her wälzten sich die tanzenden Paare in lustigen Schwüngen und Sprüngen, unter rauschendem Gelächter der Zuschauer. Die Gefangenen saßen bleich und matt da, mit gebeugtem Antlitz vor sich hinstierend, wie wenn sie die Tiefen ihres Elendes ersehen wollten, oder im Geist den verlassenen Eltern und Geliebten in der Heimath Valet sagten. Dann und wann blickte Einer, mit wehklagenden Augen, himmelwärts, als such' er Trost von oben; ein Anderer rollte düster die Augen umher gegen das rasende Getümmel, und seine Geberde ward Fluch. Niemand verstand die Sprache der Unglücklichen, in der sie klagten und baten. Aber auch sie verstanden die Worte der romanischen Zungen nicht, von denen sie verhöhnt wurden.

Der Schützenhauptmann stand lange, betäubt vom Entsetzen. Es ward ihm, als sei er aus der Mitte des europäischen Welttheils jählings, durch einen bösen Geist, in jene fremden Wildnisse verpflanzt, wo Neger, oder kupferfarbene Indianer frohlockend ihre fürchterlichen Tänze um die gefangenen Feinde halten, welche langsamen Qualen des Todes geweiht sind. Er war im Begriff, die verzweifelnden Schlachtopfer anzureden, oder ihr Fürsprecher bei den grausamen Siegern zu werden, als ihn eine starke Faust von hinten ergriff und zurückzog.

Es war Uli Goin, der laut rief: „Herr Hauptmann, hier ist unsers Bleibens nicht; denn alle Kübel sind leer. Also laßt uns anderswo Futter betteln, oder stehlen; es ist aber da bös stehlen, wo der Wirth selber ein Schelm ist.“ Ein derber Faustschlag auf den Rücken des Sprechenden unterbrach die Rede. Uli sah trotzig

um; und hinter ihm stand breit und vierschrötig ein lachender, alter Bauer, dessen weiße Haare verwildert um ein volles, röthliches Gesicht niederhingen. Flavian erkannte in ihm, und an der Narbenwulst über Nase und Wange, den Mann, dessen und Loisons Dolmetsch er, vor Anfang des Gefechts, hatte sein müssen.

„Du selber Schelm und Schuft, und lüderlicher Habenichts von Hause aus!" lärmte der Benarbte lachend den Uli Goin an: „So viel Fresser, wie heut, machen auch eine Königsküche arm."

„Höre, Gilg Daulffer," entgegnete Goin freundlich: „Laß mit dir reden! Wir begehren nichts umsonst, und du weißt, Geld im Sack duz't den Wirth."

Aber der Alte hörte nicht weiter auf ihn. Er beäugelte mit großer Aufmerksamkeit den Schützenhauptmann von allen Seiten und rief dann: „Sieh da, Bursch, bist du es wirklich? Also doch den welschen Hunden, die dich bewachten, glücklich entwischt! Recht so! Nicht wahr? Schwarz Brod und Freiheit! Gelt, du hungerst, wie dieser Wehrwolf da, der vom Hals weg nichts, als Magen ist? Komm, bei mir soll ein braver Bündner nicht Hungers sterben! Folge mir ins Küchenstüblein, mein Bursch! Und du, Uli, darfst auch mitkommen, damit du dich nicht am Ende selber auffrissest."

Uli Goin ließ sich nicht lange bitten; gab mit zufriedenem Schmunzeln dem Spötter einen dankbaren Hieb auf die breiten Achseln; und Flavian folgte Beiden durch die Küche in ein enges Kämmerlein. „Hier, wenn Ihr keine bessere Herberge wisset, könnet Ihr auf den Bänken Nachtlager nehmen!" sagte der wirthliche Volksmann, indem er einen Haufen Ueberbleibsel von Broden und Käsestücken, und einige Brocken geräucherten Fleisches, nebst einer halbleeren Branntweinflasche auftischte. Dann entfernte er sich.

Uli schaute ihm mit gerunzelter Stirn grollend nach und murmelte: „Beim Donner! Das ist ein Mahl, wie man es wohl lästigen Hunden, aber nicht Männern vor die Beine wirft, die von Heldenwerken heimkehren!“ Indessen griff er doch zu; die menschliche Natur besiegte bald den nicht ganz ungerechten Zorn seines Herzens. Nicht besser erging's dem Schützenhauptmann, so betäubt, oder empört, er auch von den Geschichten des Tags und den Unmenschlichkeiten sein mochte, deren Zeuge er eben vor wenigen Augenblicken gewesen. Nachdem Beide verzehrt hatten, was Eßbares auf dem Tische, von einer schmutzigen Lampe beleuchtet, war, streckte sich, Einer, wie der Andere, übermüdet auf dem Boden aus, den Schlaf zu erwarten.

Vor Flavians geschlossenen Augen gaukelten traumähnlich die Bilder der jüngsten Stunden: kämpfende Haufen, Lauinen, Pulverdampf, Nebel und Wildentänze. Bald schwamm Alles zerflossen durch einander, und nur die fortgellende Musik im Hause regte zuweilen in ihm noch Traumbilder freundlicher Art an. Er wandelte, war's ihm, wie im Glanze von hundert leuchtenden Kerzen durch weite Ballsäle, suchte im Gewühl reichgeschmückter Damen die schöne Elfriede von Marmels, oder schwebte mit Sabinen im Walzer selig dahin.

24.

Die schreckliche Nacht.

Ein erschütternder Schlag, oder Knall, weckte und schreckte nach einigen Stunden die beiden Schläfer aus ihrer Ruhe unangenehm auf. Sie fuhren mit den Augen umher. Das Kämmerlein lag in tiefer Finsterniß. Durch die blinden Scheiben eines kleinen Fensters dämmerte Mondlicht. In irgend einem benach-

barten Gemache tosete dumpfes Geräusch. Dann erscholl durchbohrender Schrei: „Au secours! au secours! Je me meurs! Miséricorde!“ — Dann Stille.

Flavian glaubte Röcheln eines Sterbenden zu hören. Er sprang mit Entsetzen empor und lauschte umher. Plötzlich fiel ein Flintenschuß, wie es schien außer dem Hause, in den Straßen. Dem folgte verworrenes Getöse durch einander lärmender Stimmen.

„Uli, Uli, hier geht Unglück um!“ rief Flavian und tappte zur Thür hin; dann durch die dunkle Küche in den Hausgang. Hier erblickte er den Gilg Daniffer, den Hauswirth, der, in der Hand eine Lampe, bleich, mit starren, hervorgequollenen Augen, wie ein riesiges Gespenst umherschwankte. Seine Lippen bebten; blieben aber tonlos auf Flavians wiederholte Fragen.

„Steht Rede!“ schrie der Hauptmann noch einmal, und warf sich dem Wirth in den Weg, der fortwährend einem empfindungslosen Nachtwandler glich: „Was gibt's draußen, oder in Euerm Hause? Ist's nächtlicher Ueberfall? Es waren Flintenschüsse!“

Daniffer erhob langsam den Arm, streckte den Zeigefinger vor und deutete stumm hinter sich gegen das Zimmer, in welchem man Abends vorher getanzt hatte. Durch die offene Thür desselben leuchtete mattes Licht hervor. Der Jüngling flog dahin, und hinein. Da standen noch wenige Bauern beisammen, auf ihre Flinten gelehnt; der Eine gähnend, der Andere lachend; ein Dritter lud schweigend sein Gewehr. Sie grinseten dem Ankommenden dummgaffend ins Gesicht, ohne sein Fragen zu beachten. Einer von ihnen, den er am Arm rüttelte und ins Ohr schrie, lallte endlich mit schwerer Zunge:

„Abgemacht! Tanz vorbei, und wohl bezahlt, siehst du?“

Prevost starrte die Menschen verwundert an, die seine Reden

nicht zu verstehen schienen. „Es ist noch Pulverrauch!“ rief er: „Warum ward geschossen?“

„Krieg, du Narr!“ erwiederte der Gewehrlader, der durch Vor- und Rückschwanken des Leibes genugsam seinen Zustand verrieth: „Hei da! Pulver auf die Pfanne! Schlagt an, Feuer! Alles nieder, mausetodt!“

Indem der Hauptmann unruhig im Halbdunkel des Zimmers umherblickte, bemerkte er am Boden etwas Menschenähnliches liegend. Er ergriff die Lampe und leuchtete nieder. Es war ein französischer Soldat, mit dem Gesicht erdwärts gekehrt, unter dessen Leibe das Blut hervor floß.

„Mörder!“ schrie Flavian mit Entsetzen die Bauern an: „Was habt Ihr gethan! Einen Kriegsgefangenen umgebracht? Was hat er verbrochen? Ihr Männer, packt diesen Bösewicht und führt ihn auf die Wacht. Fort mit ihm!“ — Als sich Keiner bewegte, und Alle ihn gleichgültig anglotzten, streckte er den Arm nach jenem aus, dessen Flinte entladen war. Der Trunkenbold aber taumelte zurück, und stürzte rücklings über dem blutenden Leichnam zu Boden.

Beistand herbeizurufen, rannte Prevost zur Thür, wo ihm zwei andere eben so trunkene Kerls, vom Hausgang her, entgegen traten und jauchzten. „Lustig, ihr Mannen!“ schrie Einer von ihnen. „Ihr seid also fertig? Wir haben's gehört. Der Unsrige drinnen in der Kammer streckt ebenfalls alle Vier von sich. Kommt, kommt! Courage, sagt der Franzos! Schaut her!“ Bei diesem Worte hob der Kerl ein Messer in blutiger Faust: „Alle, Alle sollen daran; Keiner lebendig nach Disentis entkommen. Wo sind sie, die Uebrigen? Schon fortgeführt? Auf, ihnen nach! Mir nach! Mir nach!“

Damit schwenkt' er sich und zum Haus hinaus. Sein Begleiter that, wie er. Flavian, voller Entsetzen, und empört von den

Gräßlichkeiten, die er gesehen und gehört, schritt den Mordlustigen mit klopfendem Herzen nach. Es blieb ihm kein Zweifel, es war um Niedermetzelung der unglücklichen Kriegsgefangenen zu thun. Er schmeichelte sich kaum, Rettung bringen zu können. Doch wandte er sich hinaus, ohne zu wissen, wohin? Nach einigen Schritten gewahrte er seitwärts im blutbespritzten Schnee die Leiche eines französischen Kriegers ausgestreckt. Jach blitzte wieder heller Schein über den Todten und die nahestehenden Hütten. Knall eines Flintenschusses im gleichen Augenblick. Nun richtete er seinen Schritt der Gegend zu, von wannen der Schuß gefallen war. Da stand ein dichtgedrängter Haufe Bewaffneter, vermischt mit Weibern und Kindern. In der Mitte des Schwarms brannte am Boden eine Laterne. Er arbeitete sich ungestüm durch die schweigende, gaffende Menge, während in romanischer Sprache ein Einziger mit feierlicher Stimme redete, dem Alle zuhorchten.

Bis zum innern Kreise endlich vorgedrungen, begegnete dem Blick des Hauptmanns abermals neuer Gräuel. Ein erschossener Soldat lag noch zuckend am Boden. Neben demselben kniete, mit auf den Rücken gebundenen Händen, ein Anderer der Kriegsgefangenen. Es war ein schöner Jüngling, bleich in Todesangst, zitternd im Frost der schaurigen Nacht, von seiner Uniform halb entkleidet. In den rohen Zügen der Umherstehenden aber wohnte keine Spur des Mitleidens; nur Neugier, oder zuweilen heimlichlächelnde Bosheit. Die Blicke der Versammlung waren abwechselnd bald auf die im Schnee liegenden Schlachtopfer, bald zu zwei neben einander stehenden Benediktinermönchen gekehrt. Einer von diesen redete in der Landessprache des Thals, und, wie es schien, sehr bewegt, mit bittender Geberde und Stimme. Als er geendet, brüllte aus dem Haufen Jemand romanische Worte, denen Viele der Anwesenden Beifall murmelten, wobei sie sich einander links und rechts zunickten.

„Still, meine Freunde!“ gebot der zweite Mönch, welcher bisher geschwiegen hatte. Es war ein kleiner, alter Mann, von ehrwürdigem Ansehen: „Laßt auch mich, im Namen Gottes und der gebenedeiten Jungfrau, zu Euch sprechen, eh' Ihr noch einmal Menschenblut vergießet, das um Rache zum Himmel schreit über Euch und Eure Kinder. Höret mich an!“

Doch er bat umsonst. Es erhob sich in der Menge, mit unruhiger Bewegung, wildes verworrenes Murren, welches von Augenblick zu Augenblick ärger tobte, bis eine gewaltige Stimme fluchend dazwischen donnerte und Schweigen gebot. Es war die furchtbare Kehle Uli Goin's, die sich hier vernehmen ließ. „Stille! Stille!“ brüllte der riesige Herold, der Alle überschrie: „Stille, oder der Donner Gottes roll' über Eure verfluchten Schädel herab. Höret die Worte unsers hochwürdigen Herrn Pater Gregorius, die wohl so viel werth sind, als das blutdürstige Kreischen der Prahlhänse da drüben!“

Die Versammlung richtete ihre Augen auf den gewaltigen Rufer. Als er die Aufmerksamkeit, oder das Befremden, der Menge wahrnahm, fügte er eben so kräftig hinzu: „Ihr Schlaraffen, was gafft Ihr? Ich sage, wo ein tapferer Mann gegen Hundert steht, da ist Muth; wo aber, wie hier, Hundert gegen Einen stehen, da ist Feigheit. Ihr sollt Respekt haben vor einem Priester des Herrn. Ja, schaut mich nur an, beim Donner, ich bin's Uli Goin, der es sagt, und kein Anderer!“

Nun erhob der greise Mönch die Rede, als Stille eingetreten war: „Im Namen Gottes, seiner gnadenreichen Mutter und aller Heiligen, hat Euch Euer frommer Seelsorger, der hochwürdige Pater Vigilius Wenzein, schon um Barmherzigkeit für wehrlose Kriegsgefangene angerufen. Ihr hörtet aber seinen Ruf und den Ruf des Himmels nicht. Euer Herz blieb verstockt. Ihr hörtet nur auf Jubel und Beifallsgelächter der Hölle! — Wehe, über

Euch und Eure Kinder, so wird die Hölle Eure Gräuelthat belohnen! Ihr habt Gott verlassen; so wird Gott Euch verlassen und Euch in die Hände der Feinde geben. Ihre Heerschaaren werden mit verdoppelter Macht zurückkehren und Rache nehmen! Ich sehe Eure Häuser in Flammen, Eure Alpen verödet, und über Euern Leichen den Jammer von Wittwen und Waisen! — O, Ihr im Namen Christi Getauften, wo sind Christen unter Euch? Ihr Menschengesichter, wo sind Eure menschlichen Herzen!"

„Als ich einst zu Euch aus fernen, deutschen Landen kam, hofft' ich, in diesen Thälern wohne noch Einfalt, Unschuld und Treue, welche in der übrigen Welt fast ausgestorben ist. Diese Nacht hat mich enttäuscht und all' meine künftigen Tage in Nächte verwandelt. Ich sehne mich zu sterben. Tödtet mich alten Mann, denn Ihr lechzet noch nach Blut! Aber schont des Lebens von diesem armen Jüngling! Dies ist meine letzte Bitte. Erhöret sie. Tödtet mich, dann will ich droben vor dem Thron Gottes um Gnade für Euch bitten; aber gebet Gnade diesem Jüngling. Haltet ein mit Morden! Uebt Erbarmen, wenn Euch der Himmel Erbarmen gewähren soll."

„Nein! nein!" schrie eine Stimme im Haufen: „Unser ist die Rache! die welschen Mörderbanden haben meinen Vater erschossen! Unser ist die Rache! Sie haben mein Haus geplündert! Auf, auf, vertilgt die Teufelsbrut! Gedenkt der frühern Worte unserer Priester, als sie uns aufmahnten. Wir sind Streiter und Werkzeuge Gottes zur Vertheidigung der heiligen Religion gegen die Frevler und Ketzer. Nieder mit ihnen! Keine Gnade!"

Mehr vernahm man nicht. Rasendes Toben und Waffengeräusch verschlang die Worte des Redenden. Der alte Benediktinermönch kniete neben dem zum Tode Verurtheilten nieder, und hob die Hände zum Himmel. Aber ein Mann sprang in den Kreis, mit hochgeschwungener Axt, gegen den französischen Jüngling.

Eben so rasch jedoch flog der Schützenhauptmann dem Mordgierigen nach, ergriff ihn, und schleuderte ihn mit so kräftger Faust fort, daß derselbe ächzend zur Erde stürzte. Stürmisch fuhr im gleichen Augenblick der Volkshaufe wuthheulend durcheinander. Mit Flintenkolben ward der Schädel des französischen Gefangenen zerschmettert. Ein Messerstich durchbohrte Prevost's Schulter; ein Bajonetstich seine Hüfte. Er fiel. Zu spät erschien ihm zur Hülfe Uli Goin, der das Unglück bemerkt hatte, und den Blutenden erst wiederfand, als sich die Menschenmenge verlaufen hatte, weil sie dem im Jubel fortgeschleppten Leichnam des jungen Franzosen nachrannte.

Die menschenfreundlichen Benediktiner ließen durch einige Zurückgebliebene den blutenden Hauptmann in ein benachbartes Haus tragen. Sie löseten seine Kleider; wuschen seine Wunden; stillten mühsam durch Verbände das gewaltsam vorquellende Blut und suchten sein Leben zurückzurufen. Uli Goin war bei Allem der Hülfreichste und Trostloseste. Vor Anbruch des Morgens, während im stillgewordenen Dorfe die Bauern ihren Rausch verschliefen, wurde der Schwerverwundete, des Bewußtseins noch immer nicht fähig, nach Disentis gebracht. Hier hatte die Herrschaft des Schlosses Castelberg schon vier bis fünf französischen gefangenen Offizieren Zufluchtsstätte gegeben. Auch Prevost empfing sie, als sich der Pater Gregori flehend für ihn verwendete.

25.

Verwirrungen.

Von langen Verblutungen erschöpft, und von zahlreichen Quetschungen wund, die Flavian im Gedränge der Bauern, oder von ihren Füßen zertreten, empfangen hatte, lag er den ganzen

Tag besinnungslos. Man fing an der Rettung des jungen Lebens an zu verzweifeln. Uli Goin wich nicht vom Lager seines Wohlthäters; und selbst die allgemeinen Unruhen, welche an diesem Tage das Thal erfüllten, erregten die Theilnahme des treuen Dieners nicht mehr.

Es verbreiteten sich Gerüchte durchs Land, Massena's Heer sei siegend über den Rhein gedrungen, und bestürme das gemauerte Vorwerk des Felsenpasses am Luziensteig. Entfernter Kanonendonner von Reichenau her, am Fuße des Kunkelserpasses, verkündete deutlich, der Feind stehe auch dort auf dem Boden Graubündens. Der Landsturm schaarte sich wieder zusammen. Anton von Castelberg theilte wieder die Rotten der buntbewaffneten Volksmassen ab. Der Tag aber verging in Berathungen.

Folgendes Morgens, es war der sechste Märztag, lief die zweifellose Schreckensbotschaft ein, General Demont stehe wirklich bei Reichenau mit seiner Brigade; habe dort ein Bataillon Oesterreicher gezwungen, das Gewehr zu strecken, und sende nun eine Abtheilung französischer Truppen stromaufwärts längs dem Hochgebirg gegen Ilanz und Disentis. Gleichzeitig erscholl Nachricht von Wiedererscheinung der Franzosen mit verstärkter Macht Loisons aus Urseren über die Oberalp herab, gegen Disentis. Nun Zwietracht, Unentschlossenheit, Verzweiflung. Die Einen retteten sich durch Flucht in benachbarte Hochthäler; Andere wollten noch ohnmächtigen Widerstand versuchen.

General Loison rückte ohne nennungswerthen Kampf vor, und in Disentis ein, wo seine Ankunft mit Jubel von den gefangenen Offizieren im Schlosse Castelberg begrüßt ward. Der General selbst begab sich in dies Schloß, um der Gemahlin des Landrichters Castelberg seinen Dank zu bezeugen, welche die verwundeten Hauptleute mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt geschirmt

hatte*). Er trat auch zum Schmerzenslager Prevost's. Er beklagte gerührt des Jünglings bitteres Loos. Dieser konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Generals. Einen Augenblick glänzten seine Augen freundlich, im Gefühl der Erkenntlichkeit, zum Feldherrn auf. Loison, nachdem er eine kleine Besatzung im Dorfe zurückgelassen, eilte ohne Rast weiter, sich mit dem Kriegsvolk des Generals Demont zu vereinigen.

Daß Massena, der schlachtenkundige Feldherr, binnen zwei Tagen, ganz Graubünden eroberte, die Hauptstadt Chur besetzte; daß er einen großen Theil der unter Auffenbergs Befehl gestandenen österreichischen Schaaren, und diesen kaiserlichen General selbst, gefangen genommen, soll hier so wenig erzählt werden, als die Genesungsgeschichte Flavians, der noch allein, außer der Garnison, in Disentis zurückgeblieben war, da schon einer um den andern von den übrigen mit ihm gefangen gewesenen Offizieren sich nach Chur begeben hatte.

Mit Hülfe der Kunst eines französischen Armeearztes, mehr noch der eigenen jugendkräftigen Natur, ward auch Prevost, nach einigen Wochen, der Wiederkehr seiner Gesundheit froh. Seine Wunden, die doch an sich nicht lebensgefährlich waren, heilten allgemach; aber langsamer verlor sich die bisherige Entkräftung. Unterdessen hatte ihn ein Wechsel auf ein Baseler Handelshaus in Stand gesetzt, sich anständig von Kopf zu Fuß neu zu kleiden und mit mancherlei andern Bequemlichkeiten zu versehen. Pater Gregorius versorgte ihn, zur Beschäftigung in der Einsamkeit,

*) Die Offiziere stellten der würdigen Frau ihren Dank in einem schriftlichen Zeugniß, mit Nennung ihrer aller Namen, aus, und vom General Loison selbst unterzeichnet. Dies Papier erwarb nachher dem Schlosse, in schrecklichen Tagen, Schonung und Schutz von Seiten der französischen Befehlshaber.

mit Büchern. Am liebsten unterhielt sich der Genesende in gesellschaftslosen Stunden mit Briefen, die er wöchentlich seiner Schwester schrieb. Im ersten derselben hatte er ihr von seinen unglücklichen Abenteuern Nachricht gegeben, durch die er nach Disentis verschlagen worden. Aus den folgenden mögen einige Bruchstücke, die zuweilen sonderbaren Ereignisse oder Verhältnisse des jungen Mannes, mit seinen eigenen Worten, schildern.

26.

Briefstellen.

— Du also, arme Sabine, in Trauerkleidern? Du schon in der vollen Blüthe des Lebens Wittwe? — schrieb er seiner Schwester, da er, mit der ersten Antwort von ihr, zugleich die Nachricht vom Tode ihres Gemahls, des Barons von Schauenstein, vernommen hatte. — Könnt' ich doch, statt dieses Papiers, zu dir fliegen; dich in meine Arme nehmen; dir die Thränen abtrocknen! Tröstet es dich denn nicht auch ein wenig, daß ich noch vorhanden bin, und du nicht Doppeltrauer um Gatten und Bruder tragen mußt? Mich freut die fromme Ruhe, in welcher du mir von den letzten Augenblicken deines Gemahls erzählst. Du läugnest deine Thränen nicht. Sie sind menschlich, und fließen gewöhnlich weniger dem Mitleiden um den Todten, als dem um unsere zerrissene Gewöhnungen. Diese ändern aber mit der Zeit, und darum wird die Zeit mit Recht auch die beste Trösterin geheißen. Das Sterben selbst, glaub' ich, wird keinem Sterbenden schwer, so wenig als das Geborenwerden. Die Natur ist immerdar eine Allgütige. In ihre schönsten Freuden legt sie immer ein leises Weh; hinwieder hüllt sie Leiden und Schmerz wunderbarlich in ein mildes

Wohlgefühl, durch welches uns sogar der Gram lieb werden kann, daß wir ihn nähren und festhalten, obwohl er uns verzehrt.

Sobald du dein Haus bestellt, und dich wegen der Hinterlassenschaft des Verstorbenen, laut dessen letzten Willens, mit den übrigen Verwandten auseinander gesetzt hast, verlaß Wohnung, Schloß und Gegend, und Alles, was dir noch an die letzte Vergangenheit Erinnerungen weckt. Mit religiösen und philosophischen Trostgründen kann man so wenig den Kummer um Verlornes, als irgend eine Krankheit des Leibes heilen. Gram ist Seelenkrankheit, an der auch Thiere leiden, wenn ihnen das zur Natur Gewordene entrissen wird. Verlaß dein Haus; zerstreue dich auf kleinen Reisen. Stirb dem, was war, ab. Erinnere dich, daß du mir noch angehörst, Sabine, wie ich dir!

Wegen meiner Genesung sei doch ohne Kummer. Siehst du sie nicht schon diesen Zeilen und den festen Federzügen meiner Hand an, die im ersten Brief noch, wie du sagst, zitternd waren? — Zwar darf ich, wegen des wandelbaren, rauhen Aprilwetters, nicht hinaus ins Freie. Dürft' ich's: so wär' ich schon bei dir. Aber sogar, wenn du selber bei mir wärest, könnt' ich keiner aufmerksamern Pflege genießen, als in dieser alterthümlichen, finstern und doch so gastfreundlichen Burg mir zu Theil wird. Die Frau von Castelberg, eine fromme, ehrwürdige Dame, nimmt sich meiner mit Zärtlichkeit einer Mutter an. Seit einigen Tagen ist mir schon gestattet, Mittags an ihrer Tafel zu speisen und den Nachmittag in ihrer Gesellschaft zu verleben. Gewöhnlich finden sich dazu einige geistliche Herren aus dem hiesigen Kloster ein. Es sind gute, in ihrer Art recht kenntnißvolle Männer, von wissenschaftlicher, wenn auch klösterlich-einseitiger Bildung. Besonders gefällt mir der alte Dekan Basilius Veith, der menschenfreundliche Pfarrer von Sedrun, sowie Pater Vigilius Wenzein; am meisten aber mein lieber, greiser Philosoph, Pater Gregorius,

den ich dir schon im ersten Brief bezeichnete, mein Lebensretter, der nun aber beständig mit mir zankt, ohngefähr wie du, Liebe, zu zanken pflegst.

Das Schloß selbst, wiewohl erst dreihundert Jahre alt, ist, von außen, eine graue, düstere Steinmasse; Fideicommiß des Hauses Castelberg; von innen aber doch gar lieblich und wohnlich. Es liegt, wie ein grauer, verblichener Steinhaufen, ganz in der Nähe des Dorfes, oder Marktfleckens, auf mäßiger Anschwellung des Bodens, und wird sammt den Wirthschaftsgebäuden von einer halb zerfallenen, zackigen Ringmauer umgürtet. Diese ist niedrig genug, um mir vom Fenster meines Zimmers, über die Wiesen den Anblick der Umwallung von Hochgebirgen, oder die Aussicht auf die weißen Mauern des großen, hochgelegenen Klostergebäudes, nicht ganz zu verrammeln.

Seltsam dünkt's mich, daß mich die Kriegsabenteuer in diese abgelegene Gegend, als Gefangenen und Verwundeten, verschlagen haben, von welcher unsere Mutter so oft mit ganz wunderbarer Begeisterung zu sprechen pflegte; wo sie die schönsten Tage ihres jungfräulichen Lebens genossen; wo sie aus den Händen des von ihr hochgefeierten Abtes Kathomen die Rose von Disentis, wie du sie gern nennst, für sich und ihren Bräutigam empfangen hat. Aber, noch seltsamer ist, daß ich hier meine in Wien verlorne Rose, mein Medaillon, wieder erblickt zu haben glaube, und noch dazu in Elfriedens Hand. Mag's Fiebertraum sein. Ich kann die Vorstellung davon nicht wieder wegdrängen. Immer kehrt sie wieder. Fast' möcht' ich, du liebe, herzige Schwärmerin, mit dir schwärmen; an jene Geisterstimmen glauben, die du zu hören meinst, an das Ueberschwimmen und Verschweben unserer Seele in die allgemeine Weltseele, wodurch uns Vergangenes zur Gegenwart, Entferntes nahe, und Unsichtbares sichtbar wird. Höre nur, und ob-

schon du jetzt wohl nicht zur Heiterkeit gestimmt sein magst, zwingt dir meine Vision vielleicht ein ganzes kleines Lächeln ab.

Daß mein General Loison, bei seinem Zuge durch Disentis, auch in unserer altersgrauen Burg Einkehr gehalten, hab' ich dir, mein' ich, schon geschrieben. Hätte man mir es nicht erzählt, wüßt' ich's nicht. Und doch sagt man, soll er vor meinem Krankenlager gestanden sein; habe er mich beklagt, und ich, behauptet man, soll ihn erkannt und ihm meine Hand entgegengestreckt haben. Ich weiß nichts davon. Aber hier war er unläugbar. Die mir wohlbekannte Unterschrift seines Namens bezeugt es, die er der Dankeserklärung der Offiziere gegen die edle Herrin des Hauses beigefügt hatte.

Wessen ich mich aber, nach dem ersten Wachwerden aus dem langen Ohnmachtsschlaf, zu erinnern glaube, ist eben jene sonderbare Vision, jenes fieberische Gespinnst der Fantasie, dessen ich erwähnte. Ohne Zweifel schwankte ich damals noch zwischen Tod und Leben. Und doch, während mir im Gedächtniß Alles rein erloschen ist, was vor und nach der vermeinten Erscheinung mit mir vergegangen sein mag, ist sie allein hell in mir geblieben.

Ich schlug eines Tages die schweren Augenlieder auf. Ein paar Sonnenstrahlen fielen durch die weißen Umhänge des Fensters, und in den Strahlen schwebten ein Paar weibliche Gestalten, nicht weit von meinem Bett entfernt; eine ältliche Dame, blassen Angesichts, die Hände zusammengefaltet, die Augen mitleidig zu mir gewandt, und neben ihr ein schwarz gekleidetes Frauenzimmer, vom Scheitel bis zu den Füßen in einen langen Trauerflor gehüllt. Die Erscheinung dieser konnte aber weder Verwunderung, noch Neugier, noch auch nur die flüchtigste Aufmerksamkeit in mir anregen. In todtenhafter Ruhe lag ich da; sah sie, und meine Augen schlossen sich wieder so unwillkürlich, als sie sich geöffnet hatten.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit verging, bis ich abermals auf-

blickte. Wie ein schwarzes Luftbild stand nur allein noch die Verschleierte, stumm, bewegungslos. Sie schien sich meinem Lager zu nähern. Darauf ging der Schleier, wie eine schwarze Wolke, zurück gegen eine ihrer Schultern. Nun sah ich das Fräulein von Marmels, aber wie vom hellen Licht umflossen. Es waren wohl ihre zarten Züge, aber wie von Alabaster geformt. Es zuckte keine Miene des schönen Gesichts. Doch fielen glänzende Thränentropfen über die Wangen. Die Erscheinung hob die Hand, und zog etwas aus dem Busen, und hielt mir's entgegen. Es war ein Medaillon. Es war die Rose von Disentis. Der Anblick änderte meine Ruhe nicht. In mir lag Alles kalt und ausgestorben. Meine Augenlieder sanken wieder zu. Kein Gedanke blieb mir von dem Gesehenen übrig. Alles lag in vollkommener Vergessenheit, selbst als ich allmälig nach mehrern Tagen genas und schon Vorstellungen, Sprache und Kräfte wieder gewonnen hatte. Durch Uli Goin erfuhr ich denn, was seit jener Mordnacht mit mir geschehen war, und wo ich mich gegenwärtig befinde.

Es ward mein sehnlichster Wunsch, der Gebieterin des Hauses, in welchem ich die reichste Pflege genoß, Dank zu stammeln. Uli freilich versicherte, sie habe mich schon mehr denn einmal besucht, um sich von meinen Bedürfnissen zu belehren, und für meine Bequemlichkeiten Sorge zu tragen. Allein ich hatte keine Erinnerung mehr von ihrer Person. Der Arzt, sobald er mich hinlänglich hergestellt glaubte, kündete mir endlich den ersehnten Besuch der Frau von Castelberg an, und wirklich trat sie eines Nachmittags in mein Zimmer und zu meinem Schmerzenslager.

Nach den ersten freundlichen Worten von ihrer, und Betheurungen der innigsten Erkenntlichkeit von meiner Seite, konnt' ich die Augen nicht mehr von ihr wegwenden. Denn sie war es, dieselbe war es, die ich schon neben der Verschleierten gesehen hatte, nur wußt' ich nicht, wann? nicht, wie? ob jemals in der Wirk-

lichkeit, oder im Fiebergeträume? — Ich sann vergebens umher und ward mir selber zum Räthsel.

„Gnädige Frau," sagt' ich halb im Scherz: „mir wird's, als fang' ich bei Ihnen wieder an, krankhaft zu fantasiren. Ich bitte, fühlen Sie mir den Puls."

Sie that es lächelnd und meinte, der Puls gehe im gebührlichen Takt.

„So hab' ich Sie unfehlbar schon früher gesehen, so deutlich, wie diesen Augenblick. Ganz dasselbe Gesicht voll Mitleids, dieselbe Gestalt, dieselbe Kleidung, wie damals."

„Wann war das damals?" fragte sie mit einer Art Verwunderung, die ich für Betroffenheit nahm.

„Der Himmel mag's wissen!" antwortete ich mit lebhafterer Neugier: „Mir scheint es, wie schon vor langer Zeit. Aber ist's auch hier, in dem nämlichen Zimmer gewesen? Und mit Ihnen war eine junge Dame, im Trauergewand, schwarz verschleiert. Sie ist mir nicht unbekannt von Wien her; — ein Fräulein von Marmels. Sagen Sie, ich beschwöre Sie: Ist sie, war sie, was ich kaum glauben darf, in Disentis?"

Die Frau von Castelberg hörte mich mit bedenklicher Miene, dann ein wenig kopfschüttelnd an, fühlte mir abermals den Puls und fragte: „Ob mir wirklich wohl sei?" Sie wollte von dem, was ich gesehen zu haben meinte, nichts wissen; erkundigte sich um das Fräulein; um allerlei Einzelnheiten, und behauptete zuletzt, ich habe eine Vision, oder eine Ahnung gehabt, ein Sehen in die Zukunft, wie es manchmal bei Sterbenden, oder in Nervenfiebern der Fall sei.

Was sagst du, Sabine? — Ich wette, du bist, ohne Bedenken, ganz der Meinung der Frau von Castelberg. Ich selber wage nicht zu entscheiden, ob Blendwerk, ob Wirklichkeit. — — —

27.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Der Brief liegt noch da. Ich reiße Umschlag und Siegel ab, und setze ihn fort; nicht eigentlich weil ich dringend Wichtiges für dich habe, sondern um mit dir noch plaudern zu können. Meinen ehrlichen Freund Uli Goin kann ich nicht entbehren, und einer unbekannten Hand vertrau' ich ungern für dich den Brief nach Chur an. Das Botenwesen zwischen Disentis und der Hauptstadt mag in ruhigen Zeiten nicht immer das zuverlässigste sein, geschweige in den Verwirrungen der Kriegstage. Es steht noch überall äußerst unsicher hier zu Lande, und vielleicht unsicherer, denn jemals.

Obgleich man, nach Massena's Einzug, in Chur alsbald eine provisorische Regierung aus Männern der helvetischgesinnten Partei aufstellte; dann, im Namen des Bündnervolks, die Vereinigung mit der Schweiz forderte, welche nun seit einigen Tagen wirklich proklamirt worden ist*), trau' ich der trügerischen Stille nicht. Das trotzige Bergvolk, wenigstens in den Oberlandsthälern hier, steht noch so ungebeugt da, als jemals. Du solltest nur sehen, wie sich jeder Bauer, wenn er einem Soldaten der französischen Besatzung begegnet, trotzig aufstreckt, und ihm herausfordernd ins Auge schaut, als wollt' er auf der Stelle sich mit ihm messen, Mann gegen Mann. Man liest den tödtlichen Groll der Leute in jedem Zuge der wilden Gesichter.

Ich sehe für diese einsamen Hochthäler noch schwere Schicksalsstunden vor. Man spricht hier mit heimlichem Frohlocken von einer Schlacht und Niederlage der Franzosen bei Steckach; vom Einzug

---

*) Die Unionsakte, unterzeichnet von zwei Commissärs der helvetischen Regierung und dem Präsidenten der provisorischen Regierung von Bünden, war am 21. April von Luzern angekommen.

des Erzherzogs Karl in Schaffhausen, von seiner Proklamation an die Schweizer; von vielen Unruhen und Aufständen in den Kantonen gegen die französischen und helvetischen Gewalten. Ich kann kaum daran glauben.

Und doch ist's nicht zu läugnen, die Benediktiner der hiesigen Abtei empfangen stets und am schnellsten von allen Vorfällen die zuverlässigsten Nachrichten; und, aus ihrem Kloster, strömen diese durch die Dorfschaften umher. Es ist merkwürdig, daß die frommen Mönche, die inner ihren gottgeweihten Mauern der Welt entsagt haben, nach Welthändeln die lüsternsten sind, und ihre Hände so gern ins politische Spiel mengen. Auch den Heiligen also schmecken verbotene Früchte am süßesten. Sogar mein ehrwürdiger, theurer Pater Gregorius ist von dieser aus dem Paradiese stammenden Sünde nicht ganz frei geblieben. Von ihm erfahr' ich Vieles, aber gewiß nicht Alles, was er weiß. „Es ist böse Zeit!" äußerte er mir gestern mit geheimnißvoller Miene: „Jede Stunde brütet neues Unheil aus; jeden Augenblick kann eine Mine springen. Ich empfehle Ihnen Vorsicht. Wägen Sie jedes Wort ab, mit wem Sie auch sprechen."

Mir ahnet, wohin er zielt. Die Ermordung der französischen Gefangenen, in jener Nacht vom 4. zum 5. März, bleibt nicht ohne Folgen. General Massena hat in Chur gedroht, Disentis in einen Aschenhaufen zu verwandeln, wenn ihm nicht die Urheber des Gräuels ausgeliefert werden*). Das hat nicht Furcht, sondern stille Wuth des Volks, oder seine Verzweiflung vergrößert.

---

*) Im Protokoll der provisorischen Regierung von Bünden, Datum 21. März 1799, lautete es folgendermaßen: „Bürger V . . . zeigt an die Drohung des Obergenerals Massena, Disentis abzubrennen, wenn nicht inner drei Tagen ihm die Instigateurs der an fränkischen Soldaten verübten grausamen Excesse genannt werden."

Seitdem sieht man Tags und Nachts, auf wenig besuchten Bergpfaden, Leute wandern, mit hastigen Schritten, von Dorf zu Dorf, wie Boten. Menschen, die einander begegnen, bleiben beisammen stehen, und flüstern sich ins Ohr. Man erzählt von geheimen, nächtlichen Zusammenkünften in abgelegenen Heuställen und Sennhütten*). Es gährt; es ist etwas im Werke.

Sei darum nicht ängstlich, Sabine. Für meine Person ist nichts zu fürchten; und, so lange das Hochland noch von den Truppen Frankreichs besetzt bleibt, wohl überall keine Gefahr. Außerdem bin ich im Schutz der Familie Castelberg, einer der ersten dieser Gegenden, und Jedermann weiß, daß ich Bündner, ein Pregäller bin, den die Franzosen gefangen mit sich geschleppt hatten. Dafür haben Gilg Daniffer und die Abgeordneten, welche, mit ihm, dem General Loison entgegen gekommen waren, öffentliches Zeugniß gegeben. Auch Uli Goin und nicht minder die beiden Benediktiner, die mich von jener Mordnacht her kennen, verkünden mich aller Orten, als den besten Vaterlandsmann. Das genügt.

Aber, Sabine, schon zieht der Frühling frohlockend ins Gebirg ein, unterm Gesang der Vögel, unter dem Donner der fallenden Lauinen, unter dem lustigen Getöse der Wasserfälle von den Felswänden und der vollrauschenden Bergströme. Alles wird Musik, während Wiesen und Matten bis hoch zu den Alpen, das Winterhemd abstreifen; kleine Roggen- und Gerstenfelder ihre Saaten längs den Hügeln zur Schau bieten; Ahornen, Birken und Erlen

*) Laut dem Regierungsprotokoll in Chur, vom 22., 28. und 29. März, vom 2. und 3. April, ward die oberste Behörde von diesen verdächtigen Versammlungen nicht nur durch Zeugenverhöre unterrichtet, sondern selbst durch Meldungen des helvetischen Regierungsstatthalters Bolt, aus Neu-St. Johann, des französischen Generals Menard und des Residenten Florent Guiot.

von aufbrechenden Knospen üppig strotzen, und die niedern Gesträuche darunter, wie grüne Flammen, himmelan lodern.

Ich komme bald, Sabine, ich komme bald zu dir! Meine Wunden sind geheilt; meine Kräfte verjüngt und frisch. Auch ich habe den Winter ausgezogen und fühle nichts, als Frühling, in mir. Ich komme, bei dir zu wohnen, mit dir leben, lachen, weinen und schwärmen zu können. Der Arzt gebietet nur noch vorsichtiges Schonen. Aber ich wandre doch schon im alten Schlosse durch alle Zimmer, Treppe auf und ab; ja, schon einigemal bin ich an meinem Krückstock hinaus, durch die hellen Wiesen, und durchs Dorf und hügelan in den klösterlichen Palast der Mönche. Seltsam! Das Mittelalter wählte für Galgen und Klöster und Burgen stets die schönsten Standpunkte. Vor hiesiger Abtei legt sich ein Landschaftsbild, wie man es selten sieht, in wunderbarer Majestät aus einander. Prächtig ist's, wie diese Thalwelt droben mit Bergen gleich Wolken, und mit Wolken gleich Bergen, in den Himmel hineintaucht, und drunten ihren grünen Blumenteppich allmälig und weich zum Ufer des jungen Rheins hinsenkt.

Und bin ich nur erst einmal wieder bei dir, meine Sabine, dann bleib' ich bei dir, und sieh', fromm will ich sein, wie ein Lamm. Denn keine andere Seele unterm Himmel darf ich die meine nennen, als dich noch; und keine versteht und liebt dich, wie die meinige. Wir wollen beide wieder die harmlosen Kinder werden, wie wir's im Hause unserer Mutter waren. Ich lasse alle bisherigen tollen, wenn auch wohlgemeinten Riesenentwürfe fahren. Meine Hand ist zu schwach, die Welt umzugestalten.

Schüttle dein Köpfchen nicht so ungläubig! Meine Bekehrung ist gewiß aufrichtig. Das Schicksal ist Meister; ich sehe, es bedarf meiner Dienste nicht, wo ich sie ihm weihen möchte. Es weiset meinen Kräften einen engern Spielraum an. Wohlan, ich bin's zufrieden. Ich habe in wenigen Wochen, in wenigen Tagen,

mehr gelernt und erfahren, als in allen vorangegangenen Jahren; habe schwere Zurechtweisung empfangen und vielleicht verdient. Aber doch war mein Wollen und Streben gut; und kein Sterblicher darf sich eines höhern innern Werthes und Verdienstes freuen, als der Güte seines Wollens und Strebens. Die Wirkungen desselben gehören ihm nicht an. Die sogenannten Großthaten unserer Tageshelden sind nicht ihre Thaten, sondern die des göttlichen Verhängnisses.

Wie war mir die Welt einst, als Knaben, so ganz recht und lieb! Ich ließ Lust und Leid über mich kommen und gehen, wie Regen und Sonnenschein; hielt alle Sterblichen für nicht schlimmer, nicht besser, als mich selbst; mir ahnete nichts von ihrer ekelhaften Thorheit, die sie unter Zwilch und Seiden, Ordenssternen und Bettelsäcken, Uniformen und Chorhemden verstecken. Und Gott sprach noch überall zu mir freundlich, wo ich stand und ging, unter den Kastanienwäldern, Wiesen und Burgen von Soglio und Castasegna, wie in den unwirthbaren Höhen des Septimer und Malöja. O selige Zeit der Kindheitsträume! Wär' ich doch nie aus ihnen erwacht, oder wär' ich früh in ihnen gestorben!

Aber ich erwachte, als dich und mich der Baron, vom Sarge der Mutter, in sein Haus führte. Es umfaßte mich ein fremdes Leben. Sonst kannt' ich nur eine Gegenwart. Nun zog mir die Schule den Vorhang von einer großen Vergangenheit hinweg und einer Zukunft, voll glänzender Erwartungen. Nun sah ich unter mir Trümmer einer vor unzählbaren Jahrtausenden vernichteten Urwelt; über mir am Nachthimmel, statt leuchtender Funken, leuchtende Erden und Sonnen. Nun sah ich auf der weiten Bühne der Weltgeschichte die Heroen der Menschheit, die Märtyrer, die Weisen und Heiligen Gottes wandeln. Ich fühlte, ich sei einer der Ihrigen; fühlte mich verklärt. Mit welcher Inbrunst gelobt' ich die Herrschaft des Göttlichen auf Erden, gleich einem der

Jesusjünger zu verbreiten! Nichts schien mir zu schwer. Ein Sokrates, ein Columbus, ein Tell oder Washington, ein Kämpfer für Freiheit und Tugend, für Recht und Wahrheit wollt' ich werden. Das war die Frucht der Schulen.

Ach, Sabine, wie ist das Alles, gleich Dunst, zerflossen, sobald ich aus meiner zweiten Traumzeit erwachen mußte und in das Getümmel der Völkerheerden und ihrer weltlichen und geistlichen Treiber hinaustrat! Ich sah Wien und Paris, sah London und Prag; sah Republiken und Monarchien; Luxus und Jammer überall. Schon Diogenes suchte die Menschen unter den Sterblichen seiner Zeit. Ich suchte sie auch, und fand nur wildere und zahmere, klügere und dummere Thiere, in Menschenhaut verlarvt; fand Christenkirchen von Holz und Stein, mit Gold und Silber, aber Christen selten; selten ein reines, für Menschenwohl, ohne alle Selbstsucht schlagendes Herz.

Ich sehnte mich einem weiten Wirkungskreis entgegen, das Gute großartig zu stiften; wähnte mich zum Weltreformator geschaffen. Aber mir blieben vom Schicksal Stellung und Gunst des Augenblicks, Gelegenheit und Mittel versagt. Ich hätte wohl König, Fürst, oder Premierminister, mit Vollgewalt, werden mögen; oder weiter und dauerhaft wirkender, denn sie alle, ein hochbegabter, die Geisterwelt durchherrschender Schriftsteller. Natur und Schicksal wiesen mich ab.

Sabine, ich flüchte mit dir in einen selbstgewählten, stillen Erdenwinkel. Dort, in kleinerm Kreis, menschliches Glück, durch Vernunftmacht und Tugend, zu gründen, oder gegen Anfechtungen gottesfeindlicher Leidenschaften, und vergötterter Vorurtheile zu streiten, dazu haben wir Kopf und Herz und Geldmittel genug.

Sabine, ich komme!

28.

Zweite Fortsetzung des Tagebuchs.

Es wird mir in diesem Lande immer unheimlicher. Ich bin nicht feige, und doch fühl' ich mich aller Orten bang und unsicher. Ich wandre gern und oft, zur Stärkung meiner Kräfte, durch die romantischen Wildnisse; aber mit argwöhnischer Schüchternheit. In jedem Strauch, dem ich vorübergehe, scheint ein Laurer versteckt zu lauschen. Im schwarzen Schatten jeder Schlucht, der zwei Berge spaltet, fürcht' ich einer verwegenen Landstürmerbande zu begegnen. Ich könnte des Krückstocks füglich entbehren, an welchem ich seit beinahe fünf Wochen hinkte; allein ich besitze keine andere Waffe im Fall der Noth zum Selbstschutz. Freilich, Alles nur eitles Schrecken der Einbildungskraft; doch was ich wirklich und täglich sehen und hören muß, trägt böse Ahnungen mit sich herum. Ich möchte von hinnen, und zu dir fliehen, meine einzige, theure Sabine, ehe neues Unglück über dies Land hereinbricht, und kann doch, und darf doch abermals nicht abreisen. Ich bin, wie durch Zauber gebunden, durch mein Ehrenwort, freiwilliger Gefangener geworden.

Also setz' ich einsweilen das Tagebuch fort, bis ich die Tage selber wieder unter deinen freundlichen Augen verleben darf. Sei übrigens meiner willen, ich wiederhol' es, ohne Besorgniß. Ich stehe durchaus unparteisam im stillen Kriege, der hier geführt wird, und lasse es nicht an Klugheit fehlen. Ich höre und schweige. Selbst mein vielgetreuer, wenn auch vielgeschwätziger, Uli, soll mich nicht verrathen. Durch ihn meistens erfahre ich, was über Vernichtung der fremden Kriegsvölker jetzt wieder gebrütet, berathschlagt und gehofft werden mag.

Als er mir diesen Morgen aus dem Kloster, nebst einigen Büchern, ein Briefchen des Paters Gregorius brachte, der zu

einem Spaziergang einlud, und mich auf dem Weg nach Trons unter den Felsblöcken erwarten wollte, sah ich's meinem gewesenen Kriegsmann deutlich an, daß ihm irgend ein politisches Geheimniß die Zunge brenne. Ich warf nachlässig die gewöhnliche Frage hin, die er zu erwarten schien: „Gibt's sonst nichts Neues in der Welt?"

„Ei nun, Herr Hauptmann," antwortete er und rieb sich dabei zufrieden lächelnd die breiten, knochichten Hände: „was es nicht gibt, kann es ja wohl noch geben. Ich denke, unsere Gäste, die windigen Blauröcke, werden bald abmarschiren; und, beim Donner, sie thäten wohl daran! Besser heut, als morgen, wenn sie nicht zu ihren Blauröcken noch Blaurücken begehren. Ist doch vor diesen Buschkleppern keine Speckseite im Rauchfang und kein Mädchen mehr am Spinnrad sicher. Das verdammte Weibervolk, leichte Waare ist's, die sich von jedem Liebhaber bald zusammenlegen und einsacken läßt. Da pelfert, da schimpft es auf die Soldaten, und schielt ihnen doch beständig gern nach. Ich habe gestern der Veronika Grülfs erklärt, wir wären geschiedene Leute, auf immer, falls ich sie noch einmal mit dem Sergeanten hinter der Stallthüre sehe; ich könne bei ihr nicht alle Stunden Schildwacht stehen."

„Schäme dich, Uli, wer wird so eifersüchtig sein!"

„Bin's auch nicht, Herr; aber Mißtrauen führt immer weiter, als Zutrauen, und besonders bei Weibsbildern zu manchem versteckten Schaden. Mittlerweile tröst' ich mich mit Andern, die der Floh beißt. Ich geb' Euch aber mein Wort, denn ich weiß, was ich weiß: haben sich die Franzosen nicht vor Auffahrtstag zur Abfahrt geschickt, so geben wir ihnen den Schub von hinten. Noth bricht Eisen; länger halten wir's nicht aus. In der Schweiz zeigt man öffentlich und überall den Schelmen jetzt die Hörner. Erzherzog Karl marschirt auf Zürich los und Massena, heißt's, hat

sich, für seine Person, schon aus Chur auf und davon gemacht. Folgen nun die Geißen dem Bock nicht, treiben wir sie ihm nach. Ich darf's Euch wohl sagen, Herr Hauptmann, und Ihr müßt Euch mit mir freuen. Wir haben gute Nachrichten; es ist Alles auf den Beinen. Ein Wink und, hurrah! Vorwärts!“

„Wie so, Uli?“

„Still doch!“ flüsterte Uli: „Man sieht nicht, wo eine Wand das Ohr hat. Aber, ja, im Schloß hier hat's keine Gefahr. Also, seht Ihr, gestern Nachts tranken wir bei Landammanns unserer Etliche ihr Schöppli, und da ward viel diskurirt. Beim Wein pflegt die Zunge auf Stelzen zu gehen, und trippelt nicht schüchtern. So kam dies und das vor, was sich sonst gern zu hinterst im Loch versteckt; und wir erfuhren, ein verkleideter österreichischer Offizier sei hier im Lande. Nun sagte der Landammann, es sei Befehl eingelaufen, wir Leute sollten uns allesammt bereit halten; die Kaiserlichen hätten ihre Fiedelbogen gewichst; der Tanz gehe los; spätestens bis ersten Mai! Dann, aber das bleibt unter uns, greift der kaiserliche Oberst St. Julien den St. Luziensteig mit Sturm an; Lecourbe wird von allen Seiten angefallen, aus dem Engadin verjagt; und von Bergen und Thälern bricht Landsturm hervor. Auch von Euch war Rede, Herr Hauptmann! daß Ihr's nur wisset, Euch ist ein Commando zugedacht. Jeder weiß, daß die Franzosen bei Euch noch etwas im Salz liegen haben.“

Ich weiß nicht, wie viel Wahres an Uli Goins Lieblingslied sein mag; aber in keinem Fall ist es von ihm, wie er sich auszudrücken pflegt, auf einer hohlen Nuß gepfiffen. Die Menschen im Gebirg haben es anders, als in ebenen Ländern; sie wissen, was in Betreff ihrer vorgehen soll, ehe die Umstände geschaffen sind. Sie bedürfen keiner Zeitungen, Couriere und Eilbriefe dazu. Man möchte zuweilen glauben, die Begebenheiten der Zukunft künden sich ihnen voraus an, wie manchen Thieren die Witterung.

In der vom Pater Gregorius bestimmten Stunde verließ ich das Schloß, um dem Wunsche des guten Mannes Genüge zu thun. Als ich aus dem Hofe auf die Landstraße hinaustrat, traf ich, bei dem in der Wiese gelegenen alten Kirchlein von St. Placid, einen französischen Offizier, der müßig umherging. Es war der Platzkommandant von Disentis, Kapitän Salomon, der hier eine Compagnie befehligt; ein sonst gefälliger Mann.

„Nichts Neues, Kapitän?" redete ich ihn an.

Er lachte verdrossen, und fragte zurück: „Woher es in diesem rauchigten Bergnest nehmen? Kein Journal, kein Casino, kein Billard; überall kein Verkehr von Reisenden. Man lebt so weit von Europa, als säße man bei den Mandarinen in China."

„Aber Sie wissen, Kapitän," fuhr ich fort: „der Erzherzog Karl benutzt seinen Sieg bei Stockach? Er hat auf Schweizerboden Fuß gefaßt."

„Pah! noch keinen festen!" antwortete er: „Massena hat nun den Oberbefehl der Donau-Armee bekommen, und das ändert die Sache. Es geht wieder vorwärts. Sacre bleu! Wir sterben hier vor langer Weile. Hätte Massena seinem eigenen Kopf gefolgt, so lägen diese Disentiser Mörderhöhlen längst in Schutt und Asche, und wir Andern könnten auch wieder einmal bei ehrlichen Leuten wohnen. Ich erwarte von einem Tag zum andern Befehl aus Chur vom General Rheinwald, das Nest wegzubrennen."

„Doch nicht den Marktflecken abzubrennen?" rief ich, und glaubte, er habe sich im Reden verirrt. Er erwiederte ganz trocken: Warum nicht? Sacre bleu! Was haben diese Meuchler Besseres verdient, die kein Menschen-, kein Völkerrecht kennen? Danken Sie Ihrem Glück, Bürger Prevost, daß Sie mit einem Paar derben Stichwunden davon gekommen sind."

„Kapitän," sagt' ich mit unterdrücktem Unwillen: „Es ist Ihr Ernst nicht! Eine Strafe, die ohne Unterschied das Haupt

des Schuldigen und Unschuldigen träfe, nein, die konnte Massena nicht befehlen."

„Nicht?" entgegnete der Franzose mit verächtlichem Zucken des Mundes: „Es war aber doch darum zu thun! Ich weiß aus dem Hauptquartier den Verlauf der Dinge genau. Sacre bleu! Massena fackelt nicht lange. Sobald er von unsern geretteten Offizieren den Hergang der Metzelei bestimmter erfahren hatte, rief er: die Aufstifter binnen drei Tagen ausgeliefert, oder das Pfaffennest geht in Feuer und Flammen auf! Gleichen Tages schickte er den General zum Präsidenten der Regierung *). Was geschah? Die armseligen Regenten schlotterten vom Fieberfrost ihrer Angst. Sie begaben sich en corps zum Hauptquartier, versprachen Nachforschung, Entdeckung, schleunige Anzeige; flehten kläglich und beweglich um Aufschub, um Frist; und — der General war einmal schwach!"

Ich verbarg meine Empörung beim Anhören dieser Worte. Was hätte aber Widerspruch bei einem Manne nützen können, der nicht mehr Mensch, sondern nur ein Soldat, war; nur eine kalte Degenklinge in der Hand seines Herrn? Ich verließ ihn, nach gegenseitig ausgewechselten höflichen Redensarten; aber du magst es dir denken, Sabine, mit welchen Gefühlen! In meiner Brust lag Alles, ich möchte sagen, zermalmt, was mir das Dasein in einer Menschenwelt werth machen konnte, Glauben, Liebe und Hoffnung. Denn was ich erst von meinem Tavetscher, dann von diesem Franzosen vernommen hatte, zeigte die nächste Zukunft in blutigem Gewande. Ich mag dich nicht von meinen Kümmer-

---

*) Es war am 21. März 1799; und der damalige Präsident der provisorischen Regierung hieß Jakob Bavier, ein biederer Mann. Massena hatte der Regierung seine mit Drohung begleitete Forderung schriftlich übersandt.

nissen um dies arme, schöne Land unterhalten, welches, vergebens von den höchsten Alpen umfangen, dem ewigen Frieden geweiht scheint, aber zum Tummelplatz neuer Gräßlichkeit bestimmt ist; dies Land, wo, inmitten einer gottpredigenden Schöpfung, menschliche Brutalität nach höllischem Verderben umherlechzt.

So ging ich vom Offizier hinweg, abwärts bis zu den ungeheuern Felsstücken, welche ein Erdbeben unbekannten Jahrtausends einmal von den Berggipfeln herabgeschüttelt haben mag. Die gewaltigen Trümmer liegen da hoch über einander gethürmt, dick bemoost, von Tannen bewachsen, an der Landstraße. Sobald ich unter ihnen vorübergekommen war, erblickt' ich den greisen Pater Gregorius, meiner harrend. Wir eilten einander entgegen, und wählten einen breiten Steinblock zum Ruhesitz.

Ich will dir von unserm Gespräch erzählen und von dem, was dabei vorfiel. Ich muß es wohl, um mich vor dir zu entschuldigen, weil eben dadurch mein Aufenthalt in Disentis, um einige Tage, verlängert werden dürfte.

29.

Letzte Fortsetzung des Tagebuchs.

Wahrlich, Pater Gregorius ist mehr, als Mönch; mehr, als Schulgelehrter; mehr, als gewandter, erfahrungsreicher Weltmann. Er ist liebenswürdig, wie eine Minerva, in Mentors Gestalt; lebendig einherwandelnde Weisheit. Seine Unterhaltungen sind mir für das Leben schon lehrreicher und nützlicher gewesen, als alle Vorlesungen der Wiener Professoren. Durch ihn hab' ich wirklich angefangen, mich selbst und die Welt richtiger zu verstehen.

Als ich zu ihm niedergesessen war, schwieg er, wie nachdenkend;

nahm dann meine Hand in die seine und sagte: „Ist's Ihr Ernst, mein junger Freund? Sie denken an Abreise?"

„Warum sollt' ich nicht?" war meine Antwort: „Sie sehen mich vollkommen hergestellt. Länger möcht' ich nicht der trefflichen Frau von Castelberg ein überflüssiger Gast bleiben, während mich eine nun Wittwe gewordene Schwester, in ihrer Verlassenheit, erwartet. Hier bin ich unter allen Müßiggängern der Entbehrlichste."

„Nicht so entbehrlich, Herr Hauptmann, als Sie vielleicht in Ihrer Bescheidenheit glauben. Ein Mann von Kopf und Herz, wie Sie, steht in der Welt auf jeder Stelle, die er einnimmt, an rechter Stelle; ist überall nöthig und nicht, ohne Schaden Anderer, entbehrlich. Verweilen Sie noch einige Zeit bei uns. Ich bin beauftragt, Sie dazu zu bereden. Ich kann und darf Ihnen zwar nicht Alles, was Sie wissen sollten, sagen; wohl aber doch das Eine: Sie können schwerlich durch eine höhere Pflicht von hier weggerufen werden, als die Pflicht ist, welche Sie ermahnt, einsweilen noch im Schlosse Castelberg zu verharren."

„Sie werden aber zugeben, hochwürdiger Herr, die kleinste Pflicht, die man kennt, ist wichtiger, als die wichtigste, die man noch nicht kennt."

„Sie haben Recht, mein Freund. Glauben Sie indessen, wenn ich jemals Ihres Vertrauens würdig war, mir diesmal. Ich bitte nicht für mich, sondern für andere würdige Personen, die Ihres Schutzes in diesen unruhigen Tagen bedürfen. Es sind Personen, deren Ehre, Gut und Leben in Gefahr durch mich gekommen sind, und deren Retter Sie werden können; Personen, die Sie darum anflehen, und die Sie seiner Zeit kennen lernen sollen. Glauben Sie mir altem Mann aufs Wort. Wollten Sie diese Bitte von sich stoßen, Sie würden vielleicht den Frieden Ihrer eigenen Seele auf immer von sich stoßen."

„Herr Pater, Sie sprechen ein schweres Wort! Wem, in aller Welt, könnte in Disentis meine Gegenwart Schutz und Rettung bringen? Doch nicht Ihrem Kloster?“

„Nein, mein Lieber, ich spreche so wenig für das Kloster, als für mich. Aber es sind Andere, in und außer Disentis, die Ihre Großmuth ansprechen. Dürfte, zum Beispiel, Frau von Castelberg nicht darauf einiges Recht haben; Ihre Retterin, Ihre Krankenpflegerin; sie, die in jetziger Zeit ohne Schutz dasteht; sie, deren Gemahl landesflüchtig geworden; sie, die von allen Blutsfreunden verlassen ist. Man spricht vom nahen, allgemeinen Angriff der kaiserlichen Armee auf Bünden. Ich fürchte, die Bewohner unserer Gebirge werden, beim Kampf, nicht stille Zuschauer bleiben wollen. Aber dem Allwissenden nur ist bekannt, wie die Würfel fallen werden. Behaupten sich die Franzosen in den Bündnerthälern: dann Wehe denen, die wider sie aufstanden. Siegen die Oesterreicher, dann Wehe — — —“

„Kein Wort mehr, hochwürdiger Herr! Sie haben Recht! Ich schäme mich, meiner Schuld gegen eine unvergeßliche Wohlthäterin nicht besser eingedenk gewesen zu sein. Ich bin der Dame die Erhaltung meines Lebens schuldig, eines Lebens, welches freilich wenig Werth für mich hatte; selbst noch jetzt kaum hat; ihn vielleicht erst gewinnt, wenn es einer heiligen Pflicht zum Opfer gebracht werden kann.“

„Mein Sohn, nicht solche Worte! Sie sind ungerecht gegen sich und die Welt. Ich liebe Sie, seit jener entsetzlichen Nacht, da Sie sich ohne Bedenken für einen Kriegsgefangenen heldenmüthig in den Tod wagten. Ich lernte Sie seitdem näher kennen. Mit meiner Achtung für Ihr reines Gemüth wuchs mein Verlangen, Sie glücklich zu wissen. Ihre Leibeswunden sind heil; Ihr Gemüth aber ist noch krank, sehr krank. Sie sind nicht glücklich, und sind es vielleicht nur durch einen Ihrer kleinen Irrthümer.

Erlauben Sie, daß ich in diesen Augenblicken, wie ein Vater zu seinem Sohn, reden darf. Ich weiß mehr von Ihnen, als Sie vermuthen; mehr, als Sie vielleicht selber wissen. Sie sind nicht glücklich; waren es nicht im Hause des Barons von Schauenstein; waren es nicht in Ihren Verhältnissen zu Wien, und werden es noch lange nicht sein, wenn — — —"

„Ich muß Sie unterbrechen, Hochwürdiger. Haben Sie mich denn früher gekannt? Oder verrieth ich, in Augenblicken der Fieberhitze, von meiner Vergangenheit? Ihre Aeußerungen setzen mich in einige Verwunderung. Von welchem Irrthum aber reden Sie? Was haben Sie von meinem Leben im Hause Schauenstein, was von meinem Aufenthalt in Wien erfahren können? Ich bin mir wenigstens keines großen Irrthums, noch weniger einer Schuld bewußt. Auch ich habe selige Stunden genossen!"

„Denken Sie vielleicht dabei, mein junger Freund, an — — —" Hier lehnte sich der Mönch vertraulich, aber schalkhaft an mich, und flüsterte leise: „An die Rose von Disentis?"

Stelle dir meine Bestürzung vor, liebe Sabine! diese Worte von einem Klostergeistlichen zu hören, den ich erst seit wenigen Wochen kenne; dem ich nie von unsern, am wenigsten von meinen frühern Ereignissen gesprochen hatte! Ich sah ihn starr an und stammelte in Verwirrung einige Fragen. Er aber ließ mich nicht ausreden, sondern, indem er mit der Hand, wie beschwichtigend, mir auf die Achsel klopfte, fuhr er fort: „Nein; doch forschen Sie nicht weiter, denn ich bleibe stumm und muß es bleiben. Ich wollte mich bei Ihnen durch jenes bedeutsame Losungswort bloß legitimiren, daß mir nicht nur Ihre Denkart, sondern auch Ihre Vergangenheit bekannt sei. Ich liebe Sie, ich möchte Sie glücklich sehen; Sie verdienen es zu sein, und sind es nicht."

„Wenn ich's nicht bin," erwiederte ich mit etwas stolzem Selbstgefühl rasch: „so glauben Sie nur, ich bin es keineswegs

durch das, woran Sie mich eben erinnern wollten. Nein, wahrhaftig. Ich würde mich eines solchen Grundes schämen, den Sie vermuthlich vorhin meine Krankheit nannten."

„Keineswegs! ich meinte eine andere Krankheit!" sprach er: „die Sie aber vermuthlich für Gesundheit halten, und durch die Sie doch weder Ihres Lebens, noch der Welt froh werden können. Sie wollen das Gute, und begegnen aller Orten dem Bösen. Sie möchten die Menschheit, rings um sich her, nach den göttlichen Urbildern Ihres Geistes gestalten und werden ausgelacht, verspottet, verhaßt. Sie möchten das Höchste leisten und gelangen nicht zum Kleinsten. Und darum sind Sie unglücklch in Ihrem innersten Wesen."

„Wie, Pater Gregorius, nennen Sie Begeisterung für das Alleinheilige Krankheit? Können Sie, mit Ihrem frommen Herzen inmitten alles Ruchlosen, mit Ihrem hellen Geist inmitten aller Barbarei, alles Aberglaubens, aller Unnatur, glücklich sein, wodurch die Menschheit seit Jahrtausenden starrsinnig ihr Elend schafft, und ihr Grab gräbt? Können Sie es wirklich? Ich kann's nicht! — Sehen Sie doch um sich her die Menge der Geschöpfe, welche den Menschennamen tragen, die, wie wir, mit Vernunft, mit Ahnungen des Göttlichen und Ewigen ausgestattet sind, und vernunftwidrigeres Wesen treiben, als vernunftlose Geschöpfe; das Göttliche in den Staub niederzerren, und das Staubgeborne vergöttern; die Tugend kreuzigen, die Wahrheit einkerkern, aber Landesverwüstern, Staatsgaunern, feilen Dirnen Ehrensäulen bauen. Blicken Sie doch auf und ab, vom Menschenfresser und afrikanischen Beduinen, bis zu den Deutschen, Engländern, Franzosen hin: überall, mit höchst wenigen Ausnahmen, reinthierische Selbstgier, Gier nach Wollust und Wohlleben, Gier nach dazu erforderlichen Mitteln. Sehen Sie vor sich her! Frei gehen und fliegen, schwimmen und kriechen die Thiere, von ihrer Natur sicher

geleitet; aber unfrei liegen die Nationen in weiten Gefängnißkammern vertheilt, die man Staatsordnungen nennt, und in denen alle Kraft, alles Eigenthum, Talent. Recht, Glauben und Leben von Millionen Unterthanen zum Vortheil weltlicher und geistlicher Mitgeschöpfe, wohl oder übel, geordnet sind. Schauen Sie umher! Krieg und Kriegsgeschrei! Völker werden gegen Völker in Noth und Tod gejagt, morden sich wohlgeregelt, mit sinnreicher Kriegskunst. — Nein, Pater Gregorius, nein, ich tauge nicht in diese Welt hinein."

Der greise Mönch lächelte bei diesen Worten mich mit einer gutmüthigen Ironie eines Vaters an, dessen Kind, in aller Unbefangenheit, Albernes gesagt hat, während es etwas sehr Kluges vorgebracht zu haben meint. „Gelt, lieber Freund," ließ er sich darauf vernehmen: „Sie wollen zu verstehen geben, als wären Sie zu gut für eine Welt von der Art, wie die unsere? Wenn ich Ihnen nun aber behaupten würde: Sie wären noch nicht gut genug für dieselbe? Sie sind unzufrieden, daß die Menschen sich nicht nach Ihren Ideen richten wollen, sondern daß Sie selbst sich nach dem Zustand der Menschen richten sollen, wie sie nun einmal noch sind? Und Gott muß sich Ihren Vorwurf nebenbei gefallen lassen, daß er Sie in ein Leben hinein versetzte, für das Sie nicht taugen oder nicht taugen wollen."

„Ich möchte von Ihnen nicht falsch gedeutet werden, hochwürdiger Herr!" fiel ich ihm in die Rede: „Vielleicht hab' ich — — —"

„Nein, nein," unterbrach er mich: „ich meint' es nicht so böse, und glaube Sie ganz verstanden zu haben. Sie sprachen Ihre Ansicht von unserm barbarischen Weltzustand, in voller Wahrheit und Klarheit des noch unverdorbenen Jugendgeistes, des heiligen, von Gott selbst den Menschen gegebenen Willensgesetzes, aus. Aber hören Sie mich an. Allerdings durch Vernunft sind

wir über Thierseelen erhaben. Sie erwacht und wirkt schon im Kinde, sogar früher, als der Verstand, oder das Verstehen der äußern bedingten Verhältnisse. Der Verstand wird erst durch Erfahrungen reifer. So kömmt es, daß junge Leute oft im Urtheil fehlen, wenn sie den Maßstab des in der Vernunft unbedingt Wahren und Gerechten an das in der Wirklichkeit nur unter Bedingungen Wahre und Rechte anlegen. Doch eben daher ist der Ausspruch der unerfahrnen Jugend oft vernunftgemäßer und weiser, als derjenige vieler alten Leute. Daher ist's nicht selten, daß die tugendhaftesten, weisesten Männer zuweilen offenbar unverständig handeln; und die verständigsten, klügsten Weltleute unvernünftig und gewissenlos."

„Und wie wenden Sie das auf mich an?" fragt' ich.

„Sie sind ein junger Mann, mein Lieber, mit reifer Vernunft; glühend für das ewig Wahre und Heilige; aber noch unreifer Erfahrung. Daher Ihr ungestümes Streben, wo möglich Weltverbesserer zu sein. Sie können sich mit dem nicht versöhnen, was der gesunden Vernunft widerspricht. Ich tadle Sie nicht, bleiben Sie so, bleiben Sie ein unschuldvolles Kind bis ins Greisenalter. Ihr liebenswürdiger Fehler ist der Fehler aller jungen Männer von edler und tüchtiger Gesinnung. Aber hüten Sie sich, gewaltsamer Weise Weltreformator zu werden, wie es heut viele junge Leute sind, bevor sie durch die Erfahrung gelernt haben, die Menschen, auf deren unendlich verschiedenen Bildungsstufen, in rechter Weise, dem stillen Gang der Natur gemäß, nach und nach zum Edlern hinanzuführen. Verlangen Sie nicht, daß unwissende Kinder sogleich gelehrte Männer sein sollen. Leuchten Sie in der Finsterniß mit Ihrem Lichte, aber ohne Feuersbrunst zu stiften."

Ich bekenne, Sabine, daß ich von dieser Antwort ein wenig betroffen war. Es klang aus ihr eine Wahrheit, die mich selbst

zuweilen schon angewandelt hatte, mir aber sonst baarer Widerspruch mit der gesunden Vernunft zu sein schien. Ich wußte im ersten Augenblick nicht recht, was erwiedern? Endlich half ich mir mit einer Frage, welche Widerlegung scheinen konnte, und sagte: „Hat der Anblick menschlicher Bosheit und Raserei also noch nie in Ihnen einen heiligen Zorn entflammt?“

„Mein Sohn,“ versetzte er ruhig: „Nennen Sie doch ja den Zorn nicht heilig! Nach meinen Begriffen gibt es keine heilige Unheiligkeit; und nach meinen Erfahrungen gibt es wohl verirrte Menschen, aber keine, die, aus Liebe zur Ungerechtigkeit und Bosheit, ungerecht und böse sind. Jeder will deswegen wenigstens gut scheinen; will seine ungerechten Thaten rechtfertigen; oder, kann er dies nicht, durch den Zwang der Umstände entschuldigen. Der innere Mensch ist in allen Sterblichen besser, als der äußere. Der innere will Wahres, Gerechtes und Gutes; er kann nicht anders. Aber der äußere, der leibliche, der deshalb thierartige wird durch tausenderlei Täuschungen, Reizungen, Gewohnheiten der Sinne, oder durch falsche Ansichten der Dinge, oft dem innern Menschen abtrünnig. Doch kehrt er zuletzt immer gern und reuig wieder zu ihm, wenn auch manchmal erst spät, zurück.“

„Ihre Jahre, hochwürdiger Herr,“ entgegnete ich, „geben Ihrer Menschenkenntniß allerdings den Vorzug vor der meinigen. Wär' es aber nicht auch möglich, daß Sie die Menschheit von ihrer bessern, ich leider sie von der schlechtern Seite kennen lernte?“

„Liebster Hauptmann, beide Seiten hat ein jeder Mensch in sich selbst; und wer sich und die heimlichen Beweggründe seines äußerlichen Thuns scharf beobachtet, ist auf dem Wege zur Menschenkenntniß im Allgemeinen. Zur vollen Kenntniß und Durchschauung des einzelnen Menschen freilich gelangt kein Sterblicher. Daher soviel Mißverständniß und lieblose Beurtheilung Anderer.

Auch Ihnen, mein Lieber, geb' ich, Ihres innern Friedens willen, den Rath, behandeln Sie Jeden nach seiner, nicht nach Ihrer, Denkart und Gemüthsweise, sonst werden Sie vom Andern durchaus nicht verstanden, nicht von ihm begriffen. Sie verlieren sein Zutrauen, und mit diesem Ihre eigene Fähigkeit, kräftig auf ihn einzuwirken. Sie aber wollen doch wirken, wollen doch geliebt und von Andern verstanden sein!"

„Allein, mein bester Pater Gregorius, Sie werden hoffentlich von mir nicht fordern, daß ich, Andern zu gefallen, heuchle, und mein wahres Selbst nachgiebig verläugne?"

„Mit nichten, mein Sohn; nehmen Sie nicht so, was ich gesagt habe. Ich rieth Ihnen nur, so viel Aufmerksamkeit für Andere zu haben, als Sie für sich selbst fordern; ohngefähr so viel Liebe zu Andern zu haben, als zu sich selbst; nicht nach eigenem Sinn von Jedem zu verlangen, er solle fühlen, denken, glauben, fürwahrhalten, wie und was, Sie; mit einem Wort, Sie sollen sich nicht, ohne alle Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten von Andern, bequemlich und selbstzufrieden gehen lassen, wie man sagt; sondern sich ernst beherrschen in Wort und That. Gleichwie des Dichters Geist über dem Sturm der Gefühle, die er im Gesang aushaucht, und die er in fremden Hörern aufregt, immerdar noch nüchtern schwebt; sie und sich beherrschend ordnet, daß sie ihn selbst nicht überwältigen: so soll im gemeinen Leben, wer Andere bewegen will, den Blick auf sein Ich eben so sehr, als auf die Andern, richten. Man soll sich nie gehen lassen, auch beim besten Freund, auch bei der geliebtesten Person nicht. Ich nur lebe in mir, kein Anderer in mir zugleich; sondern der Andere lebt in seinem eigenen Innern; ist daher ein Anderer; beurtheilt mich aus seinem Innern allein, und versteht mich, tret' ich nicht ganz in sein eigenes Reich der Vorstellungen ein, falsch."

Liebe Sabine, vielleicht hab' ich die letzten Aeußerungen des guten Mönchs nicht völlig richtig aufgezeichnet; denn ich hatte die Aufmerksamkeit plötzlich verloren, und Aug und Ohr wo anders. Es kam nämlich ein kleiner hölzerner Bergkarren, wie hier landesgebräuchlich, den holprichten Weg heraufgefahren; ein Leiterwäglein mit kaum zwei Schuh hohen Rädern, und ein kleines, mageres Roß davor, das aber gewandt, wie eine Katze, bergauf kletterte. Im Wagen saß, auf dem Bänkchen, eine Bäuerin; eine andere ging nebenbei, mit einem betagten Fuhrmann plaudernd. Die Fußgängerin war ein junges Mädchen von feinem Wuchs und anmuthiger Haltung, im rothen Leibchen, rothen Strümpfen, Linnenärmeln, blauem Brustlatz, blauem Rock und blauer gestreifter Schürze; um den Hals nachlässig ein gelbliches Seidentuch geschlungen. Lache nicht, Sabine, daß ich dir die Tracht so pünktlich beschreibe; ich male sie eigentlich nicht dir, sondern noch einmal mir selber.

Je näher das Bauermädchen kam, je mehr bewundert' ich dessen Grazie; das abwärts geneigte Köpfchen; bedeckt von einer schwarzen, mit schmalen Florkanten umsäumten, und über die weiße Stirn in feiner Ausspitzung niedergehenden Haube, unter welcher das saubergescheitelte Seidenhaar hervorglänzte; dann das fromme, sittsame Gesichtchen, mit den zu Boden gesenkten Augen unter hohen, stolzen Wölbungen der Augenbraunen; und der kleine Mund, wie eine Granatblüte; und darunter das noch kleinere Kinn, um welches das schwarze Seidenband des Häubchens gaukelte, — Sabine, ich schwöre dir's, ein Gesichtchen, ganz wie das des Fräuleins von Marmels! In meinem Leben erblickt' ich nichts Aehnlicheres. Als der Wagen unter uns in der Tiefe vorüber kam, grüßte die darauf fahrende Bäuerin herauf; auch der Fuhrmann und die Fußgängerin. Diese aber hielt das Gesicht erdwärts.

Ich war außer mir; wollte hinunterspringen; besann mich meiner Thorheit; schaute dennoch dem Karren nach, der indessen bald hinter den kolossalen Felsblöcken verschwand. Ich drehte mich hastig gegen meinen Benediktiner, um ihn zu fragen, wer und von wannen die Bauermädchen wären? Doch die Frage erstarb unter einem andern Erstaunen. Ich sah das Antlitz meines Mönchs erröthet, und in seinen Augen und seinen Bewegungen sonderbare Verlegenheit. — Wie? Zündet die Schönheit noch im Greise Feuer an, und glüht verbotene Liebe hinter gottgeweihten Mauern? — Ich darf, ich mag nicht vermuthen daß — — —

30.

Gefängniß-Scene.

So weit hatte Flavian an die Schwester geschrieben. Er vollendete den Brief nicht. Denn zuerst unterbrach ihn beim Schreiben der unerwartete Besuch des Hauptmanns Salomon; dann hinderte ihn später ein Zusammenstürmen sehr unerwarteter Bedrängnisse.

„Verzeihung, wenn ich störe!" rief Hauptmann Salomon beim Eintritt: „aber, Sacre bleu! an wen soll ich mich anders wenden? Die Pfaffen in ihrem Nest droben könnten mir wohl auch den Dienst leisten, um den ich Sie bitten möchte; aber der Teufel selbst traut den schwarzen Vögeln nicht. Die brüten ebenfalls, fürcht' ich, am liebsten über Basiliskeneiern."

„Und worin kann ich dienen?" fragte Flavian.

„Sie wissen vielleicht," fuhr der Platzkommandant fort: „von meiner Kompagnie liegt ein Detaschement zu Sedrun einquartiert. Gestern bekomm' ich Wind, daß in der Nachbarschaft

von Sedrun geheime Bauernversammlung, und zwar nächtlicher Weile, in einer Berghütte, abgehalten werden solle. Ich gebe dem Kommandanten in Sedrun Ordre. Er nicht faul, sammelt seine Leute ohne Geräusch; läßt sie Abends und einzeln aus dem Dorfe schleichen, und umzingelt gegen Mitternacht die Hütte. Entweder unvorsichtiges Geräusch, oder ein Wächter der Verschwornen, hatte unsere Mannschaft verrathen. Der Offizier fand das Nest leer; man hörte noch Schritte der Entwischten. Unsere Soldaten springen ihnen nach, und erhaschen zwei von den Schelmen, die nun gefangen nach Disentis gebracht worden sind. Ich soll sie ins Verhör nehmen. Sacre bleu! wie soll man Leute verhören, die keine menschliche Sprache reden, oder verstehen, wie die Andern? Und ich kann sie doch nicht, ohne zu wissen, wer sie sind, und allenfalls, was sie im Schilde führten, ins Hauptquartier nach Chur abführen lassen. Ich muß einen Rapport machen. Einsweilen sitzen die Kerls, jeder besonders, im Gefängniß. So nehm' ich, sehen Sie, meine Zuflucht zu Ihnen, lieber Hauptmann. Ich ersuche Sie, diese Rebellen ein wenig auszuforschen, oder mir wenigstens ihre Namen und Wohnorte zu sagen. Können Sie mehr erfahren, desto besser. Morgen lass' ich die Bösewichte nach Chur führen, wo man sie füsiliren wird. Allein es muß doch auch ein Rapport dazu gemacht sein! Nicht wahr, Sie sind so gefällig und werden einmal mein Verhörrichter und Dolmetsch?"

Es war für Flavian nicht der angenehmste Auftrag. Das Wort „Füsiliren" klang ihm aus der ganzen Rede am schärfsten ins Ohr. Verräther seiner Landsleute werden, und sie, die in allzublinder Vaterlandsliebe vielleicht unbesonnen gehandelt hatten, einem französischen Kriegsgericht, das heißt, dem Tode, zu überliefern, fühlte er nicht die mindeste Lust. Hinwieder schien auch nicht wohlgethan, durch Abschlagung der Bitte sich selber

etwa zu verdächtigen. Nach kurzem Bedenken, während dem er ein paar gleichgültige Fragen dazwischen geworfen hatte, auf deren Beantwortung er kaum hörte, willigte er in die Aufforderung und folgte dem Offizier sogleich zu einem der Gefängnisse. Der Kommandant ließ es vom diensthabenden Unteroffizier aufschließen, und, weil er von der Unterredung kein Wort verstehen konnte, entfernt' er sich, des Berichts gewärtig, den der Scharfschützenhauptmann abzustatten versprach.

Flavian fand, in der dumpfen, engen Kammer einen der Gefangenen wohlgefesselt, im Winkel, mit unterschlagenen Armen sitzend. Dieser regte sich nicht. Flavian hingegen stand erschrocken, als er in der breitschultrigen, langen Gestalt den alten Gilg Daniffer wieder erblickte, dessen Bekanntschaft ihm in der schrecklichen Märznacht geworden war.

„Wie denn?" rief er: „Gilg, Ihr? Seid um meinetwillen ohne Furcht. Ich bin ja Euer Freund und Landsmann!"

Der Gefesselte richtete langsam den Kopf in die Höhe, strich die wirren, weißen Haare von der Stirn zurück, betrachtete den jungen Mann mit ungewissen Blicken und brummte: „Aha! Bursch, bist du's und wieder lebendig? Was suchst du hier? Möchtest du mir etwa die schlechte Bewirthung zahlen? oder bist du auch wieder Gefangener, wie ich?"

„Ich soll Euch ins Verhör nehmen, Gilg. Der Platzkommandant gab mir den Auftrag, weil die Franzosen weder romanisch, noch deutsch verstehen."

„Sag ihnen, sie sollen in ein paar Tagen deutsch genug lernen. Wir werden es ihnen mit unsern Morgensternen einleuchtend machen. Aber dir, Bursch', hätt' ich auch nicht zugetraut, daß du Eins ums Andere, Gott und dem Teufel dienst. Pack' dich von hinnen, Mameluk!"

„Nein, Gilg, Ihr seid irre. Ich hoffe Euch zu retten. Darum

eben nahm ich das Geschäft vom Kommandanten an. Nach seiner Meinung sollt Ihr morgen, nebst einem andern Gefangenen, gen Chur gebracht werden. Das möcht' ich gern verhüten; ich möchte für Euch Zeit gewinnen. Verlaßt Euch auf mich. Haltet Euch ruhig. Laßt mich sorgen. Lebt wohl!"

„Halt, Bursch! wohin? Es scheint beinah, du meinst es ehrlich mit mir. Thust auch wohl daran, bei meiner armen Seel'! Denn morgen hoff' ich, ohne deine Hülfe frei zu sein, und in größerer Gesellschaft nach Chur zu ziehen, als dem Kommandanten lieb ist. Verlaß dich auf mein Wort. Gelt! heut ist der letzte Apriltag!"

„Er ist's! Nur versteh' ich nicht, was Ihr redet."

„Gut, mein Bursch! Für einen undankbaren Verräther und Spion trägst du doch ein zu ehrliches Gesicht. Du sollst bald den jüngsten Tag der Franzosen erleben. Schaffe, daß ich wenigstens morgen noch in diesem unsaubern Loche verbleibe. Es soll dein Schade nicht sein. Nimm die Hand darauf. Mehr sag' ich dir nicht."

„Vertraut mir, Gilg! Habt Ihr sonst noch einen Wunsch?"

„Ja wohl! Die französischen Windbeutel glauben, unser Einer lebe vom Wind. Schaffe mir ein Stück Magentrost, denn ich bin nüchtern; und wär's auch keine bessere Kost, als ich dir vor zwei Monaten aufgetischt habe. — Höre, falls du ein redlicher Kerl bist, komm' diesen Abend noch einmal in dies Rattennest, und sage mir, was draußen indessen vorgegangen ist. Daran will ich dich erkennen! Verstehst du?"

„Es soll geschehen, Gilg. Seid gutes Muthes. Lebt wohl. Ich will auch noch Euern Unglücksgefährten trösten. Ist er so ein Braver, wie Ihr selbst?"

„Das mein' ich und besser, bei meiner armen Seel'! als mancher Bündner-Schelm. Er ist im Namen des Obersten St. Julien,

der . . . Sprich fein höflich mit ihm, mein Bursch. Er ist nicht etwa unsers Gleichen. Er ist ein vornehmer Herr; ein hoher österreichischer Herr, der Leib und Leben fürs Bündnerland und für seinen Kaiser auf die Karte gesetzt hat. Er dauert mich nun. Schaff' ihm besseres Quartier, als mir angewiesen ist, und gutes Essen. Er ist, unter uns gesagt, ein Graf und daher nicht an faulen Käs gewöhnt, wie wir."

„Wie heißt er?"

„Wenn du Geld hast, Bursch, so spare nichts, ihn wohl zu halten. Er vergilt es dir zehnfach. Es ist der Graf," hier lispelte Gilg kaum hörbar: „Graf Malariva. Verstehst du? Den hatten die französischen Spürhunde doch nicht in Chur ausgeschnüffelt."

Flavian hörte den Namen „Malariva" mit widerwilligem Erstaunen. „Der hier?" rief er, und alles Blut in ihm ward Glut, und jede Faser in ihm empörte sich.

„Er ist in meiner Gewalt!" jauchzte es in seinem Innern, wie Stimme der Rache. — Doch im gleichen Augenblick zürnt' er sich selber.

„Nun ja, Kamerad," sagte Daniffer, ohne die Aufwallung des Jünglings zu gewahren: „Und wenn der Herr bis morgen Leib und Seele beisammen behält, kann er, will's Gott, noch lange leben. Kennst du ihn?"

„Ich will ihn sehen, und für ihn Sorge tragen, wie für Euch," versetzte Prevost und entfernte sich rasch, als ein Soldat erschien, dem Gefangenen die kärgliche Mittagskost zu bringen. Der Unteroffizier draußen verschloß die mit doppelter Wache besetzte Thür und führte den neugebackenen Verhörrichter zu einem andern Hause. Er ließ ihn da in ein stallähnliches Gemach treten, wo im Zwielicht, welches die blinden Scheiben des Fensterchens kaum gestat-

teten, des Grafen Malariva dürre Gestalt gespenstisch umherwankte.

„Guten Morgen, Herr Graf!“ redete ihn der Hauptmann beim Eintritt an: „Der Wunsch ist hier wohl am rechten Ort, wo ich Ihnen in der Welt am wenigsten zu begegnen hoffte.“

Der Gefangene stand verblüfft still, und starrte ihn düster an. „Sie, mein Herr?“ stammelte er nach langer Verlegenheit, Worte zu finden, mit matter Stimme. Dann mit schnellgewonnener Fassung und fast stolzem Tone fügte er hinzu: „Was führt denn Sie hierher? Auf wessen Befehl erscheinen Sie?“

„Vielleicht auf Befehl Ihres guten Engels, Herr Graf.“

„Den sollt' ich, nach der Wahl seines Boten, kaum vermuthen. Reden Sie, Herr Prevost. Ich bin auf jedes Schicksal gefaßt. Ich stehe in der Gewalt des Feindes, dem Sie, scheint es, gegen Ihr eigenes Vaterland dienen.“

„Keine Beleidigungen zu den frühern, Herr Graf! Auch bin ich keineswegs verpflichtet, einem Manne, wie Ihnen, Rechenschaft von meinem Handeln abzulegen. Nur das sei Ihnen gesagt, daß ich weder den Franzosen, noch Ihrem Kaiser, sondern meinem Gewissen diene. Weil man glaubt, Sie verstehen nicht französisch, soll ich die Verrichtung des Dolmetschers übernehmen und erfragen, wer Sie seien, und was Sie unter den hiesigen Bauern in deren nächtlichen Versammlungen treiben? Daß Sie ein österreichischer Emissär, ein Aufwiegler sind, verräth den Franzosen schon Ihr Aeußeres. Uebrigens, ich kenne Sie. Sie sind der vorgebliche österreichische Offizier, welchen der Oberst St. Julien geschickt haben soll. Ich weiß und errathe Alles.“

„Errathen, mein Herr, ist nicht erwiesen!“ murmelte Malariva, dem schon wieder etwas beklommener ums Herz ward: „Aber sprechen Sie weiter.“

„Das Uebrige ist nicht tröstlich, wie Sie leicht vermuthen

können. Sie sollen vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, und morgen, mit Gilg Daniffer, ins Hauptquartier nach Chur gebracht werden, wo Sie als Aufwiegler oder Kundschafter, von einem Kriegsgericht ein Urtheil zu erwarten haben, wie Sie sich's vorstellen mögen."

„Kriegsgericht? Es wäre entsetzlich!" rief der Graf und fiel, wie gelähmt, auf eine Bank. Es entstand Stille. Dann trat Flavian zu ihm und schüttelte und rüttelte ihn aus der Betäubung auf, und sagte: „Verlieren Sie nicht allen Muth, Graf. Beurtheilen Sie meine Denkart nicht nach der Ihrigen in Wien. Wenn es irgend möglich ist, rett' ich Sie vom gewissen Tode."

„Sie? — Können Sie? — Glauben Sie? —" stammelte der Ohnmächtige halblaut und hob mit jammernder Geberde die Hände zu Flavian empor.

„Fassen Sie, sag' ich, Muth, Graf! Verstellung ist Ihnen ja nicht schwer. Nehmen Sie etwa Ton und Miene eines unschuldigen Krämers an, der hier zufällig, bei der kriegerischen Verwirrung, in Gesellschaft der Bauern gerieth. Ich habe meinen Plan entworfen. Sie und Daniffer, hoff' ich, sollen gerettet werden, wenn Möglichkeit dazu vorhanden ist."

„Daniffer? Also hat mich der verrathen, der Schurke?" rief Malariva: „Verflucht, daß ich auf der Flucht von Chur mich zu diesem treulosen Gesindel über alle Berge her abenteuern mußte! Vortrefflicher, edler Mann, vergessen wir Beide das Vergangene! werden wir Freunde. Werden Sie mein Retter, mein Erlöser! Mit Allem, was ich bin, habe und hoffe, will ich dankbar werden. Haben Sie nur dies einzige Mal einiges Vertrauen zu meinen Worten! Was in Wien zwischen uns Mißbeliebiges vorfiel, war offenbar Folge der ärgsten Mißverständnisse von meiner Seite. Vergeben, vergessen Sie, mein theurer Herr Prevost!"

„Davon sei jetzt keine Rede!" fiel ihm Flavian ins Wort:

„Doch eine Frage erwiedern Sie mir mit ehrlicher Antwort. Ich weiß, daß Sie mich bei der Wiener Polizeibehörde verläumdet, falsch angeklagt haben. Ich bin überzeugt, daß Sie, Herr, und kein Anderer, durch Ihre Ränke meine Verstoßung aus dem Hause der Baronin Grienenburg bewirkt haben; daß . ."

Malariva sprang auf, und Flavians Hände in die seinigen schließend, rief er: „Bei Gott und all seinen Heiligen schwör' ich, Sie irren. Womit hab' ich Ihren Verdacht verschuldet? Ich bin ein Ehrenmann, und will, ich beschwör' es bei meiner Seelen Seligkeit, zu Allem aufrichtig Rede stehen."

„So gestehen Sie: händigten Sie dem Fräulein von Marmels die eingesiegelte Stickerei, die ich Ihnen in Wien gab, wirklich ein, oder . . ."

„Die Stickerei? Allerdings, allerdings hab ich, mein bester Herr Prevost! Allerdings! Wenn ich nicht irre, ein Geldbeutel war's. Das Fräulein schien empfindlich; aber nahm ihn endlich, steckte ihn ein und bewahrte ihn."

„Es war dieser hier!" sagte Flavian mit finsterer Miene, indem er die Börse mit Elfriedens Stickerei hervorzog und dem Grafen dicht unter die Augen hielt.

„Richtig, mein lieber theurer Freund, ganz richtig! Sie erinnern mich!" fuhr Malariva, ohne Verlegenheit, fort: „Das Fräulein warf ihn mir wieder vor die Füße. Ich hob ihn auf; wollt' ihn sogleich Ihnen zurückstellen. Aber Sie wissen, als wir nachher . . ."

„Und Sie machten dann einem gemeinen Mädchen, einem gewissen Nannerl, fremdes Eigenthum zum Geschenk. Läugnen Sie, Lügner!"

„Was? Nannerl? — Nimmermehr! Wie denken Sie von mir? Die Person stand wohl ehemals in meinem Dienst, aber, ich bitte Sie, . . . das Mensch hat ihn vermuthlich aus einer Schublade

meines Schreibpultes entwendet! Ich verwahrte ihn, auf Ehre, wie ein Heiligthum."

„Der Elende! er lügt noch mir und dem Tode ins Angesicht!" murrte Flavian, indem er sich ärgerlich wegdrehte und zur Thür ging. Der Graf sprang ihm bleich und zitternd nach, fiel vor ihm nieder und umarmte Flavians Kniee. „Um Gottes Barmherzigkeit willen," seufzte er laut: „verlassen Sie mich doch nicht! Retten Sie mich! Was fordern Sie? Ich opfere Ihnen, was Sie begehren mögen. Sie lieben Fräulein Marmels. Ich bin des Mädchens Vormund. Sie, kein Anderer, sollen das Fräulein von mir empfangen; auch das ganze Vermögen dazu, und die ganze Hinterlassenschaft der Baronin Grienenburg dazu; Alles, Alles!"

„Hinterlassenschaft? Ist die Baronin gestorben?" fragte Flavian überrascht.

„Im Karlsbad; Ende vorigen Jahrs! Aber, die Zeit flieht! es ist kein Augenblick zu versäumen! Verlassen Sie mich Unglücklichen nicht! Nur diesmal nicht!"

„Und das Fräulein von Marmels?" forschte Flavian weiter: „Was ist aus ihm geworden? Stehen Sie auf! Reden Sie Wahrheit."

Der Graf richtete sich zitternd empor und antwortete: „Als ich zur Armee des Erzherzogs abgegangen war, wurde mir gemeldet, — es war mehrere Wochen nachher . . . das Fräulein habe sich von Wien entfernt; man wußte nicht wohin? Man glaubt, sie sei zu einer Freundin nach Mähren. Wir werden es erfahren, wenn ich nach . . . Retten Sie mich aus der Gewalt der Franzosen! — Sie können es! — Sie sind zu edel, allzu barmherzig, als daß Sie, — und meine ewige Dankbarkeit! Ueberlassen Sie mich nicht dem schrecklichsten Schicksal!"

Mit innerm Ekel wandte sich Prevost von der Armensünder-

gestalt hinweg; versprach zu leisten, was in seiner Macht liege und entfernte sich.

31.

Der Kommandant.

Hauptmann Salomon saß Mittags an wohlbesetzter Tafel, ein Gläschen alten Klosterweins in der Hand, als sein Dolmetsch zu ihm ins Zimmer trat, über das Verhör der Gefangenen Bericht zu erstatten.

„Setzen Sie sich, Bürger Prevost!“ rief der Kommandant mit weinrothem Gesicht, und füllte dem Gast aus frischer Flasche das Glas: „Nehmen Sie, Bürger, flüssiges, feuriges Gold! Der Pater Kellermeister in der Abtei versteht seinen Beruf. Und nun erzählen Sie; wer sind die Zeisige, die wir im Käfig haben?“

„Ein herrlicher Fang, Kapitän:“ sagte Flavian: „Wir müssen sie nur kirre machen, damit sie die Schüchternheit verlieren, und noch heller pfeifen. Was ich bisher von ihnen auslockte, ist Folgendes: der Jüngere ist ein Deutscher, ein Handelsreisender, der, glaub' ich, Schweizerkäse aufkauft, und von den Bauern angehalten wurde, als er gen Urseren ging; der Andere ist ein altersschwacher Greis, fast kindisch, von Rueras hier, im Tavetscher Thal. Beide, halb verhungert, waren zu erschrocken und ermattet, als daß ich viel von ihnen hätte vernehmen können. Der Jüngere ist erbötig, zu entdecken, was er in der Bauernversammlung gehört und gesehen habe, wenn man ihm Frist gönnt, sich auf Alles zu besinnen, und dagegen versprechen will, ihn, als Fremden, die Reise fortsetzen zu lassen. Darum werd' ich Beide diesen Abend, mit Ihrer Erlaubniß, noch einmal besuchen.“

„Wohlgethan!“ rief der Kommandant: „Sparen Sie schöne

Worte nicht. Versprechen Sie, was die Schurken irgend wünschen. Morgen mag man ihnen in Chur davon halten, was man will. Mir ist's einerlei."

„Kapitän, nichts übereilt!" versetzte der Berichterstatter: „Behalten Sie die Leute morgen zurück. Wir müssen ihnen das ganze, kein halbes Geheimniß ablocken, damit der Rapport im Hauptquartier wichtigere Dinge enthält, als leere Namen von Verdächtigen, deren Einer im Stand ist, sich in Chur sogar, als unschuldiger Fremdling, zu legitimiren. Folgen Sie meinem Rath. Sie werden dabei mehr Ehre ärnten."

Der Kommandant schüttelte den Kopf bedenklich und erwiederte: „Sie mögen einerseits Recht haben. Aber die Kerls sind hier bei den Rebellen schlecht aufgehoben; die Gefängnisse unsicher, und es scheint, es wird im Lande von Tag zu Tag unruhiger!"

„Eben deswegen, Kapitän!" entgegnete Flavian: „Einer der Verhafteten hat schon bekannt, daß in der Versammlung der Bauern von nahem allgemeinem Angriff der Oesterreicher auf den St. Luziensteig Rede gewesen. Ist's wahr, so kömmt, wenn man sich schlägt, Ihr Rapport zur bösesten Zeit nach Chur, und Sie gefahren dazu noch, daß man die Gefangenen unterwegs durch Volksauflauf frei macht. Starke Bewachung können Sie nicht mitgeben. Erwarten wir, ob nicht vielleicht heut oder morgen schon Kanonendonner von Osten her gehört wird. In dem Fall . . ."

„Sacre bleu!" schrie Kapitän Salomon: „Die Oesterreicher wagen's nicht. Wir sind stark, und mächtig verschanzt!"

Dies Zwiegespräch dauerte noch geraume Zeit, ohne daß Einer den Andern bekehrte. Flavian war jedoch schon zufrieden, daß er den Platzkommandanten in dessen erstem Entschluß etwas erschüttert sah. Er entwarf danach seine Pläne, zu deren Gelingen ihm Uli Goin, wie er hoffte, kräftige Hand reichen sollte.

Ins Schloß zurückgekommen, ließ er den sonst so dienstfertigen Uli überall aufsuchen. Aber dieser war nirgends im ganzen Dorfe zu finden. Flavian gerieth in Verlegenheit; denn ohne dessen Beistand war an das Befreiungsgeschäft gar nicht zu denken. Uli kannte Wege und Stege des Landes zur sichern Flucht, und kannte, wenn List nichts vermochte, Gehülfen genug, die Kerker mit Gewalt zu erbrechen. — Der Tag verstrich; doch Uli Goin erschien nicht.

Prevost begab sich noch einmal zu den Verhafteten, ihnen Hoffnungen zu geben, die ihm selbst ausgingen. Er entwickelte seine Entwürfe; theilte ihnen die Rollen mit, die sie künftig sowohl gegen den Kommandanten, als gegen jeden Andern zu spielen hätten, der, sie ins Verhör zu nehmen, kommen würde.

Graf Malariva saß dabei, wie am Morgen, wie in dumpfer Vernichtung; hörte nur kaum Flavians Worte, sondern streckte von Zeit zu Zeit die gefalteten Hände zum Sprechenden flehend empor. Gilg Daniffer hinwieder hatte den kalten Trotz nicht eingebüßt, mit welchem er eben so gleichgültig seinem Todesurtheil, als seiner Befreiung entgegen sah. Er gab dem jungen Freunde noch mancherlei Rath und Wink zur glücklichen Ausführung des zu wagenden Vorhabens, und schloß mit den Worten: „Läßt mich der vermaledeite Kommandant nur noch vierundzwanzig Stunden gewähren, dann, mein braver Bursch, soll er selber unter das Messer, mein Seel, und dir wird alle Müh' erspart!"

Der Kommandant, zu dem sich Prevost abermals verfügte, war und blieb aber, ungeachtet aller Beredsamkeit seines Unterhändlers fest entschieden, die Gefangenen keinen Tag länger zurückzubehalten. Er hatte schon zu deren Begleitung die Mannschaft für den nächsten Morgen angeordnet und lachte zu den furchtsamen Bedenklichkeiten des Schützenhauptmanns. „Meine Soldaten haben gemessenen Befehl," sagte er, „Feuer zu geben,

sobald sich unterwegs Bauergesindel zur Losmachung der Gefangenen nähert, und diese ebenfalls sogleich niederzuschießen, möchten sie Miene zum Entwischen machen, oder nicht. Lebendig soll man diese Schurken nicht bekommen. Dabei bleibt's!“

Es war spät Abends, als Flavian ins Schloß zurückkehrte und vergebens dem vermißten Uli Goin nachfragte. Er sah die Unmöglichkeit ein, in der Nacht, ohne des Tavetschers Hülfe, etwas Gedeihliches vorzunehmen. Doch nun einmal des festen Vorsatzes, sie um jeden Preis in Freiheit zu setzen und dem gewissen Tode zu entreißen, beschloß er, ihnen am andern Tage, auf dem Wege nach Jlanz und Chur, voran zu eilen; Leute zu werben; kein Geld zu sparen, und unterwegs das militärische Geleit zu überfallen. Wohl lag ihm die Gefahr des Grafen Malariva weniger am Herzen; er verachtete ihn. Doch Hoffnung, dessen tückisches Treiben in Wien mit Großmuth vergelten zu können, that dem Stolz des Herzens wohl. Wichtiger ward ihm, den alten Daniffer nicht in die Mordfaust eines französischen Kriegsgerichts fallen zu lassen: den Mann, welchem er selber zum Dank verpflichtet war, und den nur blinde, ungestüme Liebe des Vaterlandes gegen dessen Unterdrücker empört hatte. Einige Hoffnung des Gelingens gab ihm die zwölf Stunden weite Entfernung von Chur. Die Franzosen mußten nothwendig einmal unterwegs übernachten.

Jeden Augenblick zum Aufbruch am Morgen gerüstet zu sein, bereitete er Kleidung und Geld vor; Geschenke für die Diener des Schlosses; ein Briefchen mit Abschiedsworten an den würdigen Pater Gregorius. Eben war er daran, die Herrin des Hauses aufzusuchen, ihr noch einmal Dank für die mütterliche Güte auszusprechen, als eine Magd ins Zimmer trat, die ihn zur Frau von Castelberg einlud.

32.

Das neue Gelübde.

Die Gemahlin des Bundeshauptes, oder des Landrichters vom grauen Bund, Frau von Castelberg, eine Tochter des im Volke hochgeachteten Geschlechts derer von Capol, empfing ihren Gastfreund mit gewohnter Huld. Doch ließ sich diesmal in ihrem Wesen nicht eine gewisse ängstliche Verlegenheit und Trübheit verkennen, die sie umsonst zu verheimlichen sich beflis. Mit einem, wenn auch nicht mehr jugendlichen, doch frischen Aeußern und einem durch feine Erziehung erworbenen Anstand, verband sie jenen Sinn für Einfachheit und Häuslichkeit, welcher damals, unter den Bündnerinnen von guter Familie, Haupttugend zu sein pflegte. Eben so, wie ihre Kleidung, zum Theil längst veralteten Moden treu, zum Theil der gemeinen weiblichen Landestracht verwandt, von köstlicherm Stoff, und nicht ohne Geschmack gewählt war, sah man auch Verzierungen und Geräthe sämmtlicher Zimmer des Schlosses aus wohlerhaltenen, alterthümlichen Stücken des Familienerbes, wie aus Arbeiten späterer Künstler und Handwerker, dem Auge gefällig zusammengeordnet. Man fühlte sich da sehr bald heimathlich, wo traute Zeugen einer ehrenwerthen Vergangenheit, mit Schöpfungen neuerer Kunst und Bequemlichkeit, so freundlich beisammenstanden, wie in einer glücklichen Haushaltung, Großeltern, Kinder und Enkel.

„Sie treffen Anstalten zur Abreise, hör' ich," sagte die Gebieterin des Schlosses, und ließ Flavian neben sich auf das Sofa niedersitzen.

„Wirklich stand ich im Begriff," antwortete er: „Ihnen, gnädige Frau, mein Lebewohl zu sagen. Ich habe nur zu lange schon Unruhe und Beschwerde in Ihr stilles Hauswesen gebracht. Es ist Zeit, daß ich scheide; aber gewiß geschieht es mit schwerem

Herzen. Denn durch Ihre Theilnahme an meinem Schicksal, durch die vielen Opfer, welche mir Ihr Mitleiden brachte, bin ich Ihr größter Schuldner geworden, und kann einstweilen doch mit nichts, als nur armen Worten zahlen. Ohne Ihre menschenfreundliche Pflege, ohne Ihre liebevolle Sorgfalt, wie sie nur eine Mutter für den eigenen Sohn hegen kann, läg' ich wahrscheinlich im Schoos des Grabes. Ich weiß nicht, wie danken und vergelten?"

„Lieber Hauptmann, offenbar rechnen Sie mein Thun zu hoch an. Es ist ja kein Verdienst, sich einer natürlichen Pflicht zu entladen; und noch weniger, wenn es nicht ganz uneigennützig geschieht. Sehen Sie, das ist leider der Fall bei mir. Sie wissen nicht, sagen Sie, wie mir danken? Ich aber weiß es schon lange. Deshalb ließ ich Sie zu mir bitten. Darf ich für meine geringen Dienste fordern, was ich will?"

„Alles, gnädige Frau, was Sie verlangen, und wenn es sein muß, mein Leben, was ich Ihnen doch zuletzt schuldig bin."

„Ich halte Sie für ritterlich genug, lieber Hauptmann, selbst Ihr Leben für eine Dame ins Spiel zu wagen. Wenn ich nun aber um das Wagstück, oder um ein Aehnliches, bitten würde?"

„Betrachten Sie es, eh' Sie, meine Gnädige, darum bitten wollen, als schon zugesagt."

„Gilt es Ernst?" fragte sie lächelnd und reichte ihm die offene Hand dar.

„Hier mein Handschlag!" erwiederte er, und zog die dargebotene Hand der Herrin an seine Lippen.

„Wohlan, mein getreuer und tapferer Ritter, ich bin jetzt zufrieden. Hören Sie meine erste Bitte, der aber noch eine lange Reihe anderer folgen wird. Verlassen Sie dies Schloß nicht, bis ich es Ihnen erlaube; und die Erlaubniß hoff' ich Ihnen in wenigen Tagen zu geben."

Flavian, der dies am wenigsten erwartet hatte, fühlte sich in

sehr beengender Verlegenheit. Er dachte an die Gefangenen, an das gegebene Wort, an das ihnen drohende Schicksal, und zugleich fiel ihm auch das mit Pater Gregorius gepflogene Morgengespräch ein, nebst gewissen Aeußerungen desselben, welche mit dem jetzigen Wunsch der Frau von Castelberg in Verbindung zu stehen schienen. Er sann einen Augenblick, ob er ihr sein Vorhaben für den folgenden Tag entdecken dürfe?

„Es scheint beinah'," hob die Dame nach kurzem Schweigen an, während dessen sie ihn aufmerksam beobachtete: „schon die erste Bitte fällt etwas schwer aufs Herz?"

„Vielleicht am schwersten von allen möglichen andern!" antwortete Flavian, sich von seiner Verwirrung befreiend: „Urtheilen Sie selber. Ich machte mich heut schon, durch ein unwiderrufliches Versprechen, verbindlich, morgen eine kleine Wanderung in der Nachbarschaft zu machen. Gestatten Sie mir diese: so bin ich am Abend zurück, oder zeitig am folgenden Tage."

„Warum nicht eine kurze Abwesenheit gestatten? Wenn ich nur Ihrer Rückkunft vollkommen versichert bin. Und ich bin es durch Ihr Ehrenwort," sagte die Gemahlin des Landrichters: „Und nun die zweite Bitte! Ich nehme mit derselben Ihren ganzen ritterlichen Heldenmuth und Edelsinn in Anspruch. Wir leben leider in einer gar wildbewegten, schreckenreichen Zeit. Es gehen düstere Gerüchte vom nahestehenden Kampf der Kaiserlichen und Franzosen in unsern unglücklichen Thälern. Wege und Stege sind unsicher durch unser bis zur Wuth aufgeregtes Volk. Ein hülfloses, verlassenes, sogar durch Parteiwuth verfolgtes Frauenzimmer, eine mir sehr liebe Freundin, wünscht unter diesen Umständen Bünden, sobald als möglich, verlassen zu können. Sie wohnt nicht in Disentis. Wollen Sie sie in Ihren Schutz aufnehmen und über die Grenze nach Deutschland, oder Italien, oder in die Schweiz führen? Hier im Dorfe und in der ganzen Umgegend ist gegen-

wärtig keiner, dem ich sie anzuvertrauen wage. Unsere Männer, Sie wissen es, sind es leider in dieser Zeit nicht — —"

„Ohne Bedenken, meine Gnädige!" unterbrach sie der Hauptmann: „Jede Stunde bin ich bereit und freudig, Ihre Befehle zu erfüllen. Gebe der Himmel, daß mein Geschäft morgen schnell und glücklich von statten gehe, und ich Abends wieder hier sein könne! Wer, wenn die Frage erlaubt sein mag, ist die Verfolgte? und warum flüchtet sie?"

„Das wird Ihnen die Verfolgte selber anvertrauen, sobald sie sich in Sicherheit weiß. Sie ist und heißt Fräulein Pauline von Stetten. Doch muß ich Ihnen sagen, junger Herr, die Dame ist weder sehr jung, noch sehr schön; vielleicht ein paar Jahre älter, oder jünger, als ich selbst. Sie wird von einer Dienerin und einer Freundin begleitet. Die Letztere leidet unglücklicherweise an einer häßlichen Krankheit. Aber Fräulein Pauline will sich von der armen Person nicht trennen; und diese will lieber sterben, als sich von ihrem Schutzengel scheiden lassen und zurückbleiben. Sie hat, muß ich Ihnen sagen, einen furchtbaren Krebsschaden im Gesicht und dadurch, denken Sie sich das Elend! schon eins der Augen so gut, als verloren. — Wie ist's? Verlieren Sie noch nicht den Muth?"

„Durchaus nicht, gnädige Frau. Sie haben mir des Guten so unendlich viel erwiesen, daß noch Alles zu wenig ist, was Sie von mir fordern. Sie haben Recht; es sind gefährliche, unsichere Zeiten. Gebe nur der Himmel, daß ich morgen . . . Wie aber, wenn ich durch irgend ein böses Verhängniß verhindert werden sollte, morgen oder übermorgen — — —"

„Wie, mein tapferer Ritter, blasen Sie schon zum Rückzug, nun Sie hören, daß die Ihrem Schutz und Schirm empfohlene Dame nicht mehr ganz jung, und deren Freundin übel krank ist? Ich weiß freilich, für Herren, wie Sie, ist es keine geringe Plage,

tagelang, als Cavaliere servente, sich mit mehrern Frauenzimmern zugleich, in der Welt herumzuschleppen. Allein — —"

„Verstehen Sie mich wohl, gnädige Frau. Ich dachte in dem Augenblick nur daran, daß ich, wie gesagt, von einem frühern Gelübde gefesselt sei; daß ich in der Gewalt von Zufälligkeiten stehe. Aber nur Gefangenschaft, oder Tod, sollen mich hindern, Ihnen mein Wort zu erfüllen."

„Sie fürchten viel zu schreckliche Hindernisse, lieber Hauptmann. Ich vertraue Ihnen mit vollem Herzen. Bis zu Ihrer Rückkunft ins Schloß soll auch für die nöthigen Transportmittel gesorgt sein, was eben jetzt keine leichte Sache sein wird. Die Franzosen haben unsere wenigen Rosse in Beschlag genommen, fast sämmtliche, welche man in diesen Thälern besitzt. Doch was mir nicht gelingt, wird, hoff' ich, dem Pater Gregorius möglich werden."

„Also ist er bei der Angelegenheit ebenfalls im Spiel? Er ließ diesen Morgen einige Worte fallen, die darauf hindeuteten; erklärte sie mir jedoch nicht deutlicher."

„Warum that er's nicht?" erwiederte Frau von Castelberg: „Er selbst ist sogar der, welcher zuerst den Gedanken auf Sie lenkte, obgleich Fräulein Pauline Bedenken trug, und es sogar ein wenig unschicklich fand, sich den Händen eines jungen Herrn Ihres Gleichen anzuvertrauen. Sie müssen diese Schüchternheit wohl einer Unvermählten verzeihen," setzte Frau von Castelberg lächelnd hinzu: „aber sie lernt nun ebenfalls aus der Noth eine Tugend machen. — Worüber sinnen Sie?"

„Nur eine Bitte, gnädige Frau: eine dringende, flehentliche! Hab' ich in meiner Krankheit von Ihnen und dem jungen Frauenzimmer in Trauerkleidern bloß geträumt? Es ist unmöglich; die Erscheinung dünkt mich viel zu hell! Und heut wieder, diesen Morgen, sah ich, doch in anderer Gestalt, beinah ein ähnliches Gesicht. Es gehörte einer jungen Bäuerin an. Ich erkannt' es

etwas unbestimmt nur aus der Ferne. Ich beschwöre Sie, seien Sie lieb und gut; helfen Sie mir aus dem wirschen Traum!"

„Wenn es ein angenehmer war, lieber Hauptmann, wär' es ja recht grausam, ihn zu vernichten; und war er unangenehm, so könnt' ich's mit bestem Willen nicht. Das Gesicht, welches Sie heute sahen, ist mir leider so unbekannt, als Ihre Vision im Fieber."

„Pater Gregorius sah das Mädchen auch und schien dabei, wie mir's vorkam, verlegen."

„Wirklich? Mit wem hier hätte die Traumgestalt, oder die Bäuerin, etwa Aehnlichkeit?"

„Hier mit Niemandem, aber mit einer Dame in Wien, mit einem — — — nein, ich fühle selbst, es ist Unmöglichkeit! Und doch so arg kann mich die Fantasie nicht äffen."

Je länger Flavian im Vermuthen, Zweifeln, Betheuern und Widerlegen fortfuhr, je höher spannte er Neugier, oder Wißbegier, der Frau Landrichterin. Sie ruhete auch nicht, ihn so lange und mit allem Aufwand weiblicher Schlauheit und Theilnahme auszuhorchen, bis sie über die schöne Elfriede vollkommen unterrichtet war, die er eben so lebhaft zu hassen, als zu lieben schien. Er sprach mit Begeisterung und zugleich mit bitterer Verachtung, während er aufmerksam dabei Miene und Ton der Zuhörerin belauschte. Doch überzeugte er sich, daß Frau von Castelberg durchaus der Hauptperson seiner Erzählung fremd sei. Zuweilen lachte sie, über den Widerspruch in seinen Gefühlen laut auf; verrieth aber mehr Theilnahme an ihm, als an dem jungen, stolzen Mädchen, das ihn, oder in dem er sich selbst getäuscht hatte.

Das Gespräch dauerte spät in die Nacht fort. Als er in sein Zimmer zurückkehrte, fand er keinen Schlaf. Die wachgewordenen Erinnerungen, der Gedanke an die Befreiung der Gefangenen, die Unruhe wegen Uli Goins Abwesenheit, die zur Pflicht gewor-

dene Begleiterschaft der ihm empfohlenen Frauenzimmer, scheuchten allen Schlummer von seinen Augen. Erst gegen Morgen verlor er sich in unerquickliches Träumen.

33.

Befürchtungen aller Art.

Anhaltendes, immer stärkeres Pochen an der Thür weckte ihn. Er erschrak, als ihm die Uhr sagte, wie Mittag schon nahe sei. Er gedachte Uli Goins und der Gefangenen; warf sich hastig in die Kleider, und zürnte auf sich selber, vielleicht schon den wichtigsten Augenblick für das Gelingen seines Retterwerks versäumt zu haben. Statt Uli Goins trat wieder, als er das Zimmer öffnete, der Platzkommandant herein, der seine Zudringlichkeit entschuldigte, und sich über Flavians gesunden, langen Schlaf verwunderte.

„Alle Welt ist auf den Beinen! Im Flecken draußen wimmelt es von Menschen, wie an einem Jahrmarkt!“ rief er: „Mir fängt der Zusammenlauf an, verdächtig zu werden.“

„Sind die Gefangenen schon abgeführt?“ fragte Flavian hastig, indem er seinen Anzug eilfertig vollendete.

„Sie wissen also nicht, daß man sich schlägt? Sacre bleu! Die Kaiserlichen haben wirklich angegriffen. Seit Tagesanbruch hört man Kanonenschall aus der Ferne, von Chur her, oder vom Luziensteig. Er währt ununterbrochen fort, bald heftiger, bald schwächer. Sacre bleu! daß wir Andern zwischen Felsen hier sitzen bleiben müssen und nicht dabei sein dürfen!“

„Aber, Kapitän, die Gefangenen! sind sie schon unterwegs nach Chur? Rufen Sie sie zurück!“

„Nicht nöthig, Bürger Prevost, was denken Sie von mir?

Ich habe sie in Verwahrung behalten. Ihr Rath gestern war klug. Als mir in der Morgenfrühe von den Wachtposten Meldung geschah, man vernehme von weitem Batteriefeuer, begab ich mich selbst auf die Höhe, und überzeugte mich. Stracks ertheilt' ich Gegenbefehl. Die Gefangenen bleiben, wo sie sind."

Flavian athmete tief auf, sich eines herben Vorwurfs entladen zu wissen. Er freute sich, nicht nur, daß des alten Daniffers Verlangen befriedigt worden war, sondern auch, daß er seiner Wirthin die angenehme Nachricht bringen könne, bei ihr zu verweilen, bis sie selber die Abreise bestimmen würde. Scherzend wandte er sich nun an den Kommandanten, der das Zimmer nachdenklich mit langsamen Schritten maß und Flüche zwischen den Zähnen murmelte: „Lustig, mein Kapitän, warum so ernsthaft? Man spielt zu neuen Siegen auf am Luziensteig; kommen Sie, wir tanzen eins dazu!"

„Sehen Sie, Freund," sagte der Kommandant, und schüttelte ärgerlich den Kopf: „wir sind, wie ich schon oft gesagt habe, von erztückischen Verräthern umringt. Das Bauernvolk wußte schon Tage lang vorher den heutigen Angriff. Nun streckt draußen Alles die Hälse lang auf, spitzt die Ohren, und lauert. Warum läuft das Gesindel jetzt aus allen Schlupfwinkeln und Berglöchern hier im Ort zusammen? Käme Nachricht, die Unsrigen zögen sich zurück, ich wette, der Teufel wäre sogleich von der Kette los, und wir hätten wüste Arbeit mit ihm. Deswegen komm' ich eigentlich zu Ihnen. Meine Mannschaft ist auf den Beinen. Ich erwarte die Ankunft des Detaschements von Sedrun. Ich ziehe sie wieder an mich. Wir können keinen Mann entbehren, am wenigsten einen Mann, wie Sie, Bürger. Sie haben sich dem General Loison, freilich nur als Freiwilliger, angeschlossen. Ich bitte und hoffe, Sie werden mit mir treu und entschlossen zusammenhalten; werden Ihrem Vaterlande und der Republik ferner dienen wollen.

Sie verstehen das hiesige Kauderwelsch, und sind allein im Stande, mir zu sagen, was vorgeht, was etwa die Bauern im Schilde führen?"

„Mit Vergnügen, Kapitän, wenn ich's erfahre; denn noch weiß ich von Allem nichts, als was Sie mir eben anzeigen. Ich werde mich erkundigen; aber mit nöthiger Behutsamkeit. Denn — — —"

„Versteht sich, Bürger Prevost! Sie sind ein Mann von Kopf und Herz."

„Es ist unentbehrlich, daß mir auch die Bauern ganz trauen."

„Versteht sich! Sie selber sind Bündner. Man traut Ihnen."

„Deshalb darf ich keinen Argwohn wecken, ich sei mit Ihnen, oder irgend einem Franzosen, im Einverständniß. Also bleiben wir von nun an einander scheinbar entfernt, und gehen Beide, ohne Miene zu verziehen, an uns vorüber, wenn wir einander auf der Straße begegnen. Reden Sie mich nirgends an. Falls Gefahr droht, sollen Sie, was ich erfahren, hören."

„Einverstanden. Dabei bleibt's! Machen Sie sich auf; lauschen Sie umher. Die Menschen stehen da und dort truppweise, im Dorfe, oder außer demselben, beisammen, mit geheimnißvollem Geberdenspiel. Sie zischeln und blinzeln einander nur mit den Augen zu. Der Eine preßt die Lippen zusammen, als hielt er einen Laut zurück, der ihn verrathen möchte; der Andere ballt die Fäuste; der Dritte sieht scheu um sich; der Vierte stampft mit den Füßen. Was soll das heißen? Es ist etwas im Werke. Aber ich bin schlagfertig. Sacre bleu! der Erste, der sich rührt, ich lasse ihn auf der Stelle füsiliren.

„Keine Uebereilung, Kapitän! Auch gegen meine Landsleute hab' ich Pflichten. Vergießen Sie unbesonnener Weise einen Tropfen Bluts meiner Mitbürger, so gehör' ich zu Ihren Gegnern."

„Allons donc!“ rief der Kommandant, mit einem Ton, als wollt' er den Eindruck seiner letzten Worte verwischen, oder, als halt' er Flavians Drohung für unzeitigen Scherz.

„Nein, Kapitän, nehmen Sie die Warnung nicht leicht auf. Beginnen Sie kein Unheil, es könnte Ihnen verlornes Spiel machen!“

„Gut, gut!“ erwiederte der Kommandant: „Wir verstehen uns. Es bleibt bei der Abrede. Ich gehe zu meinen Leuten. Rapportiren Sie mir bald.“

Damit entfernte er sich.

Flavian stand nach diesem Besuche lange, mit verschränkten Armen, da, und übersann die seltsame, zweiseitige und zweideutige Lage, in die er durch den frommen Eifer gerathen war, überall pflichtgemäß zu handeln. Des Vaterlands bedrohte Unabhängigkeit und Freiheit aus der Gewalt Oesterreichs und aus der rohen Willkür einer rachsüchtigen Partei zu erlösen, hatte er sich den republikanischen Brigaden Frankreichs angeschlossen; und ward inmitten derselben, als ein Verdächtiger, nach Bünden geführt. Die Ermordung eines französischen Kriegsgefangenen zu verhüten, hatte er sich der Raserei des blutdürstigen Pöbels furchtlos entgegengeworfen; und ward verwundet, zertreten, mißhandelt, dem Tod nahe gebracht. Von Bündnern jetzt, als Landsmann, mit Vertrauen aufgenommen; von Franzosen wie einer der Ihrigen angesehen, stand er zwischen beiden; von beiden als Gehülf' oder Werkzeug, angesprochen. Indem er die kaltblütige Grausamkeit des Platzkommandanten eben so sehr, als die Gräuel eines zügellosen Volks verabscheute, sah er von der einen, wie von der andern Seite Gefahr, weil er, welcher Partei er sich zuwenden mochte, in den Augen der entgegengesetzten, als feiger Achselträger erscheinen mußte.

„Hab' ich denn unredlich gethan? Mein Gewissen spricht mich

frei!" dachte er bei sich: „Oder unklug gehandelt? Ich erkenn' es nirgends, es sei denn der erste Schritt, mit dem ich zum General Loison ging. Aber konnt' ich von dem, was ich aus Liebe und Pflicht für das unterdrückte Vaterland wagte, die ganze Verkettung der Folgen vorauswissen? Ich habe mich nun einmal in den furchtbaren Strom der Schicksale mit Entschlossenheit hineingeworfen; jetzt schlagen die Wogen über mir zusammen und wälzen mich Ohnmächtigen mit sich. Ich kann für meine besten Zwecke nichts leisten. Und den Rasereien beider Parteien dienen mag ich nicht, darf ich nicht. Eins aber, Flavian, ist für dich hier zu lernen! Laß nach dem weisen Rath des Benediktiners deine Weltverbesserungsträume für immer fahren! Der Flügelschlag einer Mücke, oder auch eines Adlers, meistert die stürmischen Bewegungen eines Orkans nicht. Der rechte Reformator ist Gott in seinen Verhängnissen über die Völker. Trotze dem Schicksal nicht verwegen deine Rolle im Leben ab; sondern begnüge dich mit der, die es gibt; und die spiele mannhaft und gut. Mag doch die Menschenmasse sich im Schlamm ihrer Gelüste und Vernunftlosigkeiten herumwälzen und abquälen: folge du fest und still deinen heiligen Urbildern des Guten. Ueber alles Andere laß den walten, der über Alles waltet."

„Das will ich!" rief Flavian mit lauter Stimme. In sich beruhigt verließ er das Schloß und begab sich in den nahegelegenen Flecken von Disentis.

Hier fand er allerdings eine ungewöhnliche Menge Menschen müßig und zerstreut umherstehen, die von allen Seiten durch frische Ankömmlinge vermehrt ward. Doch schien sie mehr durch Neugier, wegen des fernen Schlachtdonners, denn in anderer Absicht versammelt zu sein. Er unterhielt sich mit Einem und dem Andern; forschte auch, aber vergeblich, dem Uli-Goin nach; begab sich, eben so vergeblich, zum Gefängniß Malariva's und Daniffers,

weil Niemand Einlaß erhielt, und zahlreiche Bewachung da stand. Als er endlich, nicht minder fruchtlos, in der Abtei den Pater Gregorius aufgesucht hatte, ging er zur Frau von Castelberg heim, die sich seines Bleibens im Schlosse freute, weil sie, wie Kapitän Salomon, vom Erscheinen so vieler Landleute in Disentis Böses argwohnte.

34.

Der erste Maitag.

Unverhofft, als er Nachmittags schreibend im Zimmer saß, trat Uli Goin heiter grüßend ein.

„Du da?" rief ihm Flavian entgegen: „In welchen Kneipen lungerst du umher? Ich habe dir seit gestern aller Orten nachgeforscht, und jetzt noch viel mit dir abzureden."

„Ich mit Euch auch, Herr Hauptmann! Ist Euer Säbel gewetzt, so schnallt ihn nur um; denn Ziel und Bolzen sind jetzt nah beisammen. Ich bin vorausgelaufen, Euch's zu melden und, denk' ich, bin guten Botenlohns werth. Macht Euch also fertig. Alle Donner! Der Wolf sitzt im Garn, und seine Kameraden müssen auch daran."

„Laß dein Geschwätz und höre, Uli! Unser armer, alter Gilg Daniffer ist von den Soldaten gefangen und im Kerker!"

„Ich weiß, Herr Hauptmann; aber man bringt schon die Schlüssel herbei; die besten vom Meister Büchsenschmied. Dem Gilg soll man kein Haar anrühren. Er kann noch heut, wenn er will, in seiner Kühweide spazieren gehen."

„Ich versteh' dich durchaus nicht. Was hast du zu sagen?"

„Nichts, als daß wir, gottlob, wieder Meister im eigenen Hause sind. Wir haben in Tavetsch alle Franzosen gefangen ge=

nommen; gefangen ohne Schwertstreich, sag' ich Euch! Man bringt sie nach Disentis und in einer halben Stunde sind sie hier."

Erschrocken fuhr Flavian, bei dieser Nachricht, vom Stuhl auf und rief: „Ums Himmels Willen, was treibt Ihr, Menschenkinder?"

„He!" erwiederte Uli lachend: „Wißt Ihr denn nicht, heut ist erster Maitag? Die Oesterreicher sind beim Luziensteig tapfer ans Werk gegangen; und wir hier nicht faul. Wenn der Stein umläuft, muß man schleifen. Also fort mit den Franzosen, zum Land hinaus mit dem Diebsvolk, vor dem keine Schwarte im Rauchfang sicher hängt!"

„Was ist geschehen? Setz' dich. Erzähle der Ordnung nach."

„Nun, ich kann den Sessel so gut ertragen mit meinen zwei müden Beinen, wie er mich mit seinen vieren," sagte Uli, warf sich breit in einen Stuhl und streckte die Füße behaglich von sich: „Also der Ordnung nach! Gestern macht' ich mich auf, nach Verabredung, ins Tavetsch. Ich sagt' Euch nichts. Das Hemd selber durfte nicht wissen, wohin der Rock ging. Wir hielten uns, wie Ihr wohl denken könnt, dort mausestill; Franzosenohren merken es auf der Stelle, wo ein Maulwurf im Boden scharrt. Endlich rückten die braven Kerls von Camot an: Alle baumstark; gute Schützen; Alle mit geladenen Jagdbüchsen gewaffnet. Herr, es war eine Freude zu sehen! Nun wir Andern aus unserm Loch hinaus, und zu ihnen; und dann unserer vierzig in Reih und Glied, gegen das Wirthshaus! Drinnen saß der Monsieur Lieutenant, oder was er sein mag, recht seelenvergnügt beim Mittagsessen, und ließ sich nicht einfallen, daß wir ihm Senf zum Braten brächten. Also drei Mann hinein; voran der schwarze Rigis ab der Selver Weide, der vor Zeiten in französischen Diensten gestanden ist, und noch ein paar Löffel Welsches im Mund behalten hat.

Der Offizier ward gefangen. Zwar wollt' er sich anfangs sträuben, wie ein Dachs; aber, alle Donner! ein paar Kolbenstöße schüttelten ihm den Verstand auf, und er machte ein Gesicht, wie die Kuh auf eine Erdbeere."

„Und die Soldaten, Uli, die Soldaten ließen ihren Offizier im Stich?"

„Herr, wer den Bock an den Hörnern hält, dem folgen die Geißen. Der schwarze Rigis machte kurze Sprünge, forderte den Offizier auf, seine Mannschaft zusammen zu trommeln, und zu beordern, ohne Widerstand das Gewehr zu strecken. Schon war das ganze Dorf auf den Beinen; auch das Dutzend Soldaten unter Gewehr. Der Offizier mußte vor. Da stand er ohne Hut und Degen, und predigte seinen Leuten, es sei mit ihnen Matthäi am letzten. Die machten andächtige Augen dazu, wie arme Sünder vor dem Galgen. Als er aber kommandirte: streckt's Gewehr! hoben die Kerls Lärmen an und thaten wie die Katzen im Hornung. Indessen hatten wir sie gar freundschaftlich umringt, vorn und hinten; und wie wir sie in die Mündung unserer Flintenläufe schauen ließen, sahen sie die Sache vollkommen richtig ein. Sie gaben also Gewehre, Habersäcke und Patrontaschen ab, wie ein geduldiges Schäflein die Wolle. Jetzt ist der Zug unterwegs hieher. Nun aber geht der Tanz in Disentis an. Also, Herr Hauptmann, schnallt den Sarras um. Es soll über die Franzosen hergehen, gleich Hagel über die Halme."

Flavian, anfangs in ziemlicher Bestürzung, faßte sich bald. Der Aufruhr war ausgebrochen. Er ließ sich nicht mehr hindern; wohl aber größeres Unheil, welches dem vermessenen Wagstück noch folgen konnte. Er nahm zwei neue Pistolen aus dem Schrank, die er erst angekauft hatte, und lud sie. „Klüger wäre gewesen," sagte er: „Ihr hättet Nachricht abgewartet, wie der Ausgang des heutigen Gefechts am Luziensteig sei. Dort wird, und nicht

von Euch hier, die große Sache entschieden. Siegt der Kaiser, wohlan, dann aufgeräumt in allen Winkeln, damit Erzherzog Karl keine Zeit zur Verfolgung seiner Siege verliere. Behauptet aber der Franzos die Schanzen: dann habt ihr Leute schlechtes Trinkgeld zu hoffen."

„Gar recht," erwiederte Uli Goin: „bei uns im Kriegsrath waren auch Leute, die Haare auf den Zähnen hatten, Euerer Meinung. Alle Donner! mir wär's gleich gewesen, heut oder morgen. Aber hab' ich's Euch nicht schon gesagt? Oberst St. Julien, vom Regiment Neugebauer, hatte durch seinen verkleideten Adjutanten Ordre für den ersten Maitag geschickt, und, versteht sich, beim Militär heißt's: Pariren, nicht Räsonniren! Wir machen den Oesterreichern draußen in jedem Fall das Spiel leicht, wenn die Franzmänner vorn zerbissen und hinten zerrissen werden. Also, frisch gewagt ist halb gewonnen! Haar aus, oder Garaus."

Hier ward der Redner durch Eintritt der Frau von Castelberg unterbrochen. Sie schwankte bleich durch die Thür, wandte sich gegen Flavian, ergriff seine Hand und stammelte zitternd: „Lieber Hauptmann, verlassen Sie das Schloß nicht; verlassen Sie mich nicht! Es ist Aufruhr aller Enden! Ihr Todfeind steht an der Spitze der bewaffneten Volkshaufen und sucht Sie. Mir ahnet entsetzliches Unglück, wie ich noch kein größeres erlebte."

Flavian bemühte sich, die Halbohnmächtige zu beruhigen, und führte sie zum Sofa. „Warum ängstigen Sie sich, gnädige Frau?" tröstete er: „Es sind Bündner; es sind unsere Landsleute, die sich gegen fremde Gewaltthäter auflehnen. Sie und das Schloß stehen im sichern Schutz Ihres Volks. Noch weniger ist in diesem Augenblick von der französischen Besatzung zu fürchten, die keinen Widerstand leisten kann, und sich zurückziehen wird."

„In diesem Augenblick wohl!" erwiederte die bange Frau: „Aber wenn die feindlichen Würgerbanden dann zurückkehren!" —

In diesem Augenblick droht meiner Person freilich keine Gefahr; aber Ihnen die größte! Wagen Sie keinen Schritt über die Schwelle dieses Hauses. Ihr Todfeind lauert."

„Welcher Todfeind?" fragte Prevost kopfschüttelnd: „Ich habe, meines Wissens, dergleichen keinen in der ganzen Gotteswelt. Oder wollen Sie mir ihn nennen?" —

„Ich kenn' ihn nicht; weiß seinen Namen nicht; aber nehmen Sie dies Blatt; lesen Sie selbst!" sagte Frau von Castelberg, und reichte ihm ein erbrochenes Briefchen. Es standen darin, mit weiblicher Handschrift, die wenigen Zeilen: „Leben Sie wohl, liebe Freundin, denn ich begebe mich, unter sicherm Geleit, welches mir der Herr Abt verleiht, sogleich nach Jlanz, um dem Sturm zu entkommen. Gott weiß, was aus mir werden soll! So eben noch sagt mir der Herr Dekan Basilius Veith, die Bauern hätten das Gefängniß erbrochen, und, unter andern Gefangenen, den Grafen Malariva befreit, der den Volksaufstand gestiftet hat. Er sei des Herrn Prevost Todfeind. Verbergen Sie Ihren unglückseligen Gast. Leben Sie wohl. P. v. St."

Flavian hatte sich, während des Lesens, verfärbt; und stumm betrachtete er das Papier von allen Seiten. Es war Pauline von Stetten unterzeichnet. Was wußte die von seinem Verhältniß zum Grafen? Uli Goin, der im Gesicht seines Gönners einen Ausdruck des Schreckens, oder Erstaunens, wahrgenommen hatte, trat zu ihm und rief: „Ich wittere Unrath! Was für eine Spinne läuft Euch über die Haut? Redet doch, Herr Hauptmann! Todfeind? Wer ist der Kerl? Der Platzkommandant? Beim Donner! Ich nagle ihn ans Schloßthor, wie eine Nachteule."

„Sei ruhig, Uli," erwiederte Prevost, und fing von neuem an, den Brief Wort um Wort zu durchlesen: „Es ist nur vom Malariva die Rede."

„Alle Donner!" schrie Uli Goin: „Ist der Marder schon

wieder in unserm Hühnerstall? Dem zermalm' ich den Schädel! Man hat mir gesagt, ein österreichischer Offizier, der Adjutant des Obersten St. Julien, säße mit Daniffer im Käfig, aber kein Graf. Laßt mich sorgen. Ist er's, — nun, beim Donner, dann back' ich ihm sein Brod, und fiele mir drüber der Ofen ein; denn wohin der kömmt, legt er Schlangeneier."

„Still, Uli!" redete ihn Flavian seitwärts an: „Beleidige den Grafen nicht. Ich weiß, daß er in Disentis ist; habe ihn gesprochen; wir sind versöhnt."

„Hm!" brummte der Tavetscher: „Da sind Binz und Benz auf einander getroffen. Aber Herr, Ihr gehört mit ihm nicht in gleiche Zunft. Nehmt ehrlichen Rath an, und hütet Euch vor dem Judas. Vorn küßt er Euch, und hinten setzt er Euch den Teufel in den Nacken."

Ohne auf ihn zu hören, richtete Flavian an Frau von Castelberg, der er das Papier zurückgab, die Frage: „Dürfen Sie mir sagen, wer diese Zeilen geschrieben hat?"

Sie antwortete: „Eine gute Freundin, — — — ich darf es Ihnen vertrauen; Fräulein von Stetten; die arme Pauline, die Sie begleiten werden, und die eben deswegen, wie um sich selbst, für Sie bekümmert ist."

Flavian schüttelte verwundert den Kopf, und entgegnete: „Gnädige Frau! Woher weiß diese Fremde von mir?"

„Weil ich's ihr gesagt habe, daß Sie die Güte haben werden, sie, auf der Reise, in Ihren Schutz zu nehmen."

„Aber woher kennt sie den Malariva? und warum nennt sie ihn meinen Todfeind?"

„Ohne Zweifel kennt man ihn im Kloster. Dekan Basilius hat, scheint es, dem Fräulein von ihm gesprochen; denn er brachte ihr ja die Nachricht von seiner Befreiung aus der Gefangenschaft. Die Herren im Kloster sind von den Welthändeln besser unter-

richtet, als man sich einbilden sollte. Darum beschwör' ich Sie, folgen Sie der Warnung. Verlassen Sie das Schloß nicht."

Flavian blieb nachdenkend und unschlüssig; dann sagte er: „Erlauben Sie, daß ich selbst ins Kloster gehe. In wenigen Minuten bin ich zurück." — Und welche Mühe sich die sorgenvolle Frau geben mochte, ihn von diesem Gang abzuhalten: er beharrte auf seinem Vorsatz.

35

Der Aufruhr.

Geschrei von tausend Menschenstimmen, vermischt mit Flintenschüssen, scholl vom Innern des Fleckens Disentis her. Die hohen Mauern der Abtei, die benachbarten Felsen, die fernen Berge wiederholten das Getöse. Ein dichtes, dunkles, in sich bewegtes Gedräng unzählbaren Volks füllte und verrammelte die Straßen in der Nähe von Kapitän Salomons Wohnung; und aus dem Getümmel ragte ein Wald von Spießen, Flinten, Morgensternen und Waffen aller Art und Kunst auf.

Prevost verdoppelte die Schritte. Uli Goin lief ihm in langen Sprüngen nach. Der hatte aus einem zerfallenen Hage den kernhaftesten Zaunpfahl gerissen, den er nun in der herkulischen Faust, wie eine leichte Weidenruthe, lustig um den Kopf schwang: „Ist's nicht Sünd' und Schande," rief er: „einen ehemaligen kaiserlichen Soldaten, wie mich, mit dergleichen faulem Zahnstocher laufen zu sehen? Ich tausche mir damit aber wohl von einem Franzmann das schönste Gewehr aus. Hussah! Herzblut muß Trumpf sein!"

„Schweig, du Kanibale!" murrte Flavian unwillig: „Bahnen wir uns nur Weg durchs Gewühl, Unglück zu verhüten, wenn es nicht zu spät ist."

Quer über die mit gaffenden und horchenden Menschenhaufen angefüllte Gasse war die Kompagnie französischer Soldaten in zwei Doppelreihen aufgestellt, die links und rechts dem Volksgedräng entgegenstanden. Zwischen beiden Reihen blieb ein geräumiger Platz, auf welchem einige Landleute mit dem Kapitän Salomon standen. Unter denselben erblickte Flavian auch den hervorragenden Gilg Danisser; und, mit dem Kapitän unterhandelnd, den verkleideten Grafen Malariva.

„Scheert Euch zum Teufel!“ schrie der Platzkommandant, mit Augen, vom Zorn funkelnd: „Bildet Ihr Euch ein, daß Franzosen vor Pöbel Gewehr strecken? Ehre ist mehr, denn Leben. Also, mein Herr, verlieren Sie keine Worte. Sie sagen, ich sei übermannt. Die Prahlerei hat erst Sinn, wenn wir Kugeln und Bajonette verbraucht haben. Vorher nicht! Ich will kein Blut vergießen; darum ist Alles, was ich ohne Verantwortung geben darf, mein Ehrenwort; ich werde mich von Disentis friedlich zurückziehen, ohne wegen des Aufruhrs Rache zu nehmen. Wollen Sie das nicht, Sacre bleu! so wird Sturmmarsch geschlagen, und mit gefälltem Bajonet bahn' ich mir meine Straße durch die Bauern da.“

„Herr Kommandant,“ entgegnete der Graf: „in dem Fall wird kein Gebein der Franzosen lebendig von hinnen kommen; das schwör' ich Ihnen. Sie haben hier mit Männern des Gebirgs zu schaffen, die sich nicht durch Knallen Ihrer Flinten aus einander stäuben lassen. Mäßigen Sie daher Ihre Hitze ein wenig, Ihre Großthuereien und Drohungen schrecken nicht mehr. Ein Wink meines Fingers, und in fünf Minuten lebt kein Franzose mehr. Würdigen Sie Ihre Lage mit kaltem Blute! Auch ich möchte Menschenleben schonen. Nur mit Mühe halt' ich das wüthende Volk zurück. Ich bin Ihr Gefangener gewesen; Sie haben mich unehrenhaft behandelt. Sie hatten mich dem Tode geweiht;

läugnen Sie nicht! Heute sind Sie mein Gefangener. Ich möchte Ihnen beweisen, daß der Deutsche edelherziger denkt, als der Franzose. Ich möchte Ihr Leben retten. Also ergeben Sie sich. Strecken Sie das Gewehr. Ich verspreche Ihnen anständige Behandlung, wie Kriegsgefangenen gebührt."

„Sacre bleu! mir das bieten!" schrie der Kapitän: „Fort auf der Stelle! Wozu viel Federlesens. — He, Tambour, aufgepaßt. Wenn ich winke, Sturmmarsch!"

„Halt!" rief Flavian, der sich jetzt gegen die Linie der Soldaten drängte, die ihn mit vorgehaltenem Gewehr abwiesen: „Kommandant, befehlen Sie, daß man mich in den Kreis lasse."

Kapitän Salomon drehte das wilddüstere Gesicht der Gegend zu, von wannen der Ruf scholl, und sobald er seinen Mann erkannte, sprang er herbei, ergriff ihn bei der Hand, und führte ihn in den Kreis der Unterhändler.

„Holla, braver Bursch, bist du es?" jauchzte Daniffer, und klopfte freundlich, wie mit schwerer Eisenfaust, Flavians Schulter: „Juchhei, jetzt wollen wir mit unsern Kerkermeistern Kehraus machen. Wenn ich auch kein Wort von Allem verstehe, was er wälscht, glaub' ich doch, der Zetterkerl spreizt und sträubt sich noch, wie ein Huhn, das man zur Küche trägt. Sag' ihm, er solle mit den Flausen ein Ende machen, und sich auf Gnad' und Ungnade ergeben."

Flavian wandte sich zuerst an den Grafen Malariva, führte ihn auf die Seite, und sagte: „Wollen Sie Mörderei beginnen? Wissen Sie, wie die Sachen am Luziensteig stehen? Noch ist dort nichts entschieden. Schon ist es spät am Tage; aber die Kanonenschüsse zogen noch immer gar dumpf durch die Luft, und aus gleichweiter Entfernung herüber. Ich fürchte, den kaiserlichen Truppen ist's nicht ganz gelungen. Behaupten sich die Franzosen: so hätten wir hier gefährliches Spiel getrieben, und morgen könnten

wir wieder ein paar Bataillone des Feindes in Ilanz und Disentis sehen. Dies Landvolk, von Verzweiflung und Siegeshoffnung, wie Flugsand, zusammengeweht, würde im panischen Schrecken eben so plötzlich wieder aus einander stieben; glauben Sie mir, um die eigene Haut zu retten, Sie, als Urheber des ganzen Unglücks, zuerst an die Franzosen verrathen, Sie zuerst ausliefern."

„Fassen Sie sich kurz, Herr Prevost; was ist Ihr Begehr?"

„Gestern noch, Herr Graf, sucht' ich Sie vom Kriegsgericht und Tode zu retten. Heut warn' ich Sie; rennen Sie nicht zum andernmal blindlings in dieselbe Gefahr."

Graf Malariva, die eine Hand nachläßig am Rücken, mit der andern sich gleichgültig und vornehm um das Kinn spielend, erwiederte: „Ich erinnere mich dankbar Ihres Besuches im Gefängniß und werde nie meine Verpflichtungen vergessen. Doch in diesem Moment handelt es sich um andere Interessen. Gestern ist nicht heut. Jetzt sind die Franzosen meine Gefangenen, und ich bin's, der Gericht hält. Es will mich bedünken, Herr Prevost, Sie haben für diese Franzosen, Ihre lieben Freunde, der Sorge viel zu viel."

„Nein, Herr Graf, sondern für Sie selbst und für meine Landsleute! Ich warne. Verhüten Sie Metzelei. Handeln Sie nicht früher mit Entschiedenheit, bis Sie entschiedene Nachricht vom Ausgang des Gefechts bei Reichenau und am Luziensteig erhalten haben."

„Was sprechen Sie von Metzelei, Herr Prevost? Ich will keine, sobald die Soldaten das Gewehr strecken. Aber der Kommandant da ist ein halsstarriger Tollkopf. Er will nichts hören. Gehen Sie selber und machen Sie ihn auf sein Loos aufmerksam. Vielleicht hat Ihre Beredsamkeit bei dem Narren bessern Erfolg, als die meinige."

„Wenn Sie befehlen, Herr Graf, gern. Doch fordere ich Ihr Versprechen, daß die Kompagnie, wenn sie die Waffen abgelegt hat, anständig behandelt wird; und, weil man eine solche Zahl von Gefangenen unmöglich in Disentis tagelang nähren und bewachen kann, Ihr Ehrenwort, daß man sie entweder dem nächsten österreichischen oder französischen Posten zuführe und übergebe."

Der Graf verbeugte sich, wie zustimmend, mit dem ihm eigenen zweideutigen Lächeln und sagte: „Vollkommen recht! Mehr verlang' ich ja nicht. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Erklären Sie das dem unsinnigen Menschen dort."

Von jedem Andern, nur nicht von dem Italiener, wäre diese Zusage und das Ehrenwort für Flavian genügend gewesen. Der Graf mußte diese Bedingung noch einmal und mit nähern Bestimmungen erklären, mußte sein Wort wiederholt betheuern, eh' Flavian Glauben schenkte. „Könnten Sie treubrüchig werden," sagte er: „dann, Herr Graf, würd' ich der Rächer der Blutschuld sein, die Sie vor Gott und Menschen anklagt. Denn ich weiß und sehe es, Sie sind in diesem Augenblick der Mann, dem das Volk folgt und der daher Alles vermag."

„Aber, mein Theurer," antwortete Jener: „was denken Sie? Ihr Mißtrauen könnte mich fast beleidigen. Wir haben mit einander jetzt gemeinschaftliches Interesse. Ich bin zufrieden, wenn wir die Franzosen kriegsgefangen machen. Morgen sollen die Leute unversehrt abgeführt und, hören Sie wohl zu, nach Chur geführt und ausgeliefert werden. Darauf geb' ich Ihnen Ehrenwort und Handschlag."

Mit dieser Erklärung ging Flavian zum Kapitän Salomon, der indessen etwas ruhiger die Gefahren seiner Lage überdacht hatte. Zwar sträubte er sich, die Waffen abzugeben; doch konnte er nichts gegen Prevost's Vorstellungen einwenden, daß es besser

sei, um diesen Preis die Mannschaft für die Armee zu erhalten, als Waffen und Mannschaft zugleich unerrettbar einzubüßen. Daneben gab Flavian zu bedenken, der Volksaufstand sei nicht auf ein paar Thäler dieser Gegend beschränkt, sondern durchs ganze Hochland in Bewegung. Wenn auch der Kompagnie, fügte er hinzu, wider alle Wahrscheinlichkeit, gelänge, sich hier durchzuschlagen, würden ihn die wüthenden Volkshaufen begleiten; von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal, sich frische Landsturmschaaren ihm in den Weg werfen, so daß der Kommandant zuletzt unfehlbar unterliegen müsse, sei es aus Ermüdung, oder aus Mangel an Munition.

Flüche zwischen den Zähnen, ging der Kommandant mit raschen Schritten her und hin; blieb dann vor dem Vermittler stehen, und sagte, nach einigem Zaudern: „Es sei! So gebe man mir und meinen Leuten sicheres Geleit bis Chur. Ich bin kriegsgefangen. Hier ist nichts anders zu thun!“

Der Vertrag ward zwischen ihm und Malariva wiederholt; dem alten Daniffer in deutscher Sprache erklärt, der sie seinen nächsten Begleitern, und als diese in die Uebergabe-Bedingungen gewilligt hatten, auch mit lauter Stimme in romanischer Sprache dem gesammten Volke kund that. Tobendes Jauchzen und Johlen aus tausend Kehlen verhieß den Beifall der Menge.

Der Kommandant zeigte in kurzer Rede seinen Soldaten das bittere Loos an, welches ihnen beschieden sei; rief den letzten Befehl: „Streckt's Gewehr!“ und mit düsterm Schweigen ward Gehorsam geleistet. Als aber der Graf zu ihm trat und ihm den Degen abforderte, schrie er: „Sacre bleu! Mein Leben ist in Eurer Gewalt, aber meine Ehre nicht; und an Rebellen übergibt kein französischer Offizier seinen Degen!“ Er stieß diesen auf den Boden, zerbrach die Klinge und schleuderte den Degengriff weit von sich.

Inmitten der Unordnung herrschte bei den Landleuten eine Art militärischer Zucht. Die gefangenen Franzosen wurden ins Kloster geführt; eben dahin auch der Kommandant und seine wenigen Offiziere. Man bemächtigte sich des Gepäcks der Kompagnie und ihrer Waffen; aber enthielt sich jeder Mißhandlung der Besiegten.

Nun erst vernahm Flavian, daß schon Blut vor seiner Ankunft vergossen worden, weil Kapitän Salomon sich dem andringenden Landsturm anfangs hartnäckig widersetzt hatte. Es waren von beiden Seiten einige verwundet und getödet, bis die Erscheinung des Grafen, in Begleitung Gilg Daniffers und anderer Vorsteher, Ruhe hergestellt hatte. Flavian begab sich mit dem Zuge der Gefangenen in die Abtei, wo er im Getümmel der Mönche, Soldaten und Bauern, beschäftigt mit den Gefangenen und Verwundeten, seinen anfänglichen Vorsatz vergaß, den Pater Gregorius zu sprechen. Spät kehrte er aus dem Kloster zurück ins Schloß, mit seinem Tagewerk nicht unzufrieden, doch bangen Herzens.

36.

Landsturm-Wirthschaft.

Es war am Morgen des zweiten Maitages. Flavian, früh auf den Füßen, Pistolen im Gürtel des Säbels, eilte wieder zur Abtei, für die Sicherheit der Gefangenen zu wachen. Dann und wann vernahm er wieder den gestrigen dumpfen Hall eines einzelnen Kanonenschusses aus der Ferne, welcher ungewiß ließ, von wannen er rühre? — Unter den Mauern des Klosters stand die Mannschaft des Landsturms schon versammelt und in Rotten abgetheilt; von Rachlust, Religionswuth und Branntwein berauscht; Muttergottes- und Heiligenbilder an Hüten und Kappen;

bunt bewaffnet mit alten Speeren, Morgensternen, Jagdgewehren, eroberten Flinten, Aexten, Mistgabeln, Keulen und Hacken; in ihrer Mitte der trübselige Haufe der Kriegsgefangenen. Graf Malariva befand sich bei einigen Männern im Gespräch, seine Worte mit lebhaftem Spiel der Hände und Arme begleitend.

Sobald er den Schützenhauptmann erblickte, wandt' er sich ihm zu und rief: „Gut, Herr Prevost! Ich habe Sie erwartet. Es fehlt an Offizieren. Leider hör' ich, Sie sind der romanischen Sprache unkundig. Es geht Ihnen wie mir. Wählen Sie selber Ihre Stelle unter den Landesvertheidigern. Uebrigens freuen Sie sich mit mir; Alles geht nach Wunsch. Bleiben Sie mir zur Seite."

„Nein, mir!" rief der riesige Gilg Daniffer: „Der Bursch hat mehr aus der Schule mitgenommen, als ich, und Muth, wie der Teufel. Ich kommandire die Avantgarde. Den lass' ich nicht von der Hand, Herr Graf."

„Sei es!" entgegnete Malariva: „Nun aber Jeder auf seinen Posten und vorwärts!"

Nicht lange darauf setzten sich die Haufen, einer um den andern, in Bewegung und zogen durch den Flecken, unter Freudengeschrei und Angstthränen von Weibern und Kindern, die sich, zum Abschiede von den Ihrigen, in das Getümmel drängten. Auch einige Mönche der Abtei mengten sich noch warnend, belehrend und ermahnend in das Gewühl.

Der Zug war aber kaum begonnen, ward er wieder, indem er am Rathhause vorüberkam, aufgehalten. Hier standen neuangelangte Landsturmrotten aus den benachbarten Hochthälern des Lukmanier und Crispalt. Sie erhoben gräßliches Schreien und Toben, als sie von den Bedingungen hörten, die man den Franzosen bewilligt hatte. Sie widersetzten sich der Kapitulation; wollten nichts von Gnade hören. Umsonst warf sich Malariva

ihnen befehlshaberisch entgegen. Man antwortete ihm mit Flüchen und drohenden Fäusten. Am ungeberdigsten brüllten die wilden Nachbarn des Lukmaniers wider die wehrlosen Unglücklichen. „Haut sie zusammen, die Ketzer!“ schrie die Rotte: „Nieder, nieder mit den Verdammten!“ Die Männer von Disentis aber stämmten sich den Mordsüchtigen entgegen. Zufällig anwesende Mönche des Klosters, Pater Virgilius Wenzein, Domenico da Bogolino und Basilius Veith, warfen sich vor dem Pöbel auf die Kniee; mahnten an christliche Barmherzigkeit, an Ordnung, an des Himmels Strafen und Zorngerichte. Doch selbst gegen die frommen Fürbitter wurden Mordgewehre geschwungen; und nur durch Muth der Ortsvorsteher, denen sich die Menschlichern im Volk anschlossen, wurde der Tumult gestillt und der Marsch, nach langem Stocken, endlich wieder fortgesetzt.

Flavian war indessen an der Spitze der Vorhut mit dem gesprächigen Daniffer vorangegangen. Am grünen Vorsprung des Gebirgs, neben den hohen, bemooseten Felsblöcken, wachten ihm die Erinnerungen an jene lieblichen Erscheinungen wieder auf, welche sich mit den schönsten seines Lebens vermengten. Er glaubte jene anmuthige Gestalt, welche an dieser Stelle gewandelt, müsse ihm noch einmal entgegen wandeln.

Luftig ragten die ewigen Säulen der Alpen vor ihm, deren Silbergipfel Nebelschleier umflatterten. Ihn umfing, mit begeisternder Anmuth und Majestät, ein weites Eden. In den eintönigen Gesang der Wasserfälle mischten sich Erstlingslieder der Vögel, und, von den höhern Auen, melodische Klänge der Heerdenglocken.

Da blieb er plötzlich, in seinen Träumereien gestört, wie eingewurzelt, stehen. Er sah erschrocken mit fragenden Augen seinem Begleiter ins Gesicht; dieser ihm. Man vernahm in nicht großer Ferne hinterwärts einzelne, dann mehrere Flintenschüsse;

darauf lebhaftes Gewehrfeuer, vermischt mit schauderhaftem Gebrüll und Wehgeschrei.

„Halt! Hinter uns gibt's Unheil!“ rief Daniffer: „Sind wir vom Feind überfallen?“

„Kommt!“ schrie Flavian und riß den bestürzten Mann am Arm mit sich fort: „Zurück, eh' das Entsetzlichste vollbracht ist.“

Sie eilten zurück. Doch ehe sie zu den Vordersten des großen Haufens gelangten, war wieder Stille eingetreten. Von Allen, die man befragte, wußte Keiner, was geschehen sei? Jeder rieth anders. Flavian, dem Muthmaßungen nicht genügten, eilte weiter zurück. Da erblickt' er seinen Freund Uli. Der aber kam keuchend, winkte mit der Hand, nicht weiter zu gehen, und nahte sich mit stierem Blick des Grausens.

„Bleibt zurück, Herr Hauptmann!“ ächzte der Herankommende, während er durch klägliche Geberden seinen Jammer und Schreck zu verstehen gab: „Bleibt! Es ist schon Alles zu spät! Die wissen von keinem Kriegsrecht. Nein, sag' ich! Soldaten wollen sie sein? Bluthunde sind es, verdammtes Banditenpack!“

„Wer, Uli?“ fragte Flavian, den bei Uli's Worten ein Schauer überflog; denn so entmuthet hatte er den Beherzten noch nie gesehen: „Sprich aus, das Unglück, was dir die Zunge lähmt.“

„Unglück, Herr? Nein, Herr! Ein Gräuel, Gräuel, der über die Wolken hinaufstinkt. Sie haben mit den Franzosen fertig gemacht, bis auf den letzten Mann; Alles niedergeschossen, niedergehauen, niedergestochen, ohn' Erbarmen. Herr, das Herz kehrte sich mir im Leib um, wie die armen Menschenkinder dalagen am Erdboden, im Blute herumwälzend, zappelnd, sich mit zerschmetterten Köpfen wieder aufrichtend. Und wie sie stöhnten, heulten, röchelten, bis man ihnen mit Flintenkolben und Keulenschlägen den Gnadenstoß gab. So abscheulich geht's nicht am jüngsten Gericht, und selbst nicht in der Hölle zu.“

„Die Unmenschen!“ schrie Flavian und krallte die Finger krampfhaft im Innern der Faust zusammen: „Alle, sagst du, Alle sind gemeuchelmordet? Auch Kapitän Salomon?“

„Mann und Maus, Herr! fünfzig, achtzig, hundert Mann liegen sie da, Leiche über Leiche *), wie Stroh durch einander, wenn gedroschen ist.“

„Wer fing das Mordwerk an? Warum? Hat Malariva befohlen?“

„Nein, Herr Hauptmann. Er wollte, ja, er wollte wehren. Dem Teufel selber mußte ja wohl bei der Blutwirthschaft der Höllenhunde übel werden. Wir waren kaum hundert Schritte aus dem Flecken gegangen, noch nicht weit vom Schlosse, wißt Ihr, wo der Weg am Kirchlein St. Plazid vorbeizieht, — Gott sei mir armen Sünder gnädig! — Jesus Maria und Joseph! An so heiliger Stätte Menschen abschlachten! Dafür gibt's im Himmel und auf Erden keinen Ablaß. Ja wohl, ja wohl, die Sünde geht süß ein, aber bitter aus, sagte mein alter Großvater immer, und hatte Recht.“

„Weiter, weiter!“ unterbrach ihn der Schützenhauptmann ungeduldig.

„Nun, wie gesagt, man hatte da die Franzosen etwas freier laufen lassen. Es war ein jammervoller Zug. Allen lagen die Hände auf den Rücken gebunden. Ein Bündner schnitt aus Mitleid einigen die Stricke entzwei. Die traten dann erst aus dem Zug; standen ruhig da; es war zwischen dem Plazidkirchlein und dem kleinen Wassergraben, wißt Ihr? Dann, hast du nicht, siehst du nicht, sprangen ein paar der Blauröcke über Feld und suchten

---

*) Laut Schreiben des Generals Menard vom 7. Mai, waren in Disentis und Tavetsch überhaupt 112 französische Soldaten umgebracht worden.

ihr Heil in der Flucht. Nun ihnen Einige der Unsern nach und schossen. Die Flüchtlinge stürzten. Das gab Lärm unter den Franzosen; Geschrei und Wuth bei den Bauern. Das Feuer war im Dach. Es fiel Schuß auf Schuß, Schlag auf Schlag. Die Disentiser wollten hindern, waren aber zu schwach. Die Medelser, und zu meiner Schande sag' ich's, auch die Tavetscher fuhren, wie leibhafte Satane, über die Gefangenen her. Da half kein Fluchen, kein Beten. Kommt, Herr Hauptmann. Seht Ihr dahinten? Die Mordbande rückt schon heran. Kommt! Sprecht zu dem Allem kein böses Wort. Wir sind unter Wölfen; wir müssen mitheulen."

„Verflucht sei das Gesindel!" rief Flavian: „Ich habe nicht länger mit ihm zu schaffen, und kehre um, nach Disentis."

„Bei allen Heiligen, Herr, denkt nicht daran! Die Wütheriche haben geschworen, jedem Deserteur die Kugel durch den Kopf zu jagen. Kommt!"

Goin zerrte den widerwilligen Hauptmann bergab, wo ihnen Gilg Daniffer fragend entgegen kam, dem Alles von Neuem erzählt werden mußte. Dieser horchte mit weit aufgerissenen Augen und entfärbtem Gesicht.

„Es hilft Euch nichts, Gilg, daß Ihr aussehet, wie der Tod von Ypern," meinte Goin: „Geschehen ist geschehen. Vorwärts, marsch!"

„Nein!" schrie Daniffer: „Zurück, zurück! Blut will Blut! Sie haben der Hölle den Rachen aufgebrochen, und wir wollen ihretwillen nicht allesammt darin verderben." Nach diesen Worten wandt' er sich plötzlich gegen seine Mannschaft, berichtete, in der Sprache ihres Thals, das Vorgefallene, offenbar in Erwartung, sie zur Rache gegen die Möderrotten zu entflammen. Doch eh' er vollenden konnte, sah man in allen Gesichtern gräßliche Freudigkeit aufgehen, die sich in Jubelgeschrei und Bravogebrüll Luft

machte. Verblüfft staunte der Redner seine Leute an, die nun sofort, ohne Kommando abzuwarten, johlend und mit wildem Gelächter ihren Marsch fortsetzten.

Indessen waren auch die hintern Haufen herangerückt; stimmten in den Jubel der Vorhut ein und vermengten sich mit ihr, in Verwirrung vorwärts trabend. Inmitten des Schwarms sah man den Grafen Malariva; das bleichgelbe Gesicht erdwärts geneigt. Flavian, sobald er seiner ansichtig ward, näherte sich ihm, und fragte: „Aber wohin? Wir haben keine Franzosen mehr nach Chur zu eskortiren.“

„Leider!“ entgegnete der Graf finster und mit leisem Achselzucken: „Bei solchen Menschen gilt kein Gesetz, kein Befehl, kein Gehorsam. Ich möchte viel lieber mit Indianern ins Feld ziehen, als mit diesen Bestien. Indessen hoff' ich, die Schurken werden eben so kaltblütig gegen feindliche Bajonette anstürmen, als sie waffenlose Leute niederhauen. Die Schlächterei bei der Kapelle ist ärgerlich. Indessen ist's vielleicht auch gut, daß sich die Leute erst an Blut gewöhnen, damit sie nicht scheu werden, wenn sie es zum erstenmal auf einem Schlachtfelde sehen.“

Mit einem Seitenblick voll Ekels bemerkte Flavian: „Wie aber steht's mit Ihrem feierlichen Ehrenworte? Sie verhießen dem Kommandanten Salomon sicheres Geleit.“

„Hab' ich's gebrochen, mein Theurer?“ erwiederte Malariva, und verzog die Mienen zum Lächeln: „Der Kommandant ist ja nun in größerer Sicherheit, als wir selber. Es wird ihm heut und morgen wohl noch mehr denn Einer Geleit in die Ewigkeit geben. Mein Bester, das ist Krieg! Es gilt Befreiung Ihres Vaterlandes. Halten Sie sich tapfer. Vielleicht in wenigen Stunden schon stoßen wir auf den Feind.“

„Wie, Graf? Mit diesen ehr- und zuchtvergessenen Horden hoffen Sie, französische Linientruppen — — —“

„Still, Herr Prevost, nicht vorlaut! Es ist wenigstens, könnt' ich mit Fallstaff sagen, Futter für Pulver; und während wir die Franzosen nun bald im Rücken beschäftigen, hat Feldmarschall Hotze nun freie Hand von Bregenz her und Montafun."

„Also hätte der gestrige Tag noch nichts entschieden an den Grenzen?"

„Eigentlich so viel, als nichts. Im Vertrauen, damit Sie heller in die Sache sehen, Landammann Schmid und ich halten diesen Morgen Eilboten mit vorläufigen Nachrichten empfangen. Der Angriff, so trefflich er auch kombinirt war, mißlang am Luziensteig. Während Hotze den Steig von der Stirnseite anfiel, hatte Oberst St. Julien über den Fläscher Berg die Verschanzungen umgangen, um sie zwischen zwei Feuer zu nehmen. Schon war er bis ans Städtchen Maienfeld vorgedrungen, als er, vom rechten Ufer der Landquart her, durch General Chabran, mit Uebermacht bedrängt, in die Berge zurückgeworfen ward. Natürlich, so schlug Alles fehl. St. Julien war zu schwach. Jetzt aber kommen wir zum frischen Tanz. Unserer sind viele Tausende. In dieser Stunde bewegt sich ganz Bünden unter Waffen vorwärts; in dieser Stunde bricht aus allen Thälern des Gebirgs Landsturm. Der Feldmarschall weiß es; macht gleichzeitigen Angriff; morgen sind wir über Chur hinaus; verlassen Sie sich darauf."

Hier wurde der Graf durch einen Boten abgerufen. Prevost wanderte im bunten Troß der Aufruhrbanden dahin. An Flucht war nicht zu denken für ihn. Er selbst fühlte sich, einem Gefangenen gleich.

37.

Der Zug des Aufstandes.

Er ging, wie ein von Gott Verlassener, der zum Richtplatz geführt wird. Das Getöse des Menschenschwalles um ihn her, brausete an seinem Ohr, wie eintöniges Murmeln unruhiger Seewogen. Nur ein einziger Gedanke, als wären alle übrigen erstorben, lebte noch ohne Zusammenhang in seinem Innern: „Wir gehn, und gehn, und fort und fort, wie des Schicksals stumme Drahtpuppen!"

Er genas erst zur Klarheit seiner Vorstellungen, als von hundert Stimmen „Halt! Halt!" geschrien wurde, um den Zuzug anderer bewaffneter Rotten zu erwarten, die von den zerstreuten Hütten auf den Höhen des Kulmattenberges, von Brigels und Ruvis herab, gleich einer gesprengten Heerde, gegen das Thal liefen. Man stand still. Er erkannte zu seiner Linken, inner einer niedern Mauerumgürtung, den Ahorn von Trons, in dessen Schatten vor Jahrhunderten die ersten Stifter des Bundes den Eid der Freiheit schworen. Der hohle, breite Baumstamm streckte auf einer Seite nur noch verdorrte Aeste durch die Luft; aber wunderbar neigte er, mit frischer Lebenskraft grünend, neue Zweige gegen die Kapelle, welche dem Gedächtniß der großen Volksthat geweiht steht. Der edle Stamm schien in sinnbildlicher Weissagung zu verkünden: die alte Welt mit ihrer Indianerfreiheit sei im Absterben; ein anderes, edelfreieres Dasein wolle aus dem Moder des Mittelalters hervorsprießen.

Eben dieser Gedanke, längst sein Liebling, drang, wie ein Sonnenstrahl in die Nacht seines Gemüths. Glauben, Liebe und Hoffnung einer bessern Zukunft richteten sich wieder in ihm auf. Und was er glaubte, liebte und hoffte, schienen Himmel und Erde zuzusagen, als er tief aufathmend über das erweiterte Thalgelände

hinausblickte zwischen den ungeheuern Wölbungen der Gebirgsreihen und den darüber leuchtenden Eisfirnen. In lichtgrünen Abgründen unter ihm, und zwischen weich anschwellenden Hügeln, schmiegten sich kleine Dörfer um ihre Kirche zusammen, und von den Höhen schauten friedselige Hütten. Selbst Burgtrümmer, da und dort auf dunkeln Felsgruppen, standen nur, unter den Schöpfungen des jungen Lenzes, wie freundliche Schatten der Vorwelt, wie um noch Zeugen eines andern Zeitalters zu sein.

Da erscholl wieder aus vielen Kehlen, heiser und schneidend, der Ruf: „Vorwärts!“ und die neuangewachsene Flut des Landsturms strömte weiter. Aus den Menschengesichtern, zwischen denen er wandelte, sprach Blutdurst, Trunkenheit, Argwohn, Beutegier, Erschlaffung, Angst, Mordsucht. Dazwischen beteten einzelne Häuflein mit eintönigem Geplärre ihren Rosenkranz, indessen Andere daneben Zoten rissen. Flavian hatte sich noch nie in einer Gesellschaft der Art befunden, die ihre Brutalität mit so viel Stolz zur Schau trug. Gern wär' er entwischt. Doch Einer bewachte mißtrauisch in der Menge die Schritte des Andern. Der Entweichung wäre unfehlbar Ermordung gefolgt.

Und wenn auch das Schauspiel, das sich jeden Augenblick wüster gestaltete, nichts weniger, als komisch war, konnt' er sich doch zuweilen nicht ganz eines innerlichen Lachens über den rohen Scherz erwehren, welchen jetzt sein Verhängniß mit ihm trieb: „Hier hilft nichts mehr, als unfreiwillig mit dem Gesindel fahren, wohin es fährt, und wär's in den schmählichen Tod.“

Während seiner düstern Gedankenspiele näherte sich der Heerzug den Ufern des brausenden Rheinstroms. Jenseits eines schwankenden hölzernen Brückensteigs faltete sich, in malerischer Anmuth, das Dörflein T a v a n a s k a, zwischen Gebüschen und Felsen, aus einander, wie eine Bühne idyllischen Lebens. Aber einen empörenden Gegensatz bildeten dazu, neben der Brücke im Grase, halb-

nackte Leichname. Mehr derselben noch sah man im Dorfe liegen, wo eingebrochene Fenster, Kugelspuren und Mauern mit frischem Blut besudelt, ein kaum vollendetes Gefecht verkündeten. Wirklich war hierher, noch vor wenigen Stunden erst, ein anderer Landsturm von den Bergen herabgeflogen und hatte einen französischen Posten überfallen. Ganz aber war die beschlossene Vernichtung desselben keineswegs gelungen. Denn eine Kompagnie französischer Grenadiere zu Trons, in der Nacht gewarnt vor dem nahen Aufstand, war zeitig hierher geeilt, hatte sich über die Brücke und durch das Dorf, nach mörderischem Kampfe, durch die wüthenden Haufen der Landleute Bahn gebrochen; dann mit den befreiten Kriegsgefährten ihren Rückzug gen Reichenau genommen.

Ohne Stillstand fort und fort wälzten sich die Rotten der Landleute langsam weiter am Gebirg hin. Der ausgedehnte Menschenstrom, von Stangen und Knütteln und Waffen aller Art überragt, war, aus einiger Ferne gesehen, einem grauen Schlammstrome nicht unähnlich, der, fortgespühlte Baumwurzeln und Häge mitführend, sich bald aus einander breitet, bald eng und stockend in dicke Massen zusammenballt. Von Bergdörfern herab und aus waldigen Schluchten hervor fluteten ununterbrochen, einzeln oder haufenweis, frische Schaaren, zur Verstärkung des regellosen Heers, rüstige Männer, Greise von sechszig und siebenzig Jahren und Knaben, kaum den Kinderschuhen entwachsen. Dazu mahnten noch die Sturmglocken, aus Nähen und Fernen, heulend, mit ihrem traurigen Ruf, die Entfernten herbei.

Als die Tausende sich der ersten Stadt am Rhein näherten, Glion oder Ilanz, im Kreise ihrer Felsenalpen, spaltete sich die Menge aus einander. Die Einen wanderten links, die Andern rechts dem Rhein. Der Schützenhauptmann Prevost hatte in dem Gewirr der Massen seine wenigen Bekannten verloren. Er suchte sie vergebens unter den Vordersten wieder, wo ganz fremde

Gesichter, in romanischer und deutscher Zunge, den Befehl führten. Er begab sich suchend zu den Nachzüglern, denen er sich anschloß, um dem Gedränge zu entgehen. So folgte er stundenlang dem Zuge. Das abendliche Goldroth umflog schon die Zinnen der Burgruine von Hohentrins. Es verblich an den Felsgipfeln des erhabenen Calanda, als die bisher getrennten Schaaren beim Schlosse Reichenau wieder in einander flossen und Halt machten, um hier und in benachbarten Dörfern den künftigen Morgen zu erwarten; den entscheidenden Tag.

Nur mit Bitten und Anerbietungen reicher Zahlung, hatte Flavian ein kärgliches Abendbrod, und, in einem abgelegenen Stall, ein Bündel Heu, zum Nachtlager, gefunden. Doch den Schlaf fand er nicht. Die Ereignisse der letzten zwölf Stunden spielten zu gespensterhaft vor seinen geschlossenen Augen, und immerwährend, umher. Fröhliches Jodeln und wieherndes Gelächter der Bauern, von Wein und Brannteweín berauscht, scholl durch die Stille der Nacht. Man hatte die Haushaltungen der Dörfer geplündert, die Keller des Schlosses, das Zoll- und Wirthshaus erbrochen, und nun in wüsten Saufgelagen, sich jeder Ausschweifung hingegeben. Mehr denn einmal raffte sich der Schlummerlose verzweifelnd auf vom Boden. Er wollte in der Finsterniß fliehen, um dem sündigen Gräuel zu entkommen; aber Ermattung warf ihn wieder nieder. Schon leuchtete das Morgenlicht durch die Fugen der übereinander liegenden Balken, aus denen der Stall zusammengezimmert war. Da legte sich endlich schwerer Schlaf über seine Augenlieder.

38.

Tod und Wunden.

Die Sonne stand schon hoch. Es rauschte draußen dumpf, wie Sturmwind. Flavian ermannte sich mühsam und sah ungewiß rechts und links. Das Brausen währte fort; die Luft war still. Er sprang auf, erquickt, und trat aus dem dunkeln Behälter ins Freie. Er befand sich in einer Wiese neben dem Dörflein Tamins auf der Höhe. Im Thalgrund unter ihm lag das Schloß Reichenau, ein in etwas neuerm Geschmack aufgeführtes großes Wohnhaus, mit Nebengebäuden, ohnweit zweier bedeckten, hölzernen Brücken über die beiden Ströme des Vorder- und Hinterrheins, welche unter den Felsen einer Gartenanlage zusammenfielen. Man hörte in der Ferne das Geprassel lebhaften Flintenfeuers; dazwischen von Kanonenschüssen den Wiederhall längs den Lärchenwäldern des Gebirgskessels. Einzelne Männer liefen über die Felder, wie Flüchtlinge, oder wie Boten aus einem Treffen. Weiber, mit Gepäck und Kindern, stiegen den steilen Pfad zum Schlund der Kunkelser Alpen aufwärts.

Flavian konnte nicht länger zweifeln, man sei im vollen Kampfe begriffen. Näheres vom Stand der Dinge zu erfahren, machte er sich auf. Im Dorf war's still und leer. Er ging den Weg hinunter zum Schlosse. Nur Leichnamen einiger erschlagener Soldaten begegnete er unterwegs. Eben so öde war es auf dem Platze vor dem Schlosse und dem gegenüber liegenden Garten. Er sah nur Ueberbleibsel der Verwüstungen aus letzter Nacht; gesprengte Thüren; zerschlagene Fenster; Scherben von Flaschen, Tellern und zerbrochenen Geräthschaften.

Endlich vernahm er Männerschritte und Männerstimmen, von der bedeckten Brücke kommend, über welche die Straße gen Chur führt. Er ging ihnen erwartungsvoll entgegen. Es waren Bauern,

die rüstig mit einer Bahre daher schritten, von welcher Blut träufelte, während darauf ein wohlgekleideter Mann lag. Prevost erkannte, nicht ohne Schrecken, die Kleider des Unglücklichen. Es war der Graf Malariva; er also der ersten Einer, die man vom Schlachtfeld davon trug.

Die Leute brachten den Blutenden ins Schloß, und in einen geräumigen Saal des Erdgeschosses, wo kaum vor zwölf Monden noch Spiele und Freuden von jugendlichen Zöglingen einer höhern Lehranstalt laut ertönt waren. Jetzt lag der Boden des Saales bedeckt von deren ehemaligen Betten, auf welchen mehrere Verwundete, neben den Leichnamen Anderer, wehklagten und ächzten.

Flavian kniete zum Lager des Grafen; öffnete dessen Kleider und fand die Brust neben der linken Achsel von einer Kugel, die darin geblieben, durchbohrt. Mühsam gelang die Stillung des Blutes unter dem Beistand der wenigen anwesenden Landleute; und ein Verband mit Hilfe zerrissener Bettgewänder.

Der Graf Malariva, welcher bisher todtenhaft geschlummert, schlug endlich die Augen auf; schien Erinnerungen zu suchen; warf die Augen umher; sah Flavian; sah die Verwundeten und Sterbenden; dann wieder Flavian und sagte: „Sind Sie allgegenwärtig? Gut: Sieg ist unser! Verlassen Sie mich nicht. Ist die Wunde gefahrvoll?“

„Ich halte,“ versetzte Flavian ernst, um den Leidenden zu beruhigen: „den Schuß nicht für gefährlich.“

„Recht so, Theurer! Vollkommen recht! Ich fühle keinen Schmerz. Das Treffen ist vorbei. Ich will nach Chur. Der Marschall und der Kaiser! Ich bin stolz. Durch mich der Sieg! Sie bleiben bei mir? Begleiten Sie mich nach Chur?“

Flavian versprach's mit etwas schwerem Herzen und erkundigte sich, wie weit der Landsturm vorgedrungen sei?

„Bis Chur; noch weiter! Hotze, St. Julien und ich! Meine

Wunde schmerzt nicht. Ihr Leute, erzählt dem Herrn. Ich will ruhen. Ich friere.“

Einer von den Trägern des Grafen berichtete im Allgemeinen: „Schon ehe wir ausrückten, hörte man das Geschütz vom Luziensteig her. Die Kaiserlichen hatten sich an ihr Tagewerk mit Morgensanbruch gemacht. Herr, das gab uns Muth. Wir zogen frisch nach Ems. Die Franzosen waren im Dorfe. Wir lustig über sie her. Da setzt' es blutige Köpfe. Trotz dem höllischen Kartätschenfeuer drangen wir ein. Alles wild durch einander. Schuß auf Schuß; Schlag auf Schlag! Ich hab's mit Augen gesehen, daß ein schwaches Weibsbild die französischen Stückknechte bei der Kanone mit tüchtigem Zaunpfahl zu Boden schlug. Die schöne Kanone ist erobert. Als die Blaukittel, nach langem Streit, aus dem Dorf gejagt waren, stellten sie sich aber blitzschnell wieder im freien Feld auf. Das war uns wohlgelegen. Nun konnten wir uns ausbreiten, freier die Arme lüpfen, unserer bei vier, fünftausend Mann! Nun links und rechts und vorn und hinten, Noth und Tod über die Franzosen. Sie mußten Fersengeld geben. Wir ihnen nach. Stracks standen die Ketzer schon wieder in Reih und Glied gegenüber, als wäre ihnen gar nichts geschehen. Wir abermals drauf an. Da ward dieser vornehme kaiserliche Herr von einer Flintenkugel neben mir umgeworfen. Das Blut spritzte weit. Er schrie gottesjämmerlich. Also erbarmt' ich mich. Man ist doch ein Christenmensch.“

„Einfältiger Kerl! ich schrie nicht!“ ächzte der Graf: „Lüge nicht!“

„Nun, so that's ein Anderer für Euch!“ versetzte der Berichterstatter: „Genug, unsere Etliche hoben ihn vom Boden und trugen ihn aus dem Gefecht zurück nach Ems in ein Haus. Ein Paar alter Weiber haben ihm das Loch in der Brust verstopft und verbunden, so gut sie es verstanden. Er lag lange ohnmächtig, daß wir meinten, er habe die Seele schon längst

ausgeblasen. Aber er kam unversehens zu Verstand. Unterdessen merkten wir wohl, daß sich das Gewehrfeuer immer mehr in die Ferne nach Chur zog. Das war uns lieb. Weil aber die Emser Bauern kein Bett hatten, oder für den Herrn hergeben wollten, mußten wir ihn wohl hierher nach Reichenau schleppen. Das that uns lästerlich leid. Denn als wir den Herrn auf die Tragbahre luden, kam der Jeli Alix von Somwix, Ihr kennt ihn vielleicht. Der brachte sich auch einen Bajonetstich am Arm mit aus der Schlacht. Er sagte, im Augenblick, da er unsere Armee verlassen habe, sei sie schon hart vor Chur gestanden, und man schlage sich dort noch in den Gärten, sei der Franzosen fast Meister. Folglich sind wir ums Beste geprellt, und können nicht dabei sein, wenn der Landsturm in die Stadt rückt und fette Beute macht. Jetzt sind unsere Brüder drinnen, plündern und jagen die letzten Franzosen den Kaiserlichen unter die Kolben."

Der Graf war während der Erzählung in einen leichten Schlummer verfallen. Flavian gebot Stille, und ging hinaus, draußen das Getöse des Geschützes zu behorchen. Es schien nicht mehr in voriger Ferne zu sein, sondern näher, aber doch schwächer geworden zu sein. „Juchhei!" rief der vorige Erzähler: „horcht! Fürwahr, es ist noch nicht spät nach Mittag, und unsere tapfern Mannen haben schon mit den Blauröcken aufgeräumt und Feierabend gemacht. Seht, Herr, das ist eine Viktorie, von der die Welt lange erzählen soll."

Flavian kehrte nach einer halben Stunde, nicht ohne Unruhe, zu dem Schlafenden zurück, und fand dessen Gesicht bleicher und entstellten. Er setzte sich still zum Bett des Schlummernden, sein Erwachen zu erwarten, und überließ sich düstern Betrachtungen über den Ausgang der Ereignisse. Wohl hätt' er seine Person eben jetzt ungehindert und gefahrlos, durch Flucht über ein gangbares Gebirg, in Freiheit setzen können. Doch mochte er sich

nicht der Unmenschlichkeit schuldig machen, den Grafen in Hülflosigkeit verzweifeln zu lassen. Anderseits rief ihn sein Ehrenwort nach Disentis zurück, wo Frau von Castelberg noch seiner Rückkunft und seines Beistandes gewärtig war. Er blieb. Er hoffte der Wohlthäterin vergelten zu können, und vergaß die Gefahr. „Zur Pflichtvollstreckung gehört nur Muth; dann erst wird sie Tugend!" dachte er.

Indem schlug Malariva die trüben Augen auf und starrte seinen mitleidigen Wächter unbeweglich an, ohne auf dessen Fragen zu antworten. Nach geraumer Zeit, als hätte er sich während dessen selber sammeln und wiederfinden müssen, hob er mit tiefem Seufzer an: „Guten Morgen! Schon hell am Tage? Ungewöhnlich matt und müde. Ruhe wird wohlthun. — Aber dieses Gesindel! Kann man sicher schlafen? Das plündert Freund und Feind. — Sie sind ein Ehrenmann. Vergangenes sei vergessen. Ich will schlafen. — Wollen Sie mich hüten? Man könnte mich bestehlen."

Als Flavian, zur Beruhigung des Kranken, was dieser irgend verlangen würde, zu leisten verhieß, bat Malariva, ihm aus der Seitentasche des blutdurchflossenen Rocks eine große, mit Papieren gefüllte Brieftasche, aus dem Gürtel aber eine goldgefüllte Börse zu ziehen und in Verwahrung zu nehmen, so lange sein Schlaf dauern würde. Das Begehren ward erfüllt. Doch plötzlich streckte Malariva hastig den gesunden Arm aus, und rief mit Argwohn, oder vielmehr Schrecken: „Was? Nein! — Nimmermehr! — Wieder her damit! — Her damit! — Börse, Brieftasche!" — Schweigend legte Prevost beides neben dem Verwundeten aufs Lager.

„Es geht nicht!" fing der Graf nach langem Sinnen an: „Gierige Augen dieser Räuber! — Sie sind Mann von Ehre; öffnen Nichts. — Nehmen Sie. Ihnen vertrau' ich. — Verbergen Sie, bis ich erwache."

Kaum war sein Wille erfüllt, schloß er ohnmächtig die Augen. Er schien eingeschlafen. Bald aber regte er wieder den Arm, und, wie seines Thuns reuig, lispelte er, ohne aufzublicken, mit schwacher Stimme: „Nein, nein! — Her damit! — Her damit!“ und versank abermals in Betäubung, oder Ohnmacht, oder Schlaf. Es lag in den Geberden des Unglücklichen etwas Grausenhaftes, wie verbissener Schmerz, wie Höllenangst, oder gräßlicher Hader mit dem Schicksal. — Den jungen Mann erschreckte das Gesicht. Er wandte sich ab und trat zu den Fenstern des Saales, wohin seine Blicke, schon während der Beschäftigung mit dem Verwundeten, oft gerichtet gewesen waren.

39.

Der Rückzug.

Es hatten sich auf dem Schloßplatze, der bisher leer und öde gewesen, von Zeit zu Zeit Vorüberwandelnde gezeigt, welche aus der Gegend des Schlachtfeldes zu kommen schienen. Sie wurden bald immer zahlreicher und schritten auch eilfertiger vorüber. Flavian öffnete neugierig einen Flügel des Fensters. Niemand achtete auf ihn; Keiner wechselte selbst mit seinem Nebenmann ein Wort. Jeder ging ernst und schweigend weiter, bewaffnet und unbewaffnet.

Verwundert über das Geheimnißvolle dieses Zuges, rief Prevost eine Frage hinaus. Man erwiederte nichts; sah kaum nach dem Frager zurück. Er verließ endlich den Saal; trat vor die Schloßthür; auf den Platz; hielt den Ersten, der ihm nahe war, fest, und fragte: „Wohin des Wegs, guter Freund?“ Der aber riß sich schweigend los und schien ihn nicht zu verstehen. Er wiederholte die Frage einem Zweiten. „Schlimm!“ war die Antwort.

Indem erquoll von der Brücke ein dicker Menschenschwall her, aus welchem riesig Uli Goin ragte, der links und rechts schrie und eiferte. Flavian rief ihn heran. Uli erblickte nicht sobald seinen Schützenhauptmann, als er auch, durch den Strom des Zuges, die Leute zur Seite warf, und zu ihm lief.

„Alle Donner, Herr Hauptmann, was steht Ihr da müßig und gafft?“ schrie er ihn an: „Hab' Euch gestern und heut in allen Winkeln gesucht, und nun steht Ihr so ruhig da, als wär's vor der Schenke Sonntags Abend. Fort! fort! das schönste Spiel ist verloren, weil uns die Kaiserlichen im Stich ließen. Sünd' und Schande; Trumpf in Händen, und verlieren! Nun ist's aus, Katz und Maus. Säumt nicht. Man ist uns auf den Fersen!“

„Ich weiche nicht von der Stelle, Uli. Malariva liegt tödtlich verwundet im Schlosse.“

„Wer? Malariva? Laßt den Tuckmäuser verenden! Wollt Ihr Euch seinetwillen die Haut von den Büchsen der verdammten Franzosen durchlöchern lassen? Die Teufelshusaren sitzen uns schon im Nacken; fort, eh' sie herankommen!“

„Werde, wie es wolle, Uli! Ich nehme mich des Grafen an; er hat mein Wort. Geh', wohin du magst. Rette dich selbst.“

„Mich, ohne Euch? Daraus wird nichts, Herr Hauptmann. Wenn Ihr den Teufel nicht fürchtet, so mag ich's im Nothfall mit seiner Großmutter aufnehmen. Ich bleib' an Eurer Seite, bis Ihr gewillt zum Gehen seid; und der Wille wird schon kommen mit der Noth. So laßt schauen, was der alte Fuchs drinnen treibt? Er hätte besser gethan, daheim im Loch zu bleiben, statt den Hunden den Schwanz hinzustrecken.“

Uli folgte dem Hauptmann ins Schloß, zum blutigen Kissen des Grafen. Dieser lag, wie vorher, mit geschlossenen Augen, nur leise athmend.

„Ließe sich doch ein Arzt finden!" seufzte Flavian ängstlich.

Den Kranken lange von allen Seiten beschauend, schüttelte Uli den Kopf und meinte: „Das soll der Graf sein? Ich kenn' ihn ja nicht mehr. Der Rock ist sich ähnlicher geblieben, als das Gesicht. Der hat aber, glaubt mir, aus dem letzten Loch gepfiffen, Herr Hauptmann. Wünschen wir ihm gute Nacht, und sorgen wir für uns selber."

„Es scheint wirklich," flüsterte Flavian: „es neige sich mit ihm zum Ende. Ich bedaure ihn. Ein Mensch in den schönsten Jahren."

„Ei nun, Herr Hauptmann, die Jahre sind wohl allesammt schön; aber der Tod hält keinen Kalender, und fragt, wenn er anklopft, nach keinem Geburtstag."

„Rede leise!" sagte Flavian: „du weckst ihn."

„O, den stört man im Schlaf nicht mehr, und das Hören hat er verlernt. Seht, er streckt schon die Beine. Er ist am Sterben. Beten wir für seine arme Seele ein Ave Maria, und machen wir uns aus dem Staub."

Indem schlug der Graf die Augen auf. Sie waren gläsern starr, wie Fischaugen. Er lispelte mit matter Stimme: „Wer sterben? — Was? — Nicht sterben?" — Er verzerrte das Gesicht, warf sich auf die Seite; rief: „Luft! Luft!" richtete sich gewaltsam halben Leibes in die Höhe, und schrie, wie in schwerer Todesangst, aber mit halberstickter Stimme: „Nicht sterben! — darf nicht! — kann nicht — will nicht — — —" Dann fiel er erbleichend mit Todesröcheln aufs Lager zurück. Er hatte ausgeathmet; aber die gebrochenen, stieren Augen blieben offen; das Gesicht ward bläulicher, länger. Es entquoll seinem Munde ein Blutstrom. Flavian wandte sich mit Grausen ab.

„Gott hab' ihn selig, sagt man, wenn's Matthäi am Letzten ist," seufzte Uli Goin: „Todten Leuten zürn' ich nicht. Alle

Sünde sei ihm vergeben. Nun auf, nun ins Weite mit uns!" Er krallte den Hauptmann ungestüm, mit seiner knolligen Faust, in den Arm, und riß ihn mit sich aus dem Schlosse in das Gemenge der Flüchtigen, deren keuchende Haufen kein Ende nahmen.

Mit so weitschallendem Lärmen am Tag vorher, durch Berg und Thal, der Auszug des Landsturms geschehen war: eben so geräuschlos und schweigsam ward jetzt der Rückzug vollbracht. Man hätte, wäre die Menge des Volks nicht zu groß gewesen, die langen Reihen für einen kirchlichen Feierzug und Umgang halten können, dergleichen in katholischen Gegenden öfters die Andacht der Ortschaften zu vereinigen pflegt. Doch statt zeitweis angestimmter Gebete, vernahm man nur zuweilen Schmerzensseufzer eines Wundenträgers; oder Flüche eines Erbosten; oder Stöhnen eines Abgemüdeten. Manche blieben entkräftet zurück; Andere eilten behender vor; Andere sonderten sich zur Linken und Rechten von den Uebrigen ab, und benutzten, thalabwärts, oder bergauf, Fußwege, ihre Heimathen, Weiber und Kinder wieder zu finden. Noch hörte man hinterwärts, in nicht allzugroßer Entfernung, Geknatter des kleinen Gewehrfeuers, oder einzelne gewechselte Flintenschüsse, oder den erschütternden Luftstoß einer entladenen Kanone. Und jedesmal folgte darauf unwillkürlich beschleunigte Fortbewegung der verworren durch einander rennenden Heimzügler.

„Armes Volk!" klagte Flavian: „Bist also wieder einmal das Schlachtopfer wahnsinniger Faktionen geworden! Nun wühlen Oesterreicher und Franzosen in deinen Eingeweiden."

„Ihr habt wohl Recht!" stimmte Uli Goin ein, und trocknete den Schweiß von der Stirn: „Man hätte weder Hans noch Franz ins Land lassen sollen. Da haben wir's. Es ist leicht, den Teufel ins Haus rufen; aber seiner wieder abkommen, ist schwer."

„Ich fürchte, Uli, erinnerte Flavian: „das Schrecklichste wird noch über uns ergehen, wenn die Franzosen den zweiten Mord ihrer Kameraden erfahren. Ja, schon wissen sie ihn, ohne Zweifel, aus dem Munde der von Trons und Tavanaska Entronnenen. Ihre Rache bleibt nicht aus."

„Das haben uns die Medelser, in ihrer Hundswuth, eingebrockt!" rief der Tavetscher ärgerlich: „Half doch dagegen kein Wettern und Fluchen. Meinethalben! haben sie uns den Teufel geholt, mögen sie auch den Fuhrlohn für ihn zahlen. Es wäre aber, glaubet mir's, Gott erbarm's! nicht so kläglich ergangen, hätten die Kaiserlichen bei Chur ehrlicher Wort gehalten. Die wischten sich das Maul, und ließen uns im Koth sitzen.

„Warst du im Gefecht?"

„Das will ich glauben, Herr Hauptmann! Ich bin, Ihr wißt's, Soldat, und habe Pulver gerochen. Drum machten sie mich zum Offizier. Aber es war keine Ordnung zu halten. Keiner parirte. Bald hatt' ich ein paar hundert Mann, bald kaum ein Dutzend zu kommandiren. Alles flog durch einander, wie der Schnee beim Guchsen in der Alp*). Ich mochte mich heiser schreien: die Kerls waren taub. Viele hatten beim Morgentrunk zu oft ins Branntweinglas geschaut; taumelten toll und voll; Andern sah man den Katzenjammer an, den sie sich letzte Nacht aus Wirthskellern geholt. Seht Ihr, Herr Hauptmann, ein einziges faules Ei kann einen ganzen Kuchen verderben, sagt man; aber da waren der faulen Eier zuviel. Drum haben wir den Gestank davon."

---

*) Das „Guchsen" nennt man, wenn der Sturm zwischen Felswänden der Gebirgshöhen den liegenden oder fallenden Schnee erhebt, in heftigen Wirbeln entführt, und mit dem Gestöber Hirten und Heerden zu begraben droht.

„Es ging doch, hört' ich, Anfangs glücklich. Was gab Anlaß zur Flucht? Des Feindes Uebermacht?"

„Mit nichten, Herr Hauptmann. Zehnmal stärker waren wir, als die Franzosen. Wir jagten sie wild vor uns her, wie eine Schafheerde. Wären nur die Oesterreicher zum Beistand gekommen, wie es Malariva's Schelmenmaul tausendmal verheißen hatte, so würden alle Franzosen ins Gras gebissen haben. Statt dessen blieben die faulen Bundesgenossen dahinten bei ihren Feldkesseln sitzen und kochten ihr Mittagsbrod. Unsere Leute hielten sich wie Helden; ich muß es sagen. Wir waren schon gegen die Stadtgärten vor Chur gedrungen. Da ging's heiß her. Hinter jedem Hag und Strauch lauerte ein Blaurock und eine Flinte, und die Kartätschen fielen, wie Schloßen. Das hätte nichts gethan! Wir rückten vorwärts. Plötzlich aber sahen wir mitten unter uns, wie vom Himmel herabgeregnet, ja! ja! denkt Euch, mit blitzenden, fliegenden Säbeln, eine Menge Husaren. Da schlug der Wind um. Alles nahm Reißaus über Stock und Stein, wer nicht niedergeritten werden, oder die scharfe Klinge ins Genick haben wollte. Kanonen brüllten uns nach. Kugeln pfiffen herum, wie Vögel. Da stürzten hundert und hundert brave Leute, die wohl ein besseres Begräbniß verdient hätten."

„Und wie kannst du davon, Uli?"

„Ich? ei, ich dankte zum erstenmal dem Himmel für die langen Beine; und mehr noch, daß ich sie heil davon brachte. Neben den vordersten Häusern vom Ems endlich ward Halt gemacht. Wer noch Gewehr und Pulver trug, trat wieder in Reih und Glied, oder schoß aus Ställen und Häusern. Andere wurden abgeschickt, die Flüchtlinge zurückzurufen. Ich sollte die Brücken von Reichenau mit Mannschaft besetzen. Ja, ja! man hat gut kommandiren. Heiser hab' ich mich geschrien; aber der Teufel war nun einmal in die Gergesener Säue gefahren. Und es ist nicht gut Pelz

machen, wenn man weder Haar noch Wolle hat. Hexen konnt' ich nicht. Da fand ich Euch vor dem Schlosse."

Unter solchen Gesprächen, die den Weg verkürzen mußten, brach die Nacht herein. Das Geschütz der verfolgenden Feinde schwieg. Langsamer bewegten sich die müden Genossen des verunglückten Landsturms weiter; oder suchten Herbergen und Nachtlager in Dörfern, Weilern und umhergelegenen Hütten und Heuställen. Es verging eine unerquickliche, bange Nacht; Vielen ohne Trank und Speise. Flavian, begleitet vom getreuen Uli, erreichte, folgendes Tages, Disentis und das Schloß Castelberg, wohin die Schreckensbotschaft der großen Niederlage schon vorangeflogen war.

40.

Ein Abschiedswort.

Des Landrichters Gemahlin empfing den Schützenhauptmann, wie eine wohlthätige Erscheinung eines schirmenden Engels. Sie hatte nicht an seinem Willen gezweifelt, das ihr gegebene Versprechen zu lösen; aber für Rettung seines Lebens aus dem Kriegssturm gezittert, in den er unfrei fortgerissen worden war. Und wiewohl sie unter allen Bewohnern von Disentis, kraft ihres Schutzbriefes, vielleicht am wenigsten die Rache französischer Truppen zu fürchten hatte, war es ihr doch Beruhigung, einen Mann von Geist und Muth zur Seite zu haben, der sich selbst noch zum französischen Militär zählen konnte.

Was Küche und Keller des Besten zu gewähren im Stande war, wurde den beiden Abenteurern sofort freudig aufgetischt. Nichts in der Welt konnte den ehrlichen Uli besser trösten. Er ward wieder der zufriedenste Mann von der Welt mit seinem Schick-

sal. Denn, ungerechnet die stillen Leiden eines leeren Magens, hatte ihn nicht unbillige Sorge gequält, wohin bei dem Umschwung der Dinge seine ehrenwerthe Person in Sicherheit zu bringen sei? Als ein, wenn auch untergeordneter, Anführer im Aufruhr, mußte er nun, gleich Andern, ein landesflüchtiger Bettler werden, oder, wenn er blieb, von den Franzosen einer Kugel vor den Kopf gewärtig sein. Aus dieser bittern Verlegenheit hatte ihn Herr Prevost schon unterwegs durch die Zusage gerettet, er wolle ihn, als seinen Diener, bei sich halten; und in dieser Eigenschaft empfing er auch von der Herrin des Schlosses sogleich Zuflucht und Wohnsitz in dem alterthümlichen Gebäu. Ihr selber aber gereichte es dabei zu einigem Trost, die kleine Besatzung ihrer Burg verstärkt zu sehen.

Nachdem Flavian ihr die Unglücksgeschichte des dreitägigen Feldzuges ausführlich vorgetragen hatte, sagte sie: „Ich seh' es Ihren schlaftrunkenen Augen an, Sie sehnen sich nach Ruhe. Ich gönne sie Ihnen. Morgen, mein gütiger Freund, plaudern wir mehr. Nur noch zwei Worte. Ich habe Ihnen einen Brief des Paters Gregori zu übergeben. Der würdige alte Herr ist, gestern oder heut, im Gefolge des Abtes, abgereist; wohin? ist mir unbekannt. Er beklagte, Sie nicht mehr gesehen zu haben. Es ist nicht ganz recht, daß eben, in einer so verhängnißschweren Zeit, die frommen Hirten am ersten ihre Heerde verlassen, und sie einem schrecklichen Loose preisgeben, das vielleicht, nicht ganz ohne ihre Mitschuld, kaum so gekommen wäre. — Auch das Fräulein von Stetten hat sich geflüchtet."

„So bin ich," fiel Flavian ein: „meiner Verpflichtungen ledig, und kann mich, es komme, wie es nun wolle, Ihren Diensten, gnädige Frau, ausschließlich widmen?"

„Nein, lieber Hauptmann, nicht also; nicht länger, als bis, nach Ankunft der französischen Truppen, die wahrscheinliche Gefahr für

unser Haus vorüber sein wird. Länger halt' ich Sie nicht zurück. Ich bin darüber mit dem Fräulein von Stetten einverstanden. Gestern reiste die unglückliche Dame nach Brigels hinauf, wo sie bei einem meiner Bekannten, dem Ammann, welchem ich sie empfahl, einstweilen, mit ihrer Kranken, wohlverwahrt sein wird. Dort, wenige Stunden Wegs von hier, werden Sie von ihr erwartet."

Flavian unterwarf sich willig allen Wünschen und Anordnungen der Frau von Castelberg. Nachdem sie ihn entlassen hatte, begab er sich in sein Zimmer, und las den Brief des Paters. Der Inhalt des freundlichen Schreibens, soviel Räthselhaftes es auch enthielt, ward ihm so anziehend und erregend, daß er ihn mehrmals vornahm und fast den Schlaf verlor.

„Wer weiß," hieß es darin: „ob ich Sie, mein lieber, junger Freund, je in diesem Leben wieder erblicke. In Tagen, gleich den gegenwärtigen, ist jede Zuversicht auf die nächste Stunde Verwegenheit. Ungern, doch gehorsam, muß ich, nebst einigen andern Kapitularen, unsern gnädigen Herrn auf der Flucht ins Zurathal nach Olivone begleiten. Vielleicht erlaubt er mir aber, wie ich hoffe, noch unterwegs, Rückkehr nach Disentis; denn meine Kräfte sind den Anstrengungen einer so rauhen Bergreise nicht mehr gewachsen. Auf jeden Fall jedoch nehm' ich von Ihnen Abschied; Sie sind mir, durch Ihre tüchtige Gesinnungsart, von Herzen werth und lieb geworden."

„Das Haus Castelberg darf ich Ihnen nicht erst empfehlen; wohl aber wag' ich flehentliche Fürsprache für das Fräulein Pauline von Stetten. Ich kenne es von frühern Jahren her aus Deutschland. Sie war meine Freundin; sie ist es noch; und leider, zum Theil ist sie durch meine Schuld in diese unheilvollen Gegenden verschlagen. Sie kam vor wenigen Monaten nach Bünden, einer Frau von Salis in Chur empfohlen; dann hierher zum Be-

such, wo Frau von Castelberg ihr unendlich viel Güte erwies. Da ward sie durch das Einrücken französischer Truppen, durch die aufrührerischen Volksbewegungen, durch die allgemeine Unsicherheit im Lande überrascht, und gezwungen, länger, als sie anfänglich wollte, zu verweilen. Ich selber rieth dazu; sie schien mir hier, als Oesterreicherin, geborgener, denn in Chur."

„Bei Allem, was Ihnen, lieber Freund, theuer sein kann, und bei Allem, was für Sie irgend mit einer gewissen heiligen Rose von Disentis in Verbindung stehen mag, beschwör' ich Sie, sich der hülflosen Dame anzunehmen, bis sie in vollkommener Sicherheit sein wird. Ja, ich gesteh' es Ihnen, diese Pauline, sie war einst die Liebe meiner Jünglingsjahre; eine Liebe, vor welcher, auch heut' noch, ich nicht zu erröthen habe; eine Liebe, derentwillen auch Pauline unvermählt geblieben ist. Nicht vergebens hab' ich Sie daher an jene Rose von Disentis gemahnt. Auch Sie haben geliebt! Ich kenne das Geheimniß Ihres Herzens durch meine Freundin, welche zu Wien auch die Freundin desjenigen edeln Mädchens war, das, durch Bosheit der Menschen irre geführt, Sie, den Schuldlosen, verstieß und verdammte, und nachher, eben so unschuldig, von Ihnen verdammt worden ist."

„Leben Sie wohl! Ich empfehle Sie dem Schutz Gottes. Lassen Sie Ihren jugendlichen, wenn auch edeln Menschenhaß fahren; es leben der Guten und Heiligen noch Viele unter unsern von Ihnen sogenannten Halbthieren. Geben Sie Ihre, wenn auch edelgemeinten, Weltverbesserungspläne auf; nicht Sie, auch nicht der weiseste, und nicht der mächtigste Mensch, sondern die Hand einer allweisen Versehung allein führt unser Geschlecht zur vollendeten Heiligung. Wir einzelne Sterbliche tragen Jeder nur Sandkörner zum Bau des ewigen Gottestempels bei. Begnügen Sie sich, wo Sie es finden, auch mit dem Sandkorn; und Sie werden mit

sich und der Welt zufriedener, das heißt, glücklicher werden. Dies wünscht aus voller Seele Ihr Freund

P. Gregorius.

Abtei Disentis den 4. Mai 1799.

Flavian hatte in der jüngsten Zeit viel zu ernste Erfahrungen gemacht, als daß die letzten Worte des lebensweisen Benediktiners für sein Gemüth nicht hätten Bedeutung empfangen sollen. Ihre Wahrheit ward seine Ueberzeugung. Bei diesem Lebewohl des frommen Mannes ward ihm, als scheide ein höheres Wesen von ihm, welches ihm in den schwersten Stunden zum Trost, zur Lehre, zur Geisteserhebung erschienen wäre.

Und jene Pauline, jene treue Jugendliebe des Greises! — Sie, die bisher für Flavian eine so bedeutungslose Person gewesen war, stand jetzt, wie ein unter des Schicksals Fügungen herbeigeführter Genius, der vielleicht ihm in sein verlornes Paradies den Weg öffnen konnte. Manches, was bisher in räthselhafter Dämmerung gestanden war, und nur sein neugieriges Erstaunen gereizt hatte, klärte sich jetzt durch zufällige Anwesenheit dieser Pauline, und durch ihre Verhältnisse mit Elfrieden auf. Elfriede von Marmels war also nur „irre geführt"; beweinte in Wien vielleicht noch die ehemalige Härte; war vielleicht noch dem gegebenen Gelübde treu. Wie viel berauschende Hoffnungen entspannen sich unter diesem Gedanken! — Das Werk der Trennung konnte vielleicht nur, wie manches Andere, Werk des boshaften Malariva gewesen sein. Er hatte es abgebüßt und schwer gebüßt!

Die Erinnerung an des Grafen Tod mahnte ihn, die ihm vom Verstorbenen anvertraute Brieftasche zu öffnen. Vielleicht konnte er dadurch schon jetzt Entdeckungen über die heimlichen Ränke des Mannes erhalten. Er nahm das eingeschlagene Bündel der Papiere hervor; riß es auf; durchmusterte flüchtig den Inhalt. Doch was er zu finden wünschte, suchte er umsonst. Außer einem Paar fast

unleserlicher Briefe ohne Unterschrift aus dem österreichischen Hauptquartier, nur Fragen und Weisungen in Militärsachen enthaltend; und Briefen von einem Wiener Bankhause, welches vermuthlich Geldgeschäfte des Grafen verwaltete, bestand das Uebrige in Kapital- und Zinsverzeichnissen vom Vermögen des Grafen selbst, wie auch der Baronin von Grienenburg und ihrer Stieftochter Elfriede von Marmels.

Gleichgültig, fast unzufrieden, band Flavian die Papiere zusammen, die etwa für Malariva's Erben, so wie für beide Damen Wichtigkeit haben konnten, deren Beistand oder Vormund der Graf gewesen. Aber in des Jünglings Brust bebten nun alle Gefühle sehnsüchtiger Liebe in erhöhter Gewalt; Gefühle, die einst die reinste Seligkeit waren; dann auch noch, in aller Bitterkeit, süßes Weh brachten. Er berechnete die Stunden, die sich noch zwischen diesem Abend und dem Augenblick lagern mochten, wo er das Fräulein von Stetten kennen lernen sollte. Sie schien für ihn der Ring, welcher in der zerrissenen Kette zwischen Elfrieden und ihm gefehlt hatte.

41.

Neue Gefahr.

Erschrocken sprang am Morgen Uli Goin in das Zimmer seines Herrn, und rief: „Auf, auf! Wer schaut der Zukunft in die Karte? Vielleicht ist für uns sammt und sonders der jüngste Tag da. Man schlägt sich wieder mit den Franzosen draußen. Es muß sich noch ein Rest des Landsturms zusammengethan haben. Doch nur dünnes Plänkelfeuer läßt sich hören. Wer flüchten kann, flüchtet in Berg und Wald hinaus. Die Franzosen sind nahe, sehr nahe!“

Prevost sprang hastig vom Bett auf, und warf sich in Kleider und langen blauen Ueberrock, wie damals die Offiziere der französischen Armee auf Märschen zu tragen pflegten. Darüber schnallte er den Schleppsäbel. Er hatte das Nöthigste zu seinem Kriegerschmuck kaum vollendet, als man leises Pochen an der Thür vernahm. Frau von Castelberg wankte zitternd herein, Angst in Augen und Mienen.

„Was wird aus uns Unglücklichen!“ seufzte sie: „Man hört nicht weit entfernt die Trommeln des heranrückenden Feindes, dessen Wuth der letzte, schwache Widerstand der Bauern nur gesteigert haben wird. Hier, lieber Hauptmann, nehmen Sie das Zeugniß der Offiziere und des Generals Loison! Vielleicht befehligt er selber die Truppen. Erflehen Sie von ihm eine Schirmwache für das Schloß und Gnade für Disentis. Oder, was wollen Sie, was soll ich thun?“

„Verzagen Sie nicht, Frau Landrichterin!“ entgegnete Flavian: „Unser Gott ist ebenfalls nahe! Ich werde den General aufsuchen, wer er immerhin sein möge. Bereiten Sie indessen für die zahlreichen Ankömmlinge ein stattliches Morgenessen, so gut es Eile und Umstände vergönnen.“

Wie ruhig er auch, um zu beruhigen, sprach, war ihm selber doch, bei den nahenden Ereignissen, nichts weniger, denn wohl zu Muth. Nur mühsam flößte er, durch seinen Zuspruch, der sonst entschlossenen Frau einige Zuversicht ein. Dann verließ sie ihn, Zurüstungen zum Empfang feindlicher Gäste zu treffen. Während er frühstückte, entfernte sich Uli von Zeit zu Zeit, Nachrichten zu sammeln. Von einem der flüchtigen Landleute hatte der treue Diener vernommen, daß die Niederlage, welche der Landsturm auf den Feldern von Chur und Ems erlitten, blutiger gewesen, als man geglaubt; daß mehrere Hundert Bauern aus den verschiedensten Landesgegenden umgekommen seien; daß die

Franzosen, ein paar tausend Mann stark, unterhalb des Schlosses Castelberg Halt gemacht hätten, und bald einrücken würden.

In der That vernahm man bald näher und lauter das Geräusch der geschlagenen Trommeln. Flavian ergriff seinen Militärhut; trat hinaus in den Schloßhof, und stellte sich gelassen vor der Pforte desselben. Schon war der Vortrab der Bataillone, auf der rauhen Bergstraße, neben der Plazidußkapelle vorbeigezogen. Aus der Tiefe rechts stiegen blitzend Bajonette, Gewehre, Fahnen auf, als wüchse ein Heer aus dem Boden vor. Flavian näherte sich den Truppen einige Schritte. Einen unweit stehenden Offizier fragte er um den Namen des kommandirenden Generals. „General Chabran!“ lautete die Antwort. Nun war die Reihe des Antwortens an Flavian: wer er sei, der, als französischer Offizier, wofür er doch gelten wollte, nicht einmal den Namen seines Oberbefehlshabers kenne, und damit gegründeten Verdacht errege? Der Schützenhauptmann gab umständliche Auskunft. Allein der Franzose schien wenig zu trauen. „Mögen Sie sein, wer Sie wollen,“ sagte dieser: „ich muß Sie bitten, mir einsweilen nicht von der Seite zu weichen. Ich werde Sie dem General vorstellen; Sie mögen sich bei ihm ausweisen.“

„Ich bin Ihnen dankbar,“ erwiederte der Verhaftete: „Besseres verlang' ich nicht; ich war selbst im Begriff, ihn aufzusuchen.“

General Chabran, mit Adjutanten, ritt indessen vorüber, und befehligte Halt, sobald sich die Truppen auf der Wiesenebene zwischen Dorf und Kapelle befanden. Hier wurden sie aufgestellt. Es näherten sich dem Feldherrn Oberoffiziere. Er gab die letzten Weisungen. Sobald sie zu ihren Posten zurückgekehrt waren, ward Flavian von seinem argwöhnischen Geleitsmann zum Befehlshaber geführt. Dieser, nachdem er einige Worte des Diensteifrigen

angehört, wandte sich verdrüßlich zu Prevost und fragte: „Wer sind Sie? Was treiben Sie hier? Wohin gehören Sie?“

Eben so kurz, bestimmt und fest berichtete dieser über sich und seine Unfälle im Dienst der Armee. Zur Beglaubigung seines Wortes, überreichte er, nebst dem Schreiben vom General Demont, das Zeugniß Loisons. Chabran durchflog die Blätter, gab sie zurück und sagte: „Bürger Prevost, ich habe Sie auf meiner Liste. Gut, daß Sie sich selbst stellen. Sie kommen mir gelegen. Jetzt fehlt mir Zeit. Ist jener graue Steinhaufen wirklich das Schloß Castelberg?“

„Ja, mein General, das Asyl der gefangen gewesenen Offiziere, wo Ihre Ankunft von der gastfreundlichen Bürgerin Castelberg wirklich erwartet wird.“

„Wahrhaftig kein Feenschloß, übrigens aber, im Aeußern, ganz vollkommen dieser Einöde des Gebirgs angemessen,“ sagte flüchtiglächelnd der General: „Erwarten Sie mich dort. Gibt's hier herum noch zusammengelaufene Bauern? Denkt man noch an Gegenwehr?“

„Nein, General; sie haben ihre böse Lust gebüßt.“

Die Trommeln wirbelten. Der Feldherr sprengte davon. Die Truppen rückten ins Dorf ein. Links bewegte sich eine kleine Abtheilung von zwanzig Mann gegen das Schloß; rechts zog eine Kompagnie herauf, den Weg zur Abtei. Bald sah man auch, hinter Disentis, Truppenzüge in den Feldern, die ihre Richtung nach den letzten und höchstgelegenen Ortschaften des Oberlandes gegen Tavetsch, Rueras und weiter umher nahmen.

Flavian fand bei der Rückkunft im Schlosse die Frau von Castelberg minder kummervoll; aber mit ihrem gesammten Hausgesinde vielbeschäftigt, die in den Hof eingerückte Mannschaft mit Erquickungen zu versorgen. Laut höflicher Erklärung des Lieutenants, der die Soldaten geführt hatte, waren diese vom

General befehligt, den Dienst einer Schutzwache zu verrichten, als Zeichen von Dankbarkeit für die im frühern Volksaufstand geretteten Franzosen.

Später erschien der Oberbefehlshaber selbst, mit zahlreicher Begleitung, um das ihn längst erwartende Gastmahl anzunehmen. Er war ein angenehmer Mann von ohngefähr fünfunddreißig Jahren; unter den französischen Feldherren eben so sehr durch persönliche Tapferkeit und Klugheit, als durch Milde und Mäßigung auszeichnet; heiter und ernst im rechten Augenblick. Er wußte, bei Tafel, der Dame des Hauses soviel Verbindliches über ihren, nach Loisons Rückzug, bewiesenen Edelmuth zu sagen, und sie über die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums so vollkommen zu beruhigen, daß sie einen freudigen Blick auf Prevost warf, und sogar wagte, für Schonung der armen Bewohner von Disentis und der Umgegend zu bitten.

„Sie bitten um Schonung," sagte Chabran: „Ich bin nichts weniger, denn hartherzig, geschweige grausam; aber gerecht muß ich sein, und bedacht für Sicherheit und Ehre der Truppen, auch wenn es meinem Herzen weh thut, verblendete, fanatisirte Menschen, laut Kriegsrecht, zu strafen. In der Nacht vom 4. zum 5. Mai wurden in hiesigen Dörfern unsere gefangenen und einquartierten Soldaten auf gräuelhafteste Weise ermordet. Bürger Prevost hier, und seine Wunden, mit denen er entkam, können am besten davon sprechen. Dennoch ward die Unmenschlichkeit mit Menschlichkeit von uns vergolten. Der Obergeneral Massena begnügte sich, nur die Auslieferung der Aufwiegler zu fordern. Statt der Erkenntlichkeit für unsere Großmuth, und während wir für die Bündner kämpften, ward der zweite Aufruhr, die zweite Mordthat vollbracht. Hier, hier in Disentis wurden mehr denn hundert Franzosen, trotz geschlossener Kapitulation, meuchelmörderisch niedergemetzelt. Kann Ihnen, Madame, das Schicksal der

Wittwen und Waisen der Erschlagenen gleichgültig sein? Darf's uns sein?"

Frau von Castelberg antwortete, gesenkten Blicks, mit einem Seufzer.

„Ich verlange einsweilen," fuhr der General fort: „für jene beklagenswerthen Wittwen und Waisen eine Contribution von wenigstens 10,000 Francs bis morgen; Auslieferung der ersten Anhetzer zum Landsturm und der Bösewichte, welche den Mord begingen, oder aber —

„Die Einwohner von Disentis sind, so wahr ein Gott lebt, an der gräßlichen That schuldlos, General; es kann erwiesen werden, daß sie, so wie auch einige Mönche des Klosters, mit eigener Lebensgefahr, abzuwehren strebten," rief Frau von Castelberg, und Flavian bestätigte ihr Wort.

„Ich kann persönlich in keine Untersuchungen eintreten," erwiederte der General: „die Ortsvorgesetzten sind schon von meinem Willen unterrichtet. Mir ist kurze Zeit zugemessen, und ich vollstrecke meine Pflicht. Alle müssen mir für das Verbrechen haften, beim geringsten Zaudern bin ich gezwungen, furchtbares Gericht zu halten."

Man kann wohl denken, eine Unterhaltung, wie diese, gehörte nicht zu den erfreulichsten an der reich und wohlbesetzten Tafel. Auch erhob sich der General bald; ließ die Pferde wieder satteln, und begab sich indessen in ein anderes Zimmer, wohin, auf seinen Wink, Prevost folgen mußte. Nach einer langen Unterredung kehrten Beide, wie es schien, mit zufriedenem Gesicht zurück. General Chabran beurlaubte sich bei der Gebieterin des Hauses auf die artigste Weise; versicherte sie wiederholt seines vollen Schutzes, so lange er in dieser Gegend den Befehl führe; schwang sich, nebst seinen Begleitern aufs Roß und eilte davon.

Der Tag verstrich unter Befürchtungen und Ahnungen, die Einer dem Andern mittheilte, und die Angst des Andern mehrte, ohne die eigene vermindern zu können. Gerüchte schrecklicher Art liefen von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, die Jeder zwar laut verwarf, und doch still glaubte: man würde die Ortschaften zerstören, wo französisches Blut vergossen worden; die junge Mannschaft werde ausgehoben und unter das französische Militär vertheilt werden; in den Zimmern des Abtes Kathomen sei unter den Papieren desselben die Liste Aller gefunden worden, welche an der Verschwörung gegen die französische Armee in Graubünden Theil genommen und die Aufruhre angezettelt hätten; Keinem von diesen werde das Leben geschenkt; man habe in allen Ortschaften die begütertsten Männer und Hausväter verhaftet, um sie, als Geiseln, nach Frankreich zu schleppen.

Noch in später Abendstunde ward die Schutzwacht des Schlosses fast ums Doppelte verstärkt. Der Kapitän, welcher den Befehl über sie empfangen hatte, meldete der Frau von Castelberg den Willen des Generals, daß sie die Mannschaft verpflegen, übrigens, für Sicherheit ihres Eigenthums, sorglos sein möge.

„Ich bin's wohl, und darf's wohl sein!“ seufzte sie weinend, als sie sich endlich mit Prevost im Wohnzimmer allein sah: „Aber meine in der Irre umherflüchtenden Verwandten und Freunde! Werd' ich sie je wieder erblicken und wie? Liegt nicht schon jetzt vielleicht mancher von ihnen unter den Todten bei Chur und sonst in Feldern und Wäldern unbegraben, ungekannt, unbeklagt! Wehe der blödsinnigen Raserei unserer politischen Parteien, welche fremde Mordschaaren in diese Thäler riefen, Jammer auf Jammer zu häufen; und im Namen der Freiheit und des Vaterlandes, Freiheit und Vaterland tödteten, um einander nur selber gegenseitig verderben zu können! Möge ihnen die Barmherzigkeit Gottes Verbrechen verzeihen, die sie für Tugenden halten wollten. —

Doch, es ist nicht mehr Zeit zur Klage. Das Elend ist da! Wir müssen retten, und Trost und Hülfe bringen, wo sie noch möglich ist. Dank Ihnen, lieber Hauptmann; ich, für meine Person, bedarf Ihres Beistandes nicht mehr. Aber gedenken Sie des verlassenen Fräuleins von Stetten! In aller Frühe Morgens brechen Sie auf, ich beschwöre Sie, und gewähren Sie dort Trost, Rath und Schutz, wie Sie mir gewährt haben. Oder hat Ihnen General Chabran untersagt, sich zu entfernen?"

„Keineswegs. Vielmehr empfing ich mündliche und schriftliche Weisung, mich ohne Verzug zur Brigade Loison zu begeben."

„Zur Brigade Loison? Um des Himmels Willen, Herr Prevost, was soll aber aus den Frauenzimmern werden, die jetzt verloren und rathlos in Brigels sitzen; keinen Menschen weit umher kennen; vielleicht den Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten des Militärs preisgegeben sind? Hätt' ich doch die unglückseligen Geschöpfe überreden können, hier im Schlosse Zuflucht zu nehmen! Hier wären sie geborgen gewesen. Chabran ist ein menschenfreundlicher Mann. Aber die ängstlichen Seelen waren zu unruhig, zu furchtsam, als daß sie mich hören mochten."

Flavian unterbrach die Klagen der edeln Frau mit Versicherung, er werde sich durch General Chabran so wenig, als durch Loison, binden lassen. Er sei zu dem Letztern nur als Freiwilliger getreten, ohne damit irgend Verpflichtungen auf längere Zeit eingegangen zu sein. Er wolle, mit Tagesanbruch, den Weg nach Brigels wählen und das Fräulein von Stetten aufsuchen.

„Nehmen wir keinen Abschied von einander!" sagte die Getröstete endlich nach vielerlei Verabredungen: „Unsere Herzen sind des Kummers und Harms angefüllt genug. Warum uns mit neuen Schmerzen quälen? Gott mit Ihnen, braver junger Mann. Lassen Sie bald wieder von sich hören. Gute Nacht!" — Sie

reichte ihm die Hand, die er mit Küssen und Thränen bedeckte. Sie ging weinend zur Thür hinaus.

42.

Endliche Abreise.

Die Alpenfirnen leuchteten hell und hehr vom Morgenhimmel ins Thal. Noch aber lagen die Bewohner des Schlosses im Arm des Traumgottes, aller Leiden und Schrecken der Tage vergessend. Da verließ Flavian, begleitet von Uli Goin, die ihm liebgewordene alterthümliche Burg; schritt grüßend durch die französischen Wachten, den Weg zu seinen neuen Schutzbefohlenen beginnend. Was Liebe oder Dankbarkeit, im Schmerz der Trennung und kaum zu hoffenden Wiedersehens, aussprechen können, hatte er noch in zurückgelassenen Briefen, wie der Frau von Castelberg, so dem ehrwürdigen Pater Gregorius, gesagt.

Indem er, den rauhen Bergweg niedersteigend, das bescheidene Disentis, die stolz darüber thronende Abtei, mit den im Frühlicht schimmernden Gebäuden, dann die felsengrauen, verwitterten Gemäuer des Schlosses hinter sich verschwinden sah, ward ihm leichter und weiter ums Herz, wie wenn er aus einem beklemmenden Angsttraum hervorginge. Bald lagen die wohlbekannten, wild über einander gewürfelten Bergtrümmer, sammt den armseligen Hütten von Disla hinter ihm. Durch die Dörfer Compadiels, Sumvir und Trons zum heiligen Ahorn und seiner Kapelle gelangt, verließ er das Thal, welches fortan für sein Leben die Heimath der fürchterlichsten Erinnerungen bleiben sollte. Von hier schlug sich der Pfad links hinauf gegen das Tumpio-Gebirg, von wannen herab silbern die Höhen des Kistenberges und Selbsanfts strahlten.

Aller Orten durch die Verbindungsposten des französischen Mi-

litärs angehalten, ausgefragt und verzögert, war den beiden Wanderern ein guter Theil des Morgens auf dem Wege verstrichen, der sonst wohl in drei kleinen Stunden zurückgelegt wird. Um so ruhiger eilten sie dann hinauf zur Hochebene des Kulmattenberges, wo zwischen grünenden Triften und kleinen Ackerfeldern das Dorf Brigels mit seinen Kapellen, viertausend Schuh erhaben über dem Meer, lagert. Die Gegend ward öder; kein Obstbaum streute ihnen Schatten und Blüthen entgegen; aber reinere Lüfte umflossen und badeten ihre Glieder, und ein frischer Windesstrom aus den Schluchten des umgletscherten Thals von Frisäl kühlte die heißen Strahlen der Maisonne ab.

Uli Goin, der seit dem kläglichen Untergang des Landsturms nicht mehr viel des alten Heldenmuths, noch weniger auch, in Nachbarschaft der fremden Sieger, das friedlichste Gewissen behalten haben mochte, schien heimlich froh, den mißtrauischen Augen der französischen Posten auf anständige Weise entrückt zu sein; dazu noch einen Brodherrn, wie er sich keinen bessern wünschen konnte, und daneben Gelegenheit gefunden zu haben, sorglos in der lieben Welt umherzustreichen. Er würde in Herzenslust aus Leibeskräften ein Liedchen angestimmt haben, hätte er nicht besorgen müssen, die Aufmerksamkeit der Franzosen im Thalboden drunten anzulocken und die unwillkommenen Musikliebhaber unversehens im Nacken zu haben. So begnügte er sich, neben seinem jungen Gebieter, ununterbrochen plaudernd, hinzuschreiten, gleichviel ob dieser ihm antwortete, oder nicht. Nie war er geschwätziger und nach seiner Art sinn- und spruchreicher, als wenn Andere schwiegen.

Sein Reisegefährte unterdessen schritt still vorwärts, in Gedanken durch Vergangenheit und Zukunft schwärmend; bald kummervoll um das Loos seiner Wohlthäterin im Schlosse; bald selig in Hoffnung, seine Schwester Sabine, am Rhein, umarmen zu

können; bald in Verlegenheit, wohin und auf welchen Wegen er am sichersten die österreichische Schöne entführen könne, deren Ritter und Schirmherr zu werden er gelobt hatte.

Dies Fräulein mit dem hübschen Namen, diese unbekannte Mitwisserin um das theuerste und schmerzlichste Geheimniß seiner Seele, beschäftigte ihn zuletzt am meisten; und immer lebhafter, je näher er dem Orte ihres gegenwärtigen Aufenthaltes kam. Wie? dachte er: wenn Pater Gregor und die Gemahlin des Landrichters vielleicht absichtlich das Wichtigste verschwiegen hätten? Wie, wenn jene unbekannte Pauline selber die schöne Elfriede von Marmels wäre? Es fuhr ein wunderbarer Schauer, mit dieser Vorstellung, durch sein Innerstes. Und immer kehrte der Gedanke, unwiderstehlich, wie Ahnung, zurück, wenn er sich seiner, als allzuromanhafter Träumerei, entschlagen wollte. Welches abenteuerliche Verhängniß, dachte er bei sich, hätte auch das kindlich-schüchterne Mädchen aus den Bequemlichkeiten des Wiener Palastes in die schmutzigen Hütten und unwirthlichen Einöden dieser Gebirgswelt verlocken sollen; oder es nöthigen können, Ruhe und Sicherheit der großen Kaiserstadt mit dem Schauplatz blutiger Schlachtfelder und Aufruhre zu vertauschen? — Aber Frau von Grienenburg, die Stiefmutter, war gestorben; Elfriede in Wien verwaist. Noch mehr, Graf Malariva war nach Bünden gekommen; er, ihr Vormund, der einst um ihre Hand geworben; der sie vielleicht, sich ihrer Person zu versichern, in diese Gegenden geführt hatte. Sollte die Verschleierte, welche einst in Disentis am Krankenlager erschienen war, und ihm schweigend und bedeutungsvoll das Medaillon mit der Rose von Disentis entgegen gehalten hatte, wirklich nur fieberhaftes Gespinnst der Fantasie, nur Trugbild überreizter Augennerven gewesen sein? Und wenn er dazu des jungen Landmädchens gedachte, dessen Gestalt, Gang und Haltung so lebhaft an Elfrieden erinnert hatten, als er unter

den Bergtrümmern ob Disla vorübergegangen war; und wenn er an des greisen Kapitulars sonderbare Verwirrung, bei dem Anblick, dachte, dann — —

Er stand, sich mit dergleichen behaglichen Vermuthungen tragend, vor der Hausthür des Ammanns von Brigels. Da drängte sich ihm alles Blut zum Herzen und Haupt. Er konnte kaum athmen; fürchtete und sehnte sich zugleich, die hier zu erblicken, welche er bisher bald lieben, bald verachten mußte. Aber lärmend stürmte Uli nun voran in das Haus, und fröhlich in ein offenes Zimmer, wo der Ammann mit seiner Familie beim Mittagsmahl saß. Dieser begrüßte die Eintretenden und erkannte sie sogleich, als die durch Frau von Castelberg Verkündeten. Aber nach seinem Berichte waren die ängstlichen Frauenzimmer, schon den Tag vorher, weiter geflohen, sobald Nachricht vom wirklichen Anzug der französischen Truppen erschollen und die Sage umhergelaufen war, es werde unfehlbar eine Abtheilung der Krieger nach Brigels heraufkommen.

„Ich selber,“ erzählte ferner der ehrliche Gemeindsvorsteher: „Ich selber,“ Herr, konnte unter solchen Umständen nicht wohl den armen Flüchtlinginnen rathen, bei mir länger zu weilen. Man kennt das Franzosenvolk! Und nach allem leider Vorangegangenen haben wir schlimme Gäste zu erwarten. Nun, Gott wird's zum Besten wenden. Also haben sich die zitternden Weibsbilder eilfertig auf den Weg gemacht. Ich versorgte sie, so gut ich's vermochte. Mein Rath war, sie sollten sich nach Panix begeben. Das ist, droben am Berge, der letzte, bewohnte Ort. Der Herr Pfarrer daselbst ist ein guter, ein menschenfreundlicher Herr, zu dem ich sie geschickt habe. Er pflegt auch öfters Reisenden Herberge zu geben, wenn sie zur Sommerszeit, aus dem Sernftthal, über den Quolm Glaruna steigen. Ich ließ zwei zuverlässige Bergrosse kommen; denn dergleichen Frauenzimmerlein haben keine Füße für unsere rauhen Pfade, nicht einmal gesohlte Nagelschuhe.

Ihrer zwei konnten wohl aufsitzen, die ältere Frau, welche noch ganz hübsch ist, als auch das junge Mädchen, eine frische, volle, rothbäckige, lustige Dirne, vermuthlich Kammerjungfer der Alten. Aber mich dauern Beide, daß sie sich mit einem elenden Krüppel, einer Kranken herumschleppen. Der mußt' ich einen Tragsessel einrichten und mit Kopfkissen polstern lassen. So hat man das arme Geschöpf nach Panix durch einige starke Männer hinauf transportirt. Das gebrechliche Ding jammert mich. Es hat, glaub' ich, Aussatz oder Eiterbeulen. Das ganze Gesicht ist in Geschwüren zerflossen."

Inzwischen der Wirth die umständliche Meldung fortsetzte, leistete Uli der geschäftigen Hausfrau, mit welcher er eifrig Unterhandlungen gepflogen, überall die nöthigen Dienste in der Küche und beim Decken des Tisches. Flavian, durch die Mittheilungen des Ammanns beruhigt, weil nun überzeugt, daß Fräulein Pauline keineswegs Fräulein Elfriede sein könne, ließ sich wohlgemuth die einfache, jedoch mit Ueberfluß, aufgetragene Mahlzeit schmecken. Und sobald die irdenen Schüsseln geleert waren, rief er, nach dankbar geleisteter Zahlung, seinen erquickten Wandergefährten zum Aufbruch gen Panix.

Beide, froher gelaunt, mochten in heitern Wechselreden, fast eine Stunde Wegs zurückgelegt haben, als ihre Gespräche jählings von einem ungewöhnlichen Ereigniß gestört wurden. Durch die Lüfte fuhr nämlich plötzlich ein furchtbar erschütternder, dumpfer Knall oder Schlag, der längs den Felswänden der Gebirgsgipfel hindröhnte, und wenn er verhallt schien, wieder zurückdonnerte. Es war, als sei ein ganzer Berg zusammengebrochen, und mit schmetterndem Geprassel in Abgründe niedergetaumelt.

„Was ist das?" rief Flavian stillstehend und schaute nach allen Seiten umher, und in die dunkle Bläue des Himmels auf, durch die kein Wölkchen flog.

„Es schlug wie beim schwersten Gewitter der Strahl!“ sagte Uli, der verblüfft die Firsten der Alpenkette musterte: „Frühem Donner, Herr Hauptmann, folgt späte Hungerzeit. Aber Donner war es doch nicht, und auch ein derberer Klapf, als Kartätschenfeuer, was mir noch immer von Ems her in den Ohren nachklingt. Es muß sich eine große Lauine irgendwo aus den Gletschern abgerissen haben, wie die von Anno 49, welche von der Malamusa am Crispalt herunterschoß und das ganze Dorf Rueras und bei hundert Menschen begraben hat. Gebt Acht, die Hiobspost wird hier auch nicht fehlen. Dem Unglück läuft das Gerücht zwar nicht immer voran, aber ein hinkender Bote folgt ihm gewiß endlich nach.“

„Schau hinüber, Uli, schau gegen den hohen Piz Cavaradi und den breiten Sirmadaun, — dort! es ist die Gegend von Tavetsch, oder Disentis! Sieh, wie es zwischen den Bergen wolkigt aufdampft, gleich weitem Nebel.“

„Mit Erlaubniß, Herr Hauptmann, dergleichen Nebel findet man eher zwischen Kochtöpfen, als Schneebergen. Das qualmt, wie steigender Rauch. Aber hundert mit einander abgefeuerte Kanonen geben nicht solchen Knall von sich, wie den vorhin, von dem die Berge bebten. Man sollte schwören, die Erde sei aus einander geborsten, spie Flammen und Rauch und schlinge die verdammten Franzosen mit Haut und Haar in den feurigen Rachen hinunter, was eben nicht das Schlimmste bei der Sache wäre.“

„In jedem Fall hat sich dort etwas Außerordentliches zugetragen,“ meinte Flavian: „und Schreckliches! Sieh nur, die Berge verschwimmen und verschweben in dicken Wolken, die sich braun und grau und gelb durch einander heraufwälzen.“

„Herr Hauptmann, ich will nichts gesagt haben; aber denkt an mich! Unser heilige Placidus, das weiß man, läßt wahrlich mit sich keinen Spaß treiben; und auf ein Wunder mehr oder weniger kömmt's ihm wahrhaftig auch nicht an. Er hat, wollt

Ihr wetten? den stinkenden Ketzern, den Franzosen, eins aufgespielt, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Diese Heiden haben ihr Wesen zu arg getrieben, und können doch dem Herrgott wahrhaftig am Ende nicht aus dem Jahr laufen."

„Ich möchte glauben," nahm Flavian wieder das Wort: „ein paar Dutzend Pulverwägen wären in die Luft geflogen. Auch schwillt das graue Nebel- oder Rauchmeer fort und fort, statt sich zu verziehen."

Nachdem Beide in fruchtlosen Muthmaßungen gänzlich erschöpft waren, schickten sie sich wieder zur Fortsetzung der Wanderschaft an, aber das Gesicht immer gleichsam im Nacken.

43.

Die Gesellschaft im Pfarrhause.

Vor ihnen lag endlich das Alpendörflein Panix, mit den wenigen Hütten, am wiesengrünen Berghang, der von da ziemlich steil zu den Felsen, Wasserfällen, Eisdecken und schwarzen Zacken des Gebirgsgrathes anstieg. Weit umher sah man auf diesen Höhen keinen Baum und Strauch mehr. Einzelne Weiber und Männer standen müßig beisammen und berathend, was der Donnerschlag zu bedeuten gehabt habe, den man auch hier aus der Tiefe des Landes vernommen hatte. Fragend wandten sie sich an die vorübergehenden Fremdlinge. Uli Goin trug kein Bedenken, ihnen, mit weitschallendem Zuruf, die Rache des heiligen Placidus zu verkünden, welcher die Feinde der römisch-katholischen Religion, die welschen Gotteslästerer, Knall und Fall, ausgerottet habe. Indem der Erdboden unter ihren Füßen gespalten sei, wären sie insgesammt bei lebendigem Leibe in Dampf und Rauch des höllischen Abgrundes hinuntergefahren.

Mit sichtbarem Entsetzen schlugen die erschrockenen Bäuerinnen ein Kreuz vor Stirn und Brust; einige alte Männer nickten bedenklich mit dem Kopf; einige junge Bursche lächelten aber dazu mit beinahe abergläubiger Miene. Indessen zeigte man den Wanderern, auf ihre Anfrage, das Pfarrhaus, welches, gleich andern Gebäuden, mit dicken Brettschindeln gedeckt stand, und, um von keinem Windstoß entführt zu werden, mit schweren Steinen belastet war. Durch einen kurzen Eingang trat man in das reinliche, getäfelte Wohnzimmer des Geistlichen, wo eine Schwarzwälderuhr, ein Barometer, ein Gesims mit Zinngeschirr und wenigen Büchern darauf, so wie ein wurmstichiges Kruzifix und ein paar schlechte Heiligenbilder, als Schmuck der Wände prangten. Der von Stein aufgemauerte Ofen, mit daran befestigten Sitzbänken, oberhalb mit dem Gestell zum Wäschetrocknen umgeben, füllte den beträchtlichsten Raum.

Ein lebhafter, ältlicher Mann, fast zu vernachlässigt gekleidet, als daß er für einen Priester gehalten werden konnte, kündigte sich dennoch, als Pfarrer an. Auf Prevosts Erkundigung um Fräulein von Stetten, eilte er diensgefällig, die Dame herbeizurufen, die, nach seiner Versicherung, ihn mit Ungeduld erwartet habe.

Sie kam, gefolgt von einem jungen, kräftigen Mädchen, das durch ehrerbietige Aufmerksamkeiten für sie, das Verhältniß der Dienerin zur Herrin gewahren ließ. Nach ersten üblichen Höflichkeiten, Fragen, Entschuldigungen, verbindlichen Versicherungen und dergleichen, mit denen der Weg zur nähern Bekanntschaft angebahnt zu werden pflegt, ließ man sich auf den hölzernen Bänken nieder. Das Zwiegespräch ward fortgesetzt, aber so allgemein gehalten über Disentis, dortige Freunde, über den vor Kurzem in der Ferne gehörten Knall, den Landsturm und über die Franzosen,

daß selbst Uli Goin Langeweile spürte, und mit dem geistlichen Herrn Berathungen über ein sicheres Mittel anknüpfte, den Durst zu löschen. Flavian und das Fräulein aber schienen bloß zu sprechen, um sich gegenseitig bequemer mustern, und ihre Neugier nach dem innern Gehalt der Personen verbergen und befriedigen zu können.

Bald indessen verlor sich zwischen Beiden das anfängliche Fremde. Man schien einander mit einigem Wohlgefallen zu sehen; das Fräulein mit Zufriedenheit, in dem hübschen jungen Mann Elfriedens gewesenen Auserwählten kennen zu lernen, der Schützenhauptmann hinwieder in der neuen Schutzempfohlenen die Freundin seiner ersten Liebe zu finden. Das Fräulein von Stetten gab sich als ein Frauenzimmer von Bildung, und zartem, zuweilen sogar überzartem Gefühl. Sie war freilich eine fast verblühte Schönheit, aber noch immer voller Anmuth im Aeußern; schlanken Gliederbau's, in äußerst sauberm, doch locker anliegendem, fast zu nachlässigem Reisegewande. Jedes ihrer Worte ward durch ein mildes, einschmeichelndes Lächeln des edeln Antlitzes verschönt, während die großen, blauen Augen von einer unüberwindlichen Schwermuth des Innern redeten. Als Gegenbild konnte einigermaßen ihr junges Kammermädchen gelten, — sie nannte es Theresel, — ein lachlustiges, in üppiger Fülle der Gesundheit aufgeblühtes Geschöpfchen, mit apfelrundem Gesicht und geläufiger Zunge. Es machte sich auf der Stelle mit dem mannhaften Uli lieber zu schaffen, als mit em rrn Pfarrer.

„Und, gnädiges Fräulein,“ fragte Flavian endlich: „wollen Sie erlauben, vorläufig die Hauptsache zu berühren? Sie denken ohne Zweifel Ihre Reise heut oder morgen fortzusetzen?“

„Möglichst bald, Herr Prevost. Doch Ihretwillen thut mir weh, daß ich, Sie wissen es also schon, von einer lieben Kranken, von meiner Gesellschafterin, abhängig geworden bin. Das Befinden derselben und die Andauer des guten Wetters werden über

uns entscheiden. Auf der Reise von Wien nach Chur schien ihr Zustand durchaus nicht bedenklich. Wer konnte glauben, daß er sich in ein paar Monaten so arg verschlimmern würde!"

„Fräulein Clara hat mir noch vor einer Minute gesagt," bemerkte Jungfer Theresel rasch einfallend: „es fühle sich in den Lüften dieser abscheulichen Berge himmlisch wohl; so gestärkt, daß sie eine Reise um die ganze Welt machen könnte. Mir hingegen springt, in dem entsetzlichen Klima, die ganze Haut an Lippen und Backen auf."

„Wir wollen erwarten," fuhr Fräulein Pauline fort: „wie sich meine Freundin morgen befindet, und ob uns die Witterung hold bleibt. Denn wir müssen ja in jedem Fall den Weg über die Berge wählen. Lieber nehm' ich's mit allen Schrecknissen der Natur auf, als mit der Brutalität unserer Feinde."

„Das Wetter bleibt standhaft!" bemerkte der Pfarrer, am Barometer klopfend: „Das Quecksilber steht beharrlich auf 21 Zoll 8 Linien."

„So niedrig?" rief Flavian etwas erstaunt.

„Weil wir hoch stehen!" beschwichtigte ihn der Witterungskundige: „Volle 4560 Schuh über dem Spiegel des Mittelmeers! Auf der Höhe des Panirerpasses aber werden sie noch um 2830 Schuh höher sein."

„Jesus Marie!" schrie Theresel ängstlich lachend: „nur nicht in den Himmel mit mir! Nehmen Sie mir's doch nicht übel, hochwürdiger Herr, die Regimentsmusik im Augarten möcht' ich vor der Hand noch immer lieber hören, als so jung, schon droben den Gesang der lieben heiligen Engel. Ich bekomme immer Schwindel, wenn ich nur das Bild einer Himmelfahrt ansehe."

„Sie wollen also den kürzesten Weg nach Uri oder Glarus ergreifen?" sagte Prevost, zu Paulinen gewandt: „Er ist mir unbekannt, aber jeder in Ihrer Gesellschaft gleich angenehm."

„Er soll nicht gefährlich sein, behauptet der Herr Pfarrer," entgegnete das Fräulein: „und ich wünschte nach Glarus, wo ich Bekanntinnen der Frau von Castelberg zu treffen hoffe, bei denen, — — — bei denen die, wollt' ich sagen — — —; mir ist der Name ganz entfallen!" setzte sie erröthend hinzu: „Aber nicht wahr, Herr Pfarrer, der Weg ist ohne Gefahr?"

„Vollkommen, vollkommen!" stimmte der geistliche Herr ein: „Freilich nur Fußweg, doch auch gut für Vieh während des Sommers. Im Jäger-Schlunde könnten Sie doch noch Schnee finden! Aber ich gebe Ihnen solide Männer mit, stämmig genug, die Frauenzimmer allesammt auf den Armen hinunter zu tragen. Sind Sie dann einmal an der Gurgel vorbei, so haben Sie überstanden. Denn — — —

„Schlund! Gurgel! Abscheuliche Namen!" fiel ihm Theresel mit komischer Angst ins Wort: „Um Gottes Willen, liebes, gnädiges Fräulein, ich bitte, bitte, wenn's doch halter einmal verzweifelt sein muß, stürzen wir uns lieber den Herren Franzosen in die Arme, als in den gräßlichen Rachen der Felsengurgeln!"

Der Pfarrer, ohne sich durch diese Randglosse, noch durch das angehobene Gelächter Uli Goins irren zu lassen, fuhr ernsthaft fort: „Sie werden ohne Zweifel in Elm oder Matt übernachten wollen? Es ist für Damen eine ganz angenehme Tagreise. Fürchten Sie sich nicht. In drei Stunden haben Sie die Araschkaalp und die Höhe des Graths erreicht; von da ungefähr in eben so vieler Zeit den Rinkenkopf; und dann bis Elm, durch die Wichleralp, gelangen Sie ebenfalls in drei Stunden."

Nach weitläuftigen Berathungen, Einwürfen und Widerlegungen, entschied Fräulein Pauline muthig für das Wagniß durch Schlund und Gurgel, insofern andern Tages die kranke Reisegefährtin sich stark genug fühlen würde. Diese, zu der sich abwechselnd, bald

die junge Dienerin, bald deren Gebieterin begab, ließ es nicht ganz an Hoffnung fehlen.

44.

Der Brand von Disentis.

Ein blendender Goldglanz, der sich am folgenden Morgen um die Eisfirnen der Berge legte, die dunkle Bläue des Himmels und Kühle der stillen Luft weissagten den lieblichsten Maitag. Saumrosse des Dorfes wurden gerüstet; Vorräthe von Speisen und Wein für die gesammte Karavane in Fülle aufgepackt, damit sie nicht in unwirthlichen Einöden verschmachten möge. Auch eine Tragbahre ward mit des Pfarrers Sorgenstuhl, für die Kranke künstlich mit starken Seilen verbunden; und Eisspornen suchte man zusammen, um sie, zur Wanderung über die schlüpfrigen Schneelager droben, den Sohlen der Männer unterzuschnallen. Flavian und das Fräulein saßen indessen plaudernd beim Frühstück. Sie schienen an einander immer größeres Gefallen zu gewinnen, und Eins vom Andern mehr Traulichkeit zu wünschen. Denn Beide fühlten, indem sie sich näher treten wollten, noch, durch etwas Fremdes, sich gehemmt. Immer hafteten forschend Paulinens Blicke, mit sonderbarem Ausdruck von Freundlichkeit und Argwohn, auf Flavian; und dieser richtete hinwieder seine Augen mit einer stumm wiederholten Frage auf das Fräulein; einer Frage, welche er den Lippen nicht gestatten wollte, sei es aus männlichem Stolz, oder um das theure Geheimniß nicht anwesenden gleichgültigen Personen verlauten zu lassen, die da ab- und zugingen. Bisher hatte er die Freundin seiner ehemaligen Harfenschülerin noch immer nicht unter vier Augen sprechen können.

„Da haben wir's!“ schrie Uli Goin, indem er bleich und

ernst ins Zimmer trat: „Unglück über Unglück! — Nur herein, Jeeli Cajacos, nur herein, und erzähle du selber! Ja, ja, Herr Hauptmann, je größer das Fest, je ärger der Teufel. Mir ist, o Herr Jerum! das Lachen auf lebenslang vergangen. Tavetsch und Disentis sind in die Luft gesprengt. Ein Herr von Castelberg ist erschossen, wie er über die Wiesen floh. Alle Donner! lieh mir der Satan nur auf ein Viertelstündchen seine Klaue, ich stürzte den Cuolm de Vi und Cuolmao, Pitz Pales und Cagli, und alle Berge in der Runde, auf die französische Höllenbrut zusammen, sie sollte selbst am jüngsten Tage nicht mehr zur Auferstehung hervorkriechen!“

„Bist du rasend, Uli?“ rief Flavian, und sprang erschrocken vom Tisch auf: „In die Luft gesprengt?“

„Red' Er doch, lieber Freund? Was ist begegnet?“ sagte Fräulein Pauline zitternd.

„Ei, der Jeele ist in der Nacht von Disentis entronnen, und erzählt draußen,“ antwortete Uli: „Komm herein, Jeele Cajacos, daß es die Herrschaften hören. Nein, jämmerlicher ging's bei der Zerstörung Jerusalems gewiß nie zu!“

Flavian begab sich mit Pauline hinaus, wo vor dem Pfarrhaus auf der Bank, von einer Menge horchender Menschen umringt, ein junger Bauer saß, matten klaghaften Gesichts. Der geistliche Herr sprach in vielerlei Bibelsprüchen ihm Trost und Muth zu, während er, in der Hand eine Flasche Enzianwassers, das Branntweinglas füllte, um ihn auch leiblicherweise zu stärken.

„Trink! trink ein Schlückchen, du armer Bursch!“ redete ihm Uli zu: „Glaub's dir gern, daß solch ein Jammerspektakel Muth und Blut austrocknen könne. Ward doch Loths Weib zur Salzsäule, als sie nach der brennenden Stadt zurückschaute. Herr Pfarrer, noch ein Glas voll! Und wenn Ihr's habt, mir auch! Trinken ist nicht Saufen; ein Schlückchen Schnapps löst die

Junge. Und nun, Jeeli, berichte haarklein; aber fang beim Anfang an; nimm die Kuh nicht am Schwanz, sondern gib uns das Ende zuletzt. Verstehst du, Kamerad?“

Der junge Bauer, nachdem er sein Glas geleert hatte, seufzte einigemal tief auf, und begann: „Es war gestern, nein, sag' ich, vorgestern, da zog die Heeresmacht der Feinde zu uns ein, mit Trommelspiel und Mordgeschrei; die Einen gingen weiter, die Andern blieben. Wir wußten nicht, was werden sollte? Aber Ihr hättet die fürchterlichen Grenadiergesichter mit den Schnauzbärten sehen sollen; jedes war, als wollt' es einen Menschen lebendig verschlingen. Nun das war gut. Da holte man Vorsteher und Ausgeschossene der Gemeinde aufs Rathhaus, und der General grüßte sie erst höflich mit dem Tressenhut; dann aber verlangte er zehn- oder zwölftausend Gulden Strafgeld, wegen des Landsturms. Und das sollte auf der Stelle gezahlt sein. Aber, hilf Gott, woher soviel Geld nehmen? Die reichen Herren bei uns waren ja auf und davon. Sie hatten den Krieg angehoben; wie es aber zum Raufen kam, retteten sie ihre Perrücken, und wir mußten unsere eigenen Haare hergeben. Auch die Klosterherren waren über alle Berge, und hatten doch Zeichen und Wunder versprochen. Nun, das war gut, und wir armen Leute — — —“

„Alle Donner, Cajacos! das war schlimmer, als schlimm!“ ließ sich Uli vernehmen: „Denn man sagt wohl, wo viel Geld ist, wohnt der Teufel gern; ich aber sage immer, wo keins ist, hausen ihrer zwei.“

„Wir armen Leute,“ fuhr der Erzähler fort: „lagen uns die Knie wund und flehten um Barmherzigkeit. Es verstand uns aber Niemand. In Disentis und andern Dörfern was Alles blau von Soldaten; jedes Haus bis unter das Dach davon vollgestopft Sie fraßen wie hungrige Wölfe, was in Küch' und Keller noch Vorrathes war; stahlen, was sie fanden; sprengten Kisten und

Kasten; rissen das liebe Vieh aus den Ställen, und trieben es aus den Wiesen fort mit sich. Ja, mochte unser Eins seine paar Bluzger noch so tief und heimlich verscharrt haben, ihre französische Diebsnase roch es schon in der Ferne aus. Ade, ihr schönen Bluzger und Thaler!“

Hier brach der Schmerz des armen Cajacos in bittere Thränen aus. Die Zuhörer wetteiferten, ihm Trost zuzusprechen. Der Pfarrer füllte noch einmal das auf der Bank stehende Glas. Flavian zog den Geldbeutel hervor, und reichte ihm ein paar Gulden. Dem Beispiel wollte Fräulein Pauline folgen, aber sie vergaß den edeln Vorsatz beinah beim Anblick der schöngestickten Börse des Schützenhauptmanns. Sie wandte kein Auge davon, bis er den Beutel wieder verbarg.

Cajacos empfing die mitleidigen Gaben mit stummem, doch herzlichem Dank, und berichtete weiter: „So ging eine schlaflose, jammervolle Nacht vorbei; und nun brach ein noch viel jammervollerer Tag an. Denn von Haus zu Haus ward ein grausamer Befehl kund gethan, Alles, was in Disentis wohne, alt und jung, krank und gesund, müsse den Ort verlassen, und mit Sack und Pack aufs Feld hinaus flüchten. Disentis müsse mit Feuer und Flammen vertilgt werden, und das schöne Gotteshaus dazu. Die Soldaten hatten, nach ihrer Gewohnheit, im Kloster Pforten und Thüren eingeschlagen, alle Zellen und Löcher durchschnüffelt, und hatten, wie Rede lief, im Kloster, rechter Hand in dem großen Gebäude, Pulverfässer, und noch viel Aergeres gefunden.“

„Sprich nicht so lästerlich, Jeele, von dem heiligen Hause!“ erinnerte Uli Goin: „Ein Mönch hat zwar, sagt man, das tödtliche Pulver erfunden; aber Aergeres, wahrlich, kann doch nur der Teufel erfinden. So rede, was war's?“

„Ei nun, was war's?“ erwiederte der Berichtgeber: „Die zerfetzten, durchschossenen und blutigen Uniformen von der Kom-

pagnie des Kapitän Salomon waren es, die man in dem Gemach, neben der Eingangspforte, verwahrt gehalten. Nun hättet Ihr das Gebrüll der rasenden Soldaten hören sollen, wie sie Rache schrien wegen ihrer erschlagenen Kameraden, und die Kleider derselben an den Bajonetten der Gewehre hoch in die Luft trugen, und den Offizieren vorwiesen. Die Erde bebte und die Luft zitterte vom Toben und Fluchen der umherwüthenden Todtschläger. Dazwischen ließen links und rechts die Trommeln ihre Wirbel hören, und scholl das Wimmern, Heulen und Wehklagen von unschuldigen Kindern, Weibern und Männern, die aus ihren Wohnungen, mit der wenigen Habe, in das offene Feld flüchten mußten. Da lagen die Einen ohnmächtig im Gras und Thau auf den Wiesen; die Andern beteten auf den Knien; die Dritten geberdeten sich, wie Wahnsinnige. Es war ein Schauspiel, am Weltgerichtstag könnt's nicht furchtbarer sein. Mitten in das Getümmel und Zetermordio fuhr ein Donnerschlag, der die Ohren betäubte, und schwarzer Qualm wälzte sich hoch auf, worin dunkelrothe Flammenstrahlen zuckten. Und Feuer loderte drunter, als spie es die Erde von sich aus; und über dem schwarzen Rauchschwall regnete es Feuer vom Himmel herab. Das Kloster war fast zur Hälfte in die Luft geflogen, und flackerte lichterloh, und die Flammen reckten und leckten zu den Thürmen auf, daß die Glocken zerschmolzen. Und Funken sprudelten aus den Fenstern und rothe Gluten quollen durch die Dächer der Häuser und Ställe. Das Jammergeschrei und Winseln der Menschen und Thiere hallte, zwischen Gerassel und Geprassel zusammenstürzender Gebäude, mit dem Knallen von Flintenschüssen vermengt, weit um von den Bergen zurück. Auch landaufwärts sah man breite Rauchsäulen umherwehen, und hochfackelnde Viehställe. Nun, das war gut. Da dacht' ich denn in meinem Sinn — — —"

„Alle Donner!" schrie Uli: „Ich sage dir mit deinem ver=

dammten „das war gut“ noch einmal, lobe mir nicht die Erzteufel der Hölle und ihre Werke! Oder hat die Feuersbrunst auch deinen armen Hirnkasten ergriffen?“

„Da dacht' ich,“ fuhr Cajacos in seinem ächzenden Klageton fort: „das schöne Gotteshaus und die unschuldigen Hütten haben ja nichts gesündigt, und müssen Schutt und Asche werden: so kömmt die Reihe gewißlich nun an uns unglückselige Menschenkinder. Sie sparen uns für die Nacht auf, damit die Sonne nicht Zeuge sei unserer Todesqualen. Und wie die Nacht kam, stahl ich mich durch die Wachtposten und floh in die Berge. Wohl mögen jetzt auf den rauchenden Brandstätten viel hundert Leichen ruhen.“ *)

„Und das Schloß Castelberg?“ fragten Flavian und Pauline zugleich, mit zitternder Stimme.

„Es war von Soldaten bewacht, und der Würgengel ging vorüber,“ antwortete der Gerettete: „Manch armes Weib mit seinen Kindern fand da Zuflucht und Trost. Auch der General kehrte darin ein, und ritt ab und zu, mit düstern Geberden. Ich sah es ihm an, als er einmal an mir vorüber trabte auf seinem großen pechschwarzen Gaul, daß ihm selber das Herz beim Anblick des Gräuels weh thun mochte, und daß er die Augen zum Himmel wandte, als wollt' er für sich Gnade erflehn. Aber er hat die Hölle verdient. Auch sah ich in den Reihen der Kriegsknechte Manche, die wohl Mitleid trugen, und ein weinendes Kind über die Ringmauer in den Schloßhof lüpften. Aber Steine hätten bei

---

*) Später ward bekannt, daß an diesem Tage (den 6. Mai) beim Mordbrand neun Menschen umkamen; 107 Häuser, 115 Scheuren und Ställe eingeäschert wurden, ungerechnet einen großen Theil der Abtei. Der Schade durch Raub und Plünderung ist nicht zu berechnen; wohl aber daß dabei 208 Stück Ochsen und Kühe, 329 Stück Schmalvieh u. s. w. verloren gingen.

dem Elend und Jammer Erbarmen haben müssen. Und wer weiß denn, wenn Alles ein Ende nehmen wird? Ihr guten Leute von Panix, bringt Euer Bestes in Sicherheit und betet zu Gott und allen Heiligen, daß ihr verschont bleibt, und daß die Franzosen nicht bei euch einkehren mögen!“

„Hast Recht, Jeele, und abermals Recht!“ stimmte Uli bei: „Doch, ihr Panixer, laßt nicht alle Hoffnung in den Brunnen fallen! Feldmarschall Hotze ist auch noch da, und der Tanz am Luziensteig lange noch nicht zu Ende. Man wird den Brennern und Sengern wohl einmal den Pelz in ihrem eigenen Blut waschen; denn der Herrgott, der uns in die Grube fallen ließ, zieht uns sicherlich wieder heraus. Nicht wahr, Herr Pfarrer, das wißt Ihr besser?“

Der geistliche Herr stand bleich da mit unbeweglichen Glasaugen, und hatte weder eigenen Glaubenstrost, noch Ohren für die salbungsreichen Reden des Tavetschers. Die Weiber weinten. Die Männer lispelten mit den Lippen Gebete. Andere weinten. Andere bissen im Grimm die Zähne zusammen, und ballten die Fäuste. Nach und nach sonderten sich Einige ab, und eilten heim, ihre Habe zu retten. Bald folgten Mehrere dem Beispiel, bis der ganze Haufe aus einander lief.

„Unsere Rosse heraus, ihr Mannen!“ scholl Uli's kraftvolle Stimme: „Was säumet ihr und gafft ins Blaue hinaus, wie das Bild in der Kapelle. Vorwärts, vorwärts, denn die Zeit läßt sich an keinen Pfahl festbinden!“

45.

In den Alpen.

Die Pferde standen bereit; auch die Tragbahre für des Fräuleins kranke Begleiterin. Diese trat langsam und zitternd aus dem

Hause, vom Pfarrer und Kammermädchen unterstützt, in Pelzwerk und Mantel gehüllt. Ihr Kopf, erdwärts geneigt, war unter einem flatternden grünen Schleier, mit weißen Tüchern umschlungen, Kinn und Nase damit verdeckt und kaum noch ein halbgeschlossenes Auge sichtbar. Man hob sie behutsam in den Stuhl, der zwischen den Stangen ruhte. Sie sprach, mit heiserer Stimme, wenige Worte zu ihren Gefährtinnen, die dann, Flavians Beistand nicht verschmähend, jede einen der Gäule bestiegen. Den Reisezug begleiteten vier kernhafte, handfeste Bauern, welche abwechselnd Gepäck und Bahre trugen, oder die Rosse führten.

So ging's, gemessenen Schrittes, an den kurzgrasigen Wiesen der Berghalde hinauf. Selten ward anfangs ein Wort gewechselt. Jeder lebte noch mit seinen Gedanken in den entsetzlichen Begebenheiten, die man eben erfahren hatte. Aber, je höher man stieg, und das Bewußtsein eigener Sicherheit wuchs, je mehr schienen sich auch die Gemüther über das meist selbst verschuldete Unglück der Menschen zu erheben und mit dem Wechsel der Dinge in dieser Welt zu trösten. Flavians Beruhigung ward, doch wenigstens den ehrwürdigen Freund Gregorius, bei seiner Gönnerin in den Mauern von Castelberg, vor größern Gefahren gesichert zu wissen. Allgemach gewann er Fassung genug, umher zu schauen, sich wieder des sonnigen Tages zu freuen in den Alpen, und zu sehen, wie die breiten Felsmauern und Gebirgszacken, bei jedem Schritte näher, und riesiger wurden. Lieber noch freilich hätt' er, eine kleine Neugier zu stillen, mit Fräulein von Stetten, Gespräche angeknüpft. Allein sie erwiederte Fragen, die er zuweilen höflicher Weise an sie richtete, jedesmal nur mit kurzen, verbindlichen Antworten. Ihr Schweigen wies ihn auf Beobachtung des seinigen zurück.

Noch weniger wagte er ein Wort an die Kranke, welche zuweilen einen vom Schmerz erpreßten Seufzer auszuathmen schien.

Das hinderte ihn aber nicht, die Vermummte mit Seitenblicken zu mustern, um unter der Last von Mantel, Pelz und Tüchern ihre Gestalt, und ihr Alter, zu enträthseln; oder welche Grazie vielleicht ein eben so viel Schauder, als Mitleid erregendes Uebel zerstört haben mochte. Das einzige unverbundene gesundere Auge blickte nur höchst selten auf; und dann nur trübe durch den Schleier. Doch die kleinen, schmalen Hände, mit denen sich die Leidende an den Lehnen ihres Stuhls hielt, konnten keinem sehr betagten Frauenzimmer angehören, und schienen, ob sie gleich mit weißseidenen Handschuhen, von durchbrochener Arbeit, bekleidet waren, zart und fein gebaut. Zuweilen auch schlug ein Luftzug den Saum des langen schwarzatlassenen Mantels zurück, und zeigte in den zierlichen Schuhen und weißen Strümpfen ein Paar so niedliche Füßchen, daß kaum Zweifel übrig blieb, die Eigenthümerin habe das jungfräuliche Alter vielleicht nur eben erst erreicht. Doch mehr ließ sich nicht errathen, und das Mitleid des jungen Mannes ward dennoch wärmer.

So gelangte die Gesellschaft endlich zum grausenhaften Multär, oder acht Schuh breiten Felsenspalt des Erdbodens, dessen Wände sich senkrecht in einer Tiefe verlieren, aus welcher ein wilder eingezwängter Bergstrom eintönig heraufbrüllte. Vorsichtig, und Einer hinter dem Andern, schritt man über die schmale Steinplatte, welche dem Abgrunde zur Brücke diente. Durch die Araschka-Alp gelangte man bald darauf zu den verwitterten Klippen und Felsen des Kaunenbergs, in deren Schatten eine verfallene Hütte zum Schirm der Heerden und Hirten lag, wenn sie durch Sturmwetter von den Triften verscheucht wurden. Aber es waltete Todtenstille. Kein Hirt, keine Heerde war da. Und weiterhin verlor sich, am immer jäher steigenden Berghange, alles Wiesengrün in Steingeröll und kahlen Erdschutt, von Rinnsale

geschmolzenen Schnees vielfach durchfurcht und ausgefressen; graues, leeres Gebiet der äußersten Höhen.

Nach einer halben Stunde war des Gebirgsgrathes letzte Staffel erklommen, und die Führer machten Halt, ihren Rossen Ruhe und Futter zu gönnen; oder mancherlei Vorbereitungen für das Niedersteigen an der nördlichen Abdachung des Gebirgs zu treffen. Uli Goin und das muntere Theresel, die sich unter einander besser zu verstehen schienen, als ihre Herrschaften, handthierten indessen geschäftig, denselben aus mitgebrachten Vorräthen das Frühmahl von kalter Küche zu bereiten. Ein breiter Steinblock mußte für Fräulein Pauline und Flavian, die Stelle des Tisches vertreten; ein anderer, aber in beträchtlicher Entfernung, nämlichen Dienst dem unglücklichen Frauenzimmer leisten, welches ein Gegenstand des Mitleids für die gesammte Reisegesellschaft war. Da speisete es allein; ausschließlich durch Fräulein von Stetten bedient, welches der Kranken, während des Essens, einige Tücher vom wunden Antlitz nehmen mußte, weil sich sogar des Fräuleins Zofe mit Ekel abwandte.

Flavian unterhielt sich während dessen mit den Panirer Trägern, die sich und den Rossen ebenfalls das Mahl bereiteten, wozu eine Rast von wenigstens zwei Stunden Frist genug gab. Sei es die Frische des Athems in diesen Höhen, oder das fremde Gebilde der nähern und entferntern Umgebungen, oder auch die von Uli und Theresel aufgetischten Leckereien und Labsale, nach denen der Magen der Reisenden starke Sehnsucht empfinden mochte: Alles drängte die Erinnerung an die Schrecken der jüngsten Zeit in den Hintergrund und erweckte den Frohmuth zur Wiederkehr.

Man befand sich hier auf einem beschränkten Raum kahlen, wellenförmigen Bodens, den tausendjährige Schneeschauer, Stürme und Regengüsse durchwühlt und eingekerbt hatten. Da und hier, zwischen Steinschutt, oder nacktem Fels, grünten vom kurzen

Alpengras kleine Plätze; anderswo blitzten kristallhelle Tümpel Schneewassers, oder an schattigen Stellen Eisschollen mit bleifarbenem Glanz. Wenige Schritte links sperrte das graue, runzlichte Antlitz der Felsen, wie einen dunkeln Rachen, mehrere neben einander liegende Höhlen auf. Vom reinen Himmel herab aber schauten, zwischen Eismeeren, die Häupter der Alpenfirsten nieder, von tiefern Bergmassen, wie von breiten Riesenschultern, getragen. Weithin verschwammen niederwärts, in dunstigen, falben Lüften, die Länder der Menschen.

Sogar Uli Goin schien sich an dem großartigen Schauspiel zu weiden. Aber aus seinen Betrachtungen, in denen er mit verschränkten Armen dastand, störte ihn der unsanfte Stoß, mit dem ihn die muthwillige Kammerzofe beehrte.

„Hei, Jüngferchen, nicht übel!" rief er und erhaschte sie: „Gesteht nur, es gefällt Euch in meinem Lande hier doch besser, denn in Eurer Heimath zu Wien. Ich dächte, Ihr solltet — — —"

„Was mag Er doch wissen und denken?" erwiederte sie: „Wer sagt Ihm, ich sei eine Wienerin? Nichts weniger, ich bin von Brünn, und war kaum ein Jahr lang in Wien."

„Ich dächte aber," fuhr Uli fort und zog sie näher an sich: „Ihr würdet Brünn und Wien bald in unsern schönen Bergen vergessen, wenn Ihr — — —"

„Das fehlte mir noch zu all meinem Unglück! — Schöne Berge! Ja wohl! Häßlich sind sie, wie — Er, Herr Uli. Wohl sahen sie von weitem ganz artig aus, wie Biscuit-Aufsätze mit weißem Zucker-Ueberguß. Allein so nahe, tröste mich Gott, man möchte halter darüber selbst zu Stein und Eis werden. Ach, wär' ich nur wieder im lieben Wien zurück!"

„Und beim Schätzel daheim," fügte Uli mit nachgespottetem Seufzer bei: „Ja, ja, Jungfer Theresel, so lange man's hat,

mag man's nicht; und wenn's davon ist, sucht man's. Ich wette, Ihr habt mich erst lieb, wenn Ihr weit von mir seid."

„Ja wohl!" versetzte sie schnippisch lächelnd: „Je weiter von mir, je lieber soll Er mir werden. Weil Er aber doch in Wien gewesen ist, wird Er bekennen, daß halter die Stephanskirche wohl etwas hübscher ist, als dort der ungehobelte Bergklotz, und der Prater, oder der Paradeplatz amüsanter, als der wüste Schutthaufen hier."

„Ich hingegen behaupte," widersprach ihr der wohlgemuthe Tavetscher: „der schönste Paradeplatz ist für mich, wo das hübsche Theresel mit den Schelmenaugen paradirt."

„Ach, geh' Er doch, Er einfältiger Mensch, und lern' Er anderwärts Komplimente schneiden!" entgegnete Therese mit einem Gesicht, das nicht halb so böse war, wie ihr Wort.

„Nun ja, bin noch nicht auf der Pariser Löffelschleife gewesen," meinte Uli: „drum ging ich gern noch bei Jüngferchen Theresel Liebhold in die Schule. Das könnte endlich aus mir machen, was ich längst hätte sein sollen, und sogar einen artigen Ehemann. Und ich finge die Lektion je eher, je lieber an; und wenn's sein müßte, hier auf der Stelle, wo wir näher beim Himmel sind, als in der Kirche. Man hat nicht immer so Zeit und Gelegenheit beim Aermel. Drum muß es einmal heraus; Herz um Herz, Ring um Ring!"

„Pfui doch, Monsieur Uli! Laß Er mich gehen!" rief sie halblaut und halbböse und machte sich los von ihm: „Wenn Er mit unser Einem redet, schrei Er nicht, wie ein Dachmarder, Er böser, ungeschickter Mensch; sieht Er nicht, wie die Bauern drüben herschaun. Pack' Er sich mit seinen Liebeserklärungen. Das sind aufgewärmte Gerichte, die Er schon einem Dutzend andern Mädchen vorgesetzt hat!" — Zur Strafe versetzte sie ihm einen tüchtigen Schlag, den er, zufrieden schmunzelnd, wie die zärtlichste Liebkosung hinnahm.

Inzwischen hatten auch Flavian und Pauline ihr ländliches Mahl vollendet, welches mit einer Flasche Bordeaux aus dem Keller der Abtei gewürzt worden war. Beide, gleich begierig, einander einmal, fern von lauschenden Ohren, unter vier Augen über dies und das zu besprechen, was Jedem etwa auf dem Herzen lag, vereinigten sich zu einem Spaziergang.

Sie waren schon, unter gleichgültigem Geplauder, bis in die Nähe der Höhlen gekommen, dann wandten sie sich rechts, einem hohen, gewaltigen Wasserfall zu, der vom Hausstockgletscher in weitem Bogen herabschoß. Endlich faßte das Fräulein Muth und sagte: „Frauenzimmer, Sie wissen es wohl, sind zuweilen ein wenig neugierig. Ich sah im Panirer Pfarrhause zufällig in Ihrer Hand einen zierlichen Geldbeutel. Erlauben Sie mir wohl, die schöne Stickerei noch einmal zu bewundern?“

Der Schützenhauptmann zog ihn langsam hervor, nicht ohne Herzklopfen. Er wußte, nun müsse die Rede geradenwegs zum Ziel führen, dem von ihm längst ersehnten. Und doch, wenn er nur an die wankelmüthige treulose Geberin der Börse dachte, empörte sich wieder sein ganzer beleidigter Mannesstolz. Nur wissen wollte er, wie man die Leichtsinnige, nach solchen schmählichen Vorgängen, etwa wie eine völlig Schuldlose darstellen könne.

Nachdem die Dame Gewebe und Stickerei schweigend von allen Seiten betrachtet, oder wohl nur überlegt hatte, wie ihre Blödigkeit besiegen und dies Gespräch fortsetzen, gab sie die Börse zurück und sagte: „Ich kenne diese Arbeit, — — — diese sogenannte Rose von Disentis. Darf ich noch ein wenig unbescheiden sein, und fragen, wie — — —“ Hier stockte ihre Stimme. Dann indem sie ihre Schritte unterbrach, und mit beiden Händen seine Hand ergriff, als sollt' er ihr nicht entweichen, sprach sie mit bittendem Blick und furchtsamem Tone: „Fräulein Marmels in Wien ist meine Freundin, meine Vertrauteste. — Könnten Sie

mir nicht für ein Augenblickchen Ihr Vertrauen gönnen? — Ich scheine Ihnen etwas zudringlich. Wir haben uns kaum seit vierundzwanzig Stunden gesehen, aber — — —. Seien Sie offen gegen mich. Ich möchte auch gern recht offenherzig mit Ihnen plaudern. Sagen Sie mir das Eine nur, — ich weiß, Sie erhielten dies Andenken von Elfrieden. Sie verloren es, oder verschenkten es wieder. Wann und wie gelangten Sie von neuem dazu?"

Flavian sah die schmeichelnde Fragerin mit ernsten Augen an, in denen eben so viel Ausdruck neu aufgestiegenen Verdrusses, als Verlangens lag, mehr zu erfahren. „Vor einem halben Jahr kauft' ich die Börse in einem Wirthshause, meinem gegenwärtigen Bedienten Uli Goin ab. Ihre Freundin hat vermuthlich damit irgend einen Jemand, vielleicht nur einen Domestiken, erfreut. So lief das zärtliche Andenken von Hand zu Hand; spielte überall die Rolle eines Liebespfandes, bis ich's unverhofft wieder erblickte."

„Sie sind im Irrthum, mein Herr. Niemanden, als Ihnen, und nur Ihnen allein, gab Elfriede dies Andenken. Ich beschwöre Sie, reden Sie Wahrheit. Mir liegt in diesem Augenblick mehr daran, als Sie glauben können. Oder — — — dürfen Sie vielleicht nicht? Wenn Sie sich scheuen, dann will ich nichts wissen."

„Mich scheuen!" wiederholte er halb beleidigt das Wort, und streckte sich stolz auf: „Warum scheuen?"

„Sie hatten — — — Herr Prevost, Sie kannten in Wien vielleicht eine Person, eine gewisse — — — Nein, ich bitte, wen in Wien beglückten Sie mit dieser Börse, als Sie das Haus der Frau von Grienenburg verlassen hatten?"

„Fräulein, mich dünkt, Ihre Freundin hat Ihnen nicht Alles vertraut, sondern ihre Leichtfertigkeit zu bemänteln, Sie mit einem Mährchen getäuscht. Oder, was wollen Sie mit Ihrer Frage

nach einer „gewissen" andeuten, die Sie nicht nennen? Ich darf Ihnen offen Rede stehen. Ich will es. Ihre Freundin war einst auch die meinige; nein, — ich bekenn' es, meine erste Liebe. Sie betrug sich unwürdig; trieb schnödes Spiel mit einem ehrlichen Herzen, das sie mit ihrer Unschuldsmiene gewonnen. Brach eben so leichtsinnig Gelübde, als sie sie gethan. Ich war ein leichtgläubiger Gimpel — — —"

„Still, lieber Hauptmann, zürnen Sie jetzt nicht mehr."

„Vergeben Sie, Fräulein. Sie berühren eine Wunde, die noch lange nachblutet. Was kann ich dafür? O wüßten Sie Alles. Wie engelgut sie sich zu stellen wußte! Nein, verstellt hat sie sich wohl nicht, aber ich Gutmüthiger glaubte an ein launenhaftes, wetterwendisches, leichtsinniges Kind. Gleichgültig brach es von mir ab. Das war Lebensbruch! Ich mochte nichts mehr von ihr; ich sandte ihr das Letzte, was ich von ihr besaß, die Börse, durch den Grafen Malariva zurück. Der Bruch heilt nicht wieder."

„Durch Malariva also!" schrie Pauline laut auf, und ließ Flavians Hand los. In ihrem Auffahren, ihren Mienen lag aber mehr Ueberraschung und Zufriedenheit, als Schreck: „Durch ihn also? Unmittelbar durch ihn? Ganz richtig! So sagte sie denn in der That — — gewiß, sie hat nicht gelogen — — — Vergönnen Sie mir die einzige Frage noch: Sie kannten in Wien vielleicht — vermuthlich ein gewisses Nannerl, oder Nanette Schröter. Es soll vor einigen Jahren ein ganz hübsches Geschöpf gewesen sein. Sie kannten das Mädchen vielleicht nur, wie man wohl Leute kennt, die man zufällig einmal — —"

„Nein, Fräulein. Ich hörte den mir fremden Namen zum erstenmale aus dem Munde meines Dieners. Und was soll diese Person?"

„Nicht Malariva, sondern eben diese Nanette Schröter brachte dem unglücklichen Fräulein Marmels die Börse zurück."

„Sei es. Das ist zuletzt Nebensache. Warum nennen Sie jetzt Ihre Freundin eine Unglückliche?“

„Weil sie es ist, und durch das, was Sie, Herr Prevost, Nebensache heißen, geworden ist. Ja, diese Nebensache, — jetzt, was mir früh ahnete, Elfriede nicht glauben konnte, was nachher und zu spät an den Tag kam, jetzt ist's vom letzten Zweifel entbunden — diese Nebensache, dies verruchte, unerhörte Ränkespiel, brachte die arme Elfriede um alle Seligkeit einer jugendlichen Blütenzeit und beschleunigte den Tod der Baronin Grienenburg.“

„Ich erfuhr diesen Tod vor wenigen Tagen durch Malariva. Was ist aber aus dem verwaiseten Fräulein Elfriede geworden?“

„Kommen Sie, Herr Prevost. Unsere Leute werden uns, denk' ich, rufen, wenn es Zeit zum Aufbruch ist. Suchen wir einen Ruheplatz. Ich erzähle Ihnen in wenigen Worten die unselige Geschichte. Sie ist ja zum Theil auch Geschichte Ihres eigenen Schicksals.“

46.

Die Erzählung am Wasserfall.

Sie führte ihren Begleiter zu einem Steinblock, der Beiden, als Bank, dienen konnte. Vor ihnen goß sich über schroffer erhabener Felsenmauer der breite Wasserfall in weitem Sprunge und mit eintönigem Brausen nieder. Vom aufgelösten Thonschiefergebirg silbergrau gefärbt, glich er einem ungeheuern glänzenden Thor aus flüssiggewordener Platina.

Der Hauptmann setzte sich, in höchster Spannung, neben Paulinen. Seine Augen hingen an dem seelenvollen Gesicht der

Jungfrau, als wollt' er von ihr Gedanken heraushorchen, eh' dieselben noch Worte werden konnten.

„Sie müssen vorläufig noch wissen, Herr Prevost," hob das Fräulein von Stetten an: „daß ich Elfrieden seit ihrer Kindheit kenne. Sie verlor ihren Vater früh; wenige Jahre später auch ihre Mutter, die sich in zweiter Ehe mit dem Baron von Grienenburg vermählt hatte. So war sie ganz Waise geworden. Sie hing mit kindlichster Zärtlichkeit an mir. Das Verhältniß blieb zwischen ihr und mir, oder ward vielmehr noch enger, als sich der Baron wieder verheirathete. Sie haben die Frau von Grienenburg gekannt. Mehr hab' ich von ihr nicht zu sagen. Wir waren damals Nachbarn. Elfriede wohnte meistens bei mir, auf meinem kleinen Landsitz, unweit der Stadt Brünn. Das Gut ihrer Stiefeltern grenzte an das meinige. Nach dem Tode des Barons ward sie von ihrer Stiefmutter mit gen Wien genommen. Zuweilen aber durfte sie mich besuchen. Die übrige Zeit unterhielten wir fleißigen Briefwechsel. Sie hatte kein Geheimniß für mich; ich keins für sie. So erfuhr ich Malariva's Bewerbungen um ihre Hand; dann auch die erwachende Neigung des Kindes zu Ihnen, Herr Prevost. Ich hielt es für Pflicht, zu warnen. Das gute Mädchen begriff noch nicht, warum Warnungen? Die Unerfahrne kannte keine Gefahr. Allein das harmlose Wohlgefallen an dem jungen Hausfreund flammte zur Leidenschaft auf. Ja, Sie wurden geliebt mit der schwärmerischen Glut einer ersten und letzten Liebe; mit Trotz gegen das widerwärtigste Verhängniß; mit einer Entschlossenheit und Stärke, die nur der Tod überwältigen kann. Sie kennen Elfriedens entschiedenes Wesen."

Ein bitteres Lächeln überflog Flavians Gesichtszüge, und leise murmelte er: „O ganz wohl. Einmal so, einmal anders; immer entschieden!"

„Hören Sie weiter. Verdammen Sie nicht zu früh. Sie kannten auch Malariva, der mit der Baronin weitläufig verwandt war. Mit unglaublicher Verschmitztheit, die dem geschmeidigen, arglistigen Italiener zu Gebote stand, trat er überall, als Ihr Lobredner auf, während er anfing, Sie um das übergroße Vertrauen der Baronin zu beneiden, anfing Elfriedens Neigung zu argwohnen. Als er Sie am tödtlichsten haßte, und erfuhr, Sie wären durch Ihre Schwester mit dem Hause Schauenstein verbunden, wären von altem Adel: verhieß er, nicht Zeit, nicht Mühe, nicht Geld zu schonen, Ihnen, Ihrer Talente würdig, ehrenvolle Anstellung in kaiserlichen Diensten zu schaffen. Es fehlte ihm nicht an Umgang mit einflußreichen, hochgestellten Personen. Elfriede und die Baronin waren ganz Dankbarkeit. Man wollte Sie eines Tages angenehm mit einer, ich weiß nicht, welcher Ernennung überraschen. Elfriede und die Baronin schwammen in Hoffnungsfreuden; erboten sich, jedes Geldopfer dafür zu bringen. Sie sehen, Herr Prevost, wie genau ich von Allem, was Sie betraf, unterrichtet bin, und es schon war, eh' ich die Ehre hatte, Sie persönlich zu kennen."

„In der That, gnädiges Fräulein," erwiederte Flavian, in dessen Gesicht sich, bei diesem Rückblick auf das Vergangene, Hohn und Aerger spiegelten: „In der That, ich vernehme von Ihnen mehr, als mir selber bekannt war."

„Aber das Blatt wandte sich bald," fuhr Pauline fort: „Eines Abends erschien der Baron bei den Damen, finster, unwirsch, zerstreut; murmelte Verwünschungen gegen Medisance der Wiener und reizte die Neugier der Frauenzimmer aufs Höchste, die nicht aufhörten mit Bitten, ihnen zu sagen, was ihn quäle. Endlich und endlich, wie halb gezwungen, gab er nach, und sprach er von niederträchtigen Verleumdungen, die man gegen Sie, Herr Prevost, ausgesprengt habe."

Prevost zuckte die Achseln, und bemerkte: „Und der Unhold selber ausgebrütet hatte. Ich weiß! Und die beiden Damen glaubten dem Schelmen sogleich aufs Wort.“

„O nein, es war ja zu arg, zu unglaublich! Denken Sie nur, er erzählte, wie er von einer vornehmen Person am Hofe, bei der er sich für Sie, Herr Prevost, verwendet hatte, höchst übel empfangen worden sei. Diese habe ihn mit allen fernern Gesuchen kurz abgewiesen, weil sich nach eingegangenen Erkundigungen ergebe, der in Wien studirende junge Bündner sei der Polizei längst verdächtig; mit Franzosen in geheimer Verbindung; in demagogische Umtriebe verflochten; fabrizire und verbreite Revolutionslieder; führe sogar sittenlosen Wandel; habe eine junge Bürgerstochter verführt, mit der er in verbotenem Umgang lebe u. s. w. Die hohe Person habe sich endlich ganz mißfällig über Frau von Grienenburg geäußert, daß sie mit einem Abenteurer der Art ihr eigenes Haus verdächtig mache; und noch ungehaltener über den Grafen Malariva, daß er gewagt, einen Menschen zur Anstellung in kaiserlichen Diensten zu empfehlen, der nächstens in die Burgvogtei oder über die Grenze wandern müsse.“

„Ich weiß, ich weiß, mein Fräulein!“ grollte Flavian bei diesen Worten: „Warum aber schwieg man gegen mich? Warum hörte man mich nicht?“

„Man wollte Sie nicht kränken, Sie nicht zu übereilten Schritten reizen. Sie können sich vorstellen, Herr Prevost, mit wie empörtem Gemüth Elfriede und ihre Stiefmutter dies anhörten. Doch empörter, als sie beide, war ja der Graf selber. Die Ruchlosigkeit, die Lüge, sagte er, sei zu offenbar. Er halte für Pflicht, Ehre und guten Namen eines unschuldigen Mannes zu retten. Hier sei es um seine eigene Ehre und Rechtfertigung zu thun. Da sei Büberei eines Dritten, oder Irrthum, oder Namens-

verwechslung vorhanden. Er wolle selber bei der Polizei Aufklärung suchen; wolle selber die Wohnung der erwähnten Weibsperson erfragen. Bis dahin beschloß man, nichts gegen Sie, mein Lieber, zu äußern."

„Gar kluge Unklugheit!" fiel Flavian ein: „Hätte man mich gehört! — — — Und weiter?"

„Folgendes Tags kam der Graf wieder, aber mit unglückweissagendem Gesicht. Er war außer sich; konnte lange nicht Worte finden, das Schrecklichste zu berichten. Im Polizeibureau hatte man ihm Aufruhrlieder von Herrn Prevosts eigener Hand, und mehrere Zeugenverhöre vorgelegt, welche die erhobenen Anschuldigungen bestätigten. Er hatte auch den Namen des Mädchens erfahren; diese Person sogleich in der Leopoldsvorstadt aufgesucht. Es war eine gewisse Jungfer Nanette Schröter, Tochter einer Schneiderswittwe. Nach vielen vergeblichen Vorstellungen, Bitten und endlich Drohungen, hatte sie dem Grafen ihre Schuld eingestanden, aber auch, daß sie von Herrn Prevost Zusicherung habe, er werde sie heirathen. Die Baronin hörte Malariva's Bericht mit stummem Entsetzen. Elfriede hingegen trat mit zornglühendem Gesicht gegen den Grafen, und — — —"

„Elfriede? Wirklich? Konnte sie doch?" murrte der Schützenhauptmann mit ungläubigem Lächeln.

„Sie schalt ihn einen ehrlosen Lügner, dessen schlechtverkappten Haß gegen den Freund ihres Hauses sie schon lange errathen habe. Der Graf zuckte mitleidig die Schultern, verzichtete großmüthig auf jede Selbstvertheidigung; er habe sich am Ende nur noch zu Gunsten der Frau von Grienenburg verwenden können, daß man wenigstens ihres unbescholtenen Rufes schone. Er übergab dann der in Schmerz und Furcht verlornen Baronin ein Billet. Es waren einige Zeilen, von einem ihr sehr wohlbekannten Staatsbeamten geschrieben, des Inhalts: die Frau Baronin

möge, sich Unannehmlichkeiten zu ersparen, den Studiosus aus Graubünden, Flavian Prevost, ohne Zeitverlust aus ihrem Hause entfernen.“

„Aha!“ bemerkte Flavian, mit gerunzelter Stirn: „Nun wird's deutlicher, wie die Sache zusammenhing.“

„Lieber Herr Prevost, das Billet, dann Ihre bald darauf erfolgte Verhaftung mußten doch die Befürchtungen allerdings bekräftigen helfen. Die Baronin stand durch Rang und Verwandtschaften in so beachtenswerthen Verhältnissen, daß ihr unmöglich die Ungnade des Ministeriums, oder des Hofes gleichgültig sein durfte.“

„Versteht sich, gnädiges Fräulein. In den sogenannten höhern Ständen hat man nothwendig auf Dinge Rücksicht zu nehmen, die an sich kein Papierschnitzel werth sind, und denen man doch standesgemäß Lebensglück, Tugend und die edelsten Gefühle des Herzens aufopfern muß. Der gute Ton erfordert das zuweilen. Nicht so? und das Histörchen mit dem Mädchen nahm man auch, ohne Bedenken, als baare Münze an?“

„Nicht so blindlings, wie Sie meinen. Hören Sie nur! Zwar im Anfang hatte man offenbar den Kopf ziemlich verloren. Doch Elfriede ermannte sich am ersten zu einiger Besonnenheit; hielt es zwar nicht für unmöglich, daß der Argwohn der Polizei durch unbedachtsame Aeußerungen über politische Angelegenheiten in Harnisch gebracht sein könne; aber, Herr Prevost, an eine sittliche Verworfenheit ihres Charakters, wie man Ihnen angeschuldigt hatte, wollte und konnte sie durchaus nicht glauben. Auch die Baronin fing an, ihr darin beizustimmen. Malariva gerieth in Verlegenheit. Man wollte die berüchtigte Nanette selber sehen und verhören. Der Graf ward genöthigt, eine Zusammenkunft zu veranstalten. Das Mädchen sträubte sich einige Tage, wie er sagte, heftig dagegen. Endlich gelang es ihm, die Tochter des

Schneiders eines Abends zu überreden und herbeizuführen. Da bekannte sie weinend ihre Schuld, ihren Leichtsinn; doch um mehr, als das, jammerte sie über Wegweisung des Herrn Prevost aus den österreichischen Staaten; denn sie fühle die Folgen des verbotenen Umgangs. Die Baronin war, bei diesem Geständniß, einer Ohnmacht nahe. Elfriede, in Zorn aufflammend, schalt die schluchzende Dirne eine schamlose, freche Betrügerin, die einen abwesenden Ehrenmann glaube, als Urheber ihrer Schande anklagen zu dürfen."

„Soviel galt ich also doch noch in ihrem Herzen!" äußerte Flavian mit einer gewissen Zufriedenheit: „Warf man die Metze nicht zum Haus hinaus?"

„Ach, nein!" Das Mädchen vielmehr gerieth über die Vorwürfe in wahre Wuth; vertheidigte die Wahrheit seiner Worte; sprach von Briefen, schriftlichen Versprechungen, Geschenken des landesverbannten Liebhabers, hatte aber nichts vorzuweisen; zog zuletzt jedoch die Geldbörse mit Elfriedens eigenhändiger Stickerei hervor, und hielt sie dem Fräulein von Marmels unter die Augen. Elfriede nahm, untersuchte eine Zeitlang stumm und still, erkannte das Ihnen, Herr Prevost, gegebene Andenken, und schleuderte es, wie eine giftige Natter, dem Mädchen voller Entsetzen ins Gesicht. Sie that einen lauten Schrei und fiel besinnungslos zu Boden."

Hier sprang Prevost vom Steinsitz auf mit dem Ruf: „Höllisches Geschmeiß! Das war Malariva's eigene Beihälterin. Der Bösewicht hatte das feile Geschöpf abgerichtet!"

„Beruhigen Sie sich," sagte Pauline, und zog ihn wieder zu sich nieder: „Vernehmen Sie nur noch den Ausgang der Unheilsgeschichte. Aber erlassen Sie mir die Schilderung von den Tagen, die jenem Abend folgten. Elfriede lag mehrere Wochen in Fiebern. Die arme Baronin erkrankte noch gefährlicher, er-

holte sich nie ganz wieder; zehrte langsam ab, und ging freudenlos ihrem Grab entgegen. Ich eilte von Brünn nach Wien. Elfriede genas unter sorgfältiger Pflege; allein die ehemalige Heiterkeit des Gemüths kehrte nicht wieder. Letzten Sommer begleiteten wir die Baronin in die böhmischen Bäder. Dort fand die Unglückliche ihre Heilung durch einen sanften Tod. Noch auf dem Sterbebette wünschte sie die Verbindung ihrer Stieftochter mit dem Grafen. Der Wunsch blieb unerfüllt. Elfriede gedachte ihrer ersten Liebe mit empörtem Herzen und mit Gram, und bewahrte sie doch immer treu in ihrer Brust. Sie beschloß, ihre übrigen Tage in einem Kloster zu vollbringen."

„Wie?" rief Prevost erschrocken: „Ins Kloster ging sie?"

„Noch nicht. Ich verhinderte sie daran. Aber wir Beide lebten zu Wien fast klösterlicher, als in einem Kloster. Der Graf hatte sich zur Armee ins Tyrol begeben. Selten besuchten wir Konzert, Schauspiel oder eine Freundin; desto öfter Armen- und Krankenanstalten. Eines Morgens, es war wenige Tage nach dem letzten Neujahrsfest, da wir im Spital weiblicher Kranken längs den Betten derselben hingingen, Trost zu spenden, ward Fräulein von Marmels mit schwacher Stimme angerufen. Stellen Sie sich Elfriedens Schrecken vor. Da lag jene Nanette Schröter, ein Opfer ihrer Ausschweifungen und Laster, im Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und erwartete das Ende ihrer Leiden. Sie mußte sich selbst erst nennen. Sie bat das Fräulein um Gnade und Verzeihung, sich schwer an ihr versündigt zu haben. Sie wäre, sagte Sie, schon damals der leichtsinnigen That, zu der sie vom Grafen Malariva überredet worden, reuig geworden, als sie den unerwarteten Eindruck des boshaften Spiels auf die beiden Damen wahrgenommen. Sie hätte niemals einen Herrn von Prevost gekannt. Die Börse wäre Eigenthum des Grafen gewesen. Die arme Elfriede, beim Anhören dieser unerwarteten Beichte, fiel

krampfhaft auf einen Stuhl zusammen. Ein Arzt kam ihr zu Hülfe. Ich führte sie zurück. Sie zerfloß in Thränen, und klagte nun verzweiflungsvoll sich selber der sinnlosesten Unbarmherzigkeit gegen einen Unschuldigen an."

„Nein, nein!" rief Flavian bewegt: „Sie that sich Unrecht. Durch die Gaukelspielerei des Satans hätte, wie sie, auch der Scharfsichtigste geblendet werden müssen."

„Und doch," fuhr das Fräulein von Stetten fort: „und doch, wie der erste Sturm verbraust war, erhoben sich wieder neue Zweifel, ob das verworfene Geschöpf volle Wahrheit gesprochen? Wie hätte sie, ward Frage, ohne Bekanntschaft mit Herrn Prevost, in Besitz von dessen Börse gelangen können? Vielleicht hatte sie von seinem Verhältniß mit Fräulein von Marmels nachher gehört; vielleicht — — Genug, ich begab mich noch einmal ins Spital, um ganz befriedigende Aufklärung von der Kranken zu fordern. Ich erblickte die Elende aber nur noch, als Leiche. Hätten wir damals gewußt, mein lieber Herr Hauptmann, wo Ihr Aufenthalt sei: ich würde an Sie damals eben die Frage schon schriftlich gerichtet haben, die ich Ihnen erst vor einer halben Stunde gethan. Uns war indessen die Adresse ihrer Schwester bekannt. Ich schrieb ihr, um zu wissen, ob Sie noch und wo Sie lebten? Mein Brief blieb ohne Antwort."

„Auch mir erwähnte meine Schwester nie eine Sylbe davon!" rief Flavian unruhig.

„Wir vermutheten Sie aber in Graubünden, wo ich noch einen theuern Freund meiner Jugend kannte," setzte das Fräulein die Erzählung fort, und senkte bei den letzten Worten die Augen: „Sie kennen ihn wohl. Pater Gregorius stand noch im Briefwechsel mit mir; hatte mir einen Wunsch geäußert, uns noch einmal nur auf Erden wieder zu sehen. Und ich — — Ach, die arme Elfriede siechte im ewigen Gram dahin! Mein Trost und

die Arzneien, welche ihr gereicht wurden, halfen nicht mehr. Sie bereitete mich auf ihren Tod vor."

„Nein, um Gotteswillen! doch nicht gestorben?" schrie der junge Mann erblassend, und ergriff mit Angst die Hände Paulinens.

Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Beruhigen Sie sich. Die Unglückliche ist noch am Leben. Aber ihr Leiden und langsames Hinwelken konnt' ich, mocht' ich nicht länger sehen. Ich entschloß mich zu einem Wagstück, zu einer Reise nach Graubünden. Die kaiserlichen Truppen hielten ja damals noch das Land besetzt, und mit Frankreich war noch Friede. Und dann den letzten Wunsch eines Jugendfreundes zu erfüllen — — Genug, Elfriede blieb in Wien zurück, aber ihre und meine liebe, treue Freundin Clara begleitete mich. Sie hoffte durch Luftveränderung, Bewegung, Zerstreuungen einer Reise, bei ihrem Uebel, einige Hülfe. Ich wagte nicht zu widersprechen. Wir kamen, einer Frau von Salis empfohlen, glücklich nach Chur, aber ohne verweilen zu können. Zwei Tage nachher überfielen die Franzosen das Land. Wir flüchteten auf Gerathewohl nach Disentis, und trafen es da noch böser. Nun, Herr Prevost, wissen Sie das Uebrige. Pater Gregorius führte mich bei der gnädigen Frau von Castelberg ein. Nur wegen der verschlimmerten Zustände meiner lieben Clara mußten wir in Trons wohnen; wie hätt' ich der Frau von Castelberg, bei welcher schon — — —"

Hier ward die Erzählerin durch Uli Goins weither zum Wasserfall tönenden Ruf: „Holla! He! Hollaho!" unterbrochen. Er und die Führer, ungeduldig mit Tüchern winkend, gaben Zeichen, man sei zur Abreise gerüstet.

„Ein Mehreres nachher!" sagte Fräulein von Stetten, indem es vom Sitz aufstand, und den Arm des Schützenhauptmanns nahm, um den Rufenden zu gehorchen.

„Aber Sie haben doch jüngere Nachrichten von Elfrieden?“ fragte Flavian, der sich von den Augen eine Thräne trocknete.

„Sie befindet sich besser. Sie lebt von schönen Hoffnungen, die ich ihr gab,“ antwortete Elfriedens Freundin, und auch ihre Augen wurden feucht, als sie die Thränen des jungen Mannes sah.

47.

Die Wanderung im Sernftthal.

Sobald sie Beide den Reisezug erreicht hatten, setzte sich dieser in Bewegung. Pauline wandelte die kurze Strecke des rauhen Wegs, bis zur letzten Höhe, zu Fuß, in Unterhaltung mit der kranken Dulderin. Flavian nahm indessen den redseligen Tavetscher in strenges Verhör über das Wiener Nannerl. Doch des Neuen vernahm er wenig.

„Nannerl,“ meinte ihr gewesener Anbeter: „mag auch wohl Nanette Schröter gewesen sein. Weibsbilder ändern Röcke, Gesichter und Namen, und bleiben, was sie sind, Erzkomödiantinnen. Die kleine Hexe hat, wie den Grafen, wohl auch mich und ein Dutzend Andere hinters Licht geführt. Sie konnte Schnürleib und Gewissen jede Stunde an den Nagel henken, wenn's ihr zu eng ward. Sie schluchzte zwar, wie eine bußfertige Magdalena, als sie mir beim Abschied den leeren Geldbeutel zum Andenken gab und sagte: Nimm nur, er mahnt mich doch nur an nichts Gutes! — allein ich wette, sie hat gelacht und geliebäugelt, sobald sie sich auf dem Absatz umgedreht hatte.“

Es ward von Neuem Halt gemacht. Denn vor der kleinen Karavane senkte sich, mit ziemlich schräger Abdachung des Berges, ein weiter Abgrund, links und rechts von gewaltigen schwarzen Felsen eingeklammert und verschattet; der Boden tief unter kör-

nigem Schnee verloren. Die Mannschaft bewaffnete die Füße mit Eisspornen. Die hölzerne Tragbahre Clara's ward in einen Schlitten verwandelt. Man stand vor dem Jützer-Schlund.

„Goin! Goin! Goin!“ schrie Theresel von ihrem Gaul herab, um ihr junges Leben zitternd: „Komm Er mir zu Hilfe! Ich will nicht weiter, und lasse mir schlechterdings hier nicht das Genick brechen.“

In der That war durch die schauerliche Kluft hinab der Weg in dieser Jahreszeit nicht ohne Gefahr. Die beiden Damen bebten nicht minder, denn ihre Zofe. Die Führer hielten ihre Rosse und den Schlitten zurück, schritten mit Vorsicht einher, und sprachen Muth ein. Langsam ging's über den Schnee hinunter in die Tiefe, wo sich die Felsengurgel zum weiten Schlund ausdehnte, immer von hohen Kalk- und Tonschieferwänden ummauert. Links stürmte aus öder Schlucht ein Gießbach hervor, der das Schnee- und Eisgewölbe unterwühlte, über welches im tiefsten Schweigen die Reisenden den schlüpfrigen Weg niederstiegen. Wie der galante Uli dem zaghaften Kammermädchen stets tröstend zur Seite ging: so begleitete Flavian abwechselnd bald das Fräulein von Stetten, bald die stumme Freundin derselben. Er wagte sogar, die Letztere anzureden: „Ich beklage Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er: „ich bewundere den seltenen Muth, bei Ihrem Unwohl, das Wagniß einer so mühseligen Fahrt zu bestehen.“

Sie legte, einen Seufzer hauchend, die Hand auf die Brust, und flüsterte mit heiserer Stimme einige Worte, die er nicht verstand.

„Fassen Sie Muth!“ fuhr er mitleidig fort; gern auch hätt' er von ihr etwas vernommen: „Bald sind wir am Ende der gefährlichen Bahn. Wenn Sie mir die Gunst gewähren, bleib' ich Ihnen bis dahin, als treuer Wächter, zur Seite.“

Sie nickte dankend mit dem Haupte, und zeigte mit der Hand

gegen einen immergrünen, niedrigen Strauch, der am Felsenvorsprung zu Füßen des hohen Rinkenkopfes aus dem Schnee ragte. Es waren Rhododendern mit rostfarbenen Blättern. Flavian brach einen Zweig, und überreichte ihn mit den Worten: „Sie blühen noch nicht.“

„Aber bald, bald! Die Blätter leben, die Blätter grünen noch immer!“ wisperte sie ihm leise zu, indem sie den Zweig nahm und dabei mit ihren kleinen, zarten Fingern seine Hand einen Augenblick festhielt und sanft drückte. Jeder Andern würde er gern mit einem Handkuß vergolten haben; doch Ekel und Grauen befiel ihn mit dem Gedanken an ihr unheilbares Uebel. Der freundliche, unerwartete Fingerdruck aber durchschauerte ihn wunderbar. Er sprach sie nun öfter an. Doch statt der Antwort zeigte sie auf ihren Hals, und ließ traurig das verhüllte Köpfchen hangen.

Eben nun war auch die Grenze des Schneegefildes erreicht, wo zur Linken und Rechten am Gebirg, wie silbergewobene Tücher, Wasserfälle im Winde flatterten. Bald gelangte man zu einem kurzgrasigen Berghang, dicht neben welchem, in schwindelerregender Tiefe, drunten eine weite Alpenlandschaft ruhte. Mit Lust vermengtem Entsetzen verlor sich der Blick in den sonnenhellen Abgrund, über welchem Raben, klein wie Fliegen, in den Lüften schwammen, und in dessen Wiesengrün einzelne Sennhütten, klein wie Maulwurfshügel, sich lagerten. Als man aber endlich die schöne Wichleralp drunten selbst erreicht hatte, da erhob sich wieder fröhliches Jauchzen und muntere Gesprächigkeit. Uli Goin jodelte mit hohen Kehllauten den Wiederhall wach; Flavian sammelte in den Matten Lenzblumen, die Frauenzimmer zu schmükken, und das Fräulein von Stetten verließ das Roß, sich ihm im Wandern zuzugesellen. Denn sie hatte noch viele Fragen an ihn, wie er an sie zu richten.

Auch erzählte sie ihm, wie sie ihn im Schlosse Castelberg, im Begleit der Dame des Hauses, schon einmal besucht und gesehen habe, eine kleine, sehr verzeihliche Neugier zu stillen. Er aber sei empfindungslos da gelegen, und da sie, als Frau von Castelberg abgerufen worden, allein vor seinem Bett gestanden, den schwarzen Schleier zurückgeworfen hätte, um ihm von ihrem Busen eine blühende Hyazinthe anzubieten, wär' er eingeschlummert, ohne sie seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.

„Wie? Sie, mein Fräulein?“ rief er bestürzt, die Erscheinung im Fieber nun als Luftgespinnst der irren Fantasie anerkennen zu müssen: „Ich glaubte Elfrieden zu sehen und die Rose von Disentis in ihrer Hand.“

„Also immer und überall Elfriede?“ lächelte Pauline etwas muthwillig: „Gut, daß Elfriede nicht darum weiß, wie Sie jedes Frauenzimmer mit ihr verwechseln; des Mädchens alter Argwohn empfinge böse Bestätigung.“

„Argwohn?“ fragte er ernst: „Hab' ich ihn je verdient?“

„Ja, mein schöner Herr!“ erwiederte sie, und blickte schalkhaft zu ihm auf: „Solch ein Dorn einmal im Herzen läßt sich schwer wieder herausziehen. Wir Weiber dulden nicht gern andere Götter neben uns, geschweige Göttinnen.“

Flavian schüttelte, düster aussehend, den Kopf und murmelte: „Argwohn! Mir! Sie kannte mich nicht. Sie war ein Kind, leichtmüthig, und ich kein Graf, kein Baron, kein großer Herr.“

„Nein, nein, lieber Freund,“ fiel Pauline ein: „so arg beurtheilen Sie meine Freundin nicht. Starkmüthiger sah ich noch kein Mädchen und keines vorurtheilloser. Wissen Sie, was dies Mädchen stolz und fest ihrer Stiefmutter erwiederte, wenn diese ihr von standesgemäßer Vermählung sprach? Sie sagte, wär' ich eine Königin, ich würde einen geliebten Bettler festhalten;

wär' ich eine Bettlerin, ich würde wenigstens im Reich meines Innern selbstherrliche Königin bleiben. Ich lasse mich von Niemanden an Niemanden verhandeln, und wär' er Weltherr. Im Kloster ist's schöner und im Grabe schöner, als mit gebrochenem Willen und Herzen in einem Kaiserpalast."

„Ich weiß, bestes Fräulein, ich weiß, in diesem Geist sprach sie einst; und dann — — aber ich war ein Wahnsinniger damals; übersah, wie sie, Unterschied des Ranges, Reichthums und der Religion. Ich bin geheilt. Meine tollen Knabenträume sind dahin! Ich kenne das arme Leben, und bin genügsam. Ich war ein phantastischer Weltstürmer, und bin auch das nicht mehr."

„Das waren Sie nie, lieber Hauptmann. Sein Sie nicht ungerecht gegen sich selbst. Wie Elfriede Sie gekannt hat, so fand ich Sie; vielleicht zu begeistert und gut für das Gute, ein wenig zu böse gegen das Böse."

„Sie bezeichnen das schonend, mein Fräulein, was man gewöhnlich sonst herber zu betiteln pflegt. Ein unbesonnener, unerfahrener Knabe war ich, der die Welt nach seinen Idealen und Schulbegriffen schulmeistern wollte. Aber ich war, was ich war, von Herzensgrund, ohne Arg und Falsch; kein modischer Phrasenmacher und Faseler, den Mund von allem Heiligen und Edeln angefüllt, das Herz von Allem bis auf den Boden leer, wie bei der Masse unserer großen Geschäfts= und Staatsmänner. Ich war Keiner von den politischen Schwindlern, wie man sie heutiges Tages in allen Kaffeehäusern und Zeitungen lärmen hört; die mit ihrer grünen Weisheit über alles Bestehende schneidend absprechen; die wirklichen Zustände nach ihrem Kopf, nicht ihren Kopf nach der Wirklichkeit richten möchten, und schlechterdings mit ihrer firen Idee eine Rolle spielen, eine Celebrität werden wollen, bis sie die Hörner an den festen Mauern der bürgerlichen Ordnung abgerannt

haben, die sie für Scheinwerk halten, und dann hintennach wieder ihr Gegentheil werden, politische Windfahnen, Fürstenschmeichler, ehrsame Philister, eifrige Kirchengänger, so widerlich, als abgelebte und abgeliebte Koketten, wenn sie mit Betschwesterei Parade treiben."

Pauline sah ihrem Nachbar mit Verwunderung in die Augen, lächelte dazu recht gutmüthig, und sagte: „Ganz schön, was Sie da sagen; allerliebst! Aber es klingt beinah, wie eine Vertheidigung gegen Vorwürfe, die Ihnen Niemand machte. Wozu das?"

„Damit Sie, Fräulein, Ihrer Freundin schreiben, Sie hätten mich nicht mehr als denselben gefunden, der ich in Wien war; sondern sich bescheidet, die Kluft zwischen sich und Elfriede anzuerkennen."

„Gut, Herr Prevost! ich werde ihr schreiben, Sie wären kein hochherziger Weltstürmer mehr, aber doch noch ein wenig Schwärmer."

„Sie irren, Liebe! Das Eine oder das Andere zu sein, fühl' ich mich zu nüchtern. Seit ich vor zwei Jahren Wien verließ, bin ich zwanzig Jahr älter geworden. Glauben Sie mir's! Und ich komme eben aus einer Schule, in der ich binnen acht Wochen mehr gelernt habe, als seit acht Jahren aus meinen Büchern. Ich will nun wieder ein Bauersmann werden, in irgend einem Erdwinkel. Das steht fest in mir. Um nicht von Bestien zerrissen zu werden, muß man sich in ihr Fell kleiden, oder flüchten, oder — — —"

Hier ward die Unterredung durch den Ruf der Führer gestört. Der Weg ging steiler bergab. Das Fräulein mußte das Roß besteigen. Pauline gehorchte. Und zwischen Bergen rechts und links, die immer höher zu wachsen schienen, zog man dem Bergdörflein Elm, dem höchsten des Sernfthales zu.

Da dehnte sich seitwärts, zum Erstaunen unserer Reisenden, am östlichen Himmelssaum ein ungeheures Felsenbild, braun und grau, aus einander, wie es ihnen der Traumgott selber, im Schlafe, nicht wunderbarer malen konnte. Sie sahen zwischen den Riesensäulen und Pyramiden der hohen Kuppen des Fallzübers und Tschingels, eine weite, schneeweiße Wüste ausgestreckt; und, über dem blendenden Gletschermeer, eine langgezogene mächtige Felsenmauer, mehr, denn ein Cyclopen- oder Titanenwerk; und inmitten der riesigen Mauer, wie von menschlicher Kunst, eine kreisförmige Oeffnung gebrochen, durch welche wundersam der lichtblaue Himmel in vollem Glanze strahlte. Es war jenes berühmte Martinsloch des Alpenreichs, in welchem sich, zur Frühlings- und Herbstzeit, die Scheibe der Morgensonne wie in einem Felsen eingerahmt, den Bewohnern des Hochthals, einige Minuten lang zeigt. Aber über und hinter dem dunkeln Gemäuer steigen, in seltsamen Gestaltungen, die Zinken, Kulmen und Firsten von Alpengipfeln auf, acht- und neuntausend Schuh hoch, wie Thürme hinter dem Wall einer gewaltigen Riesenstadt.

Umsonst baten die Frauenzimmer um längern Genuß des großen Schauspiels. Die dagegen gleichgültigen Männer von Panix erinnerten unbarmherzig an Länge und Rauhheit des Wegs hinab durchs Sernftthal, und rasteten nicht, bis sie nach einigen Stunden das Ende desselben erreicht hatten. Da schloß sich vor den Augen der Ermüdeten das offene Hauptthal des Glarnerlandes in eigenthümlicher Anmuth und Majestät auf. Schon hatte die abendliche Dämmerung begonnen; nur die goldrothen Firnen der Höhen lächelten noch der untergegangenen Sonne freundlichen Abschied zu.

48.

Die Stimme vom Himmel.

Sobald sie die schmale Ebene berührt hatten, welche der Linthstrom fröhlich durchirrt, und in nicht weiter Ferne den zierlichen Flecken Ennenda, und dahinter den alten Kirchthurm des Hauptortes Glarus, zwischen grünen Halden und Abhängen des Schilts und Frohnalpstocks und des hohen Glärnisch erblickten, verließ das Fräulein von Stetten den unbequemen, bisherigen Reitersitz. Sie eilte zur Bahre der stillen Clara, besorgt um das Befinden der leidenden Freundin. Dann, da sie diese, über alle Erwartung, in der Vermummung ihrer Kissen, wohlgemuth gefunden hatte, wandte sie sich zum Schützenhauptmann.

Sie nahm seinen Arm, und sagte: „Ich ziehe vor, in der Abendkühle, die kurze Strecke zu Fuß zu gehen. Clara ist ein liebes Kind, und heiter, als wäre sie die Gesundeste von uns Allen. Kommen Sie, mir ist himmlisch wohl, und leicht ums Herz, nun ich wieder stattliche Menschenwohnungen, Blumengärten, angebaute Felder, blühende Obstbäume sehe, und das erquickende Leben und Walten einer civilisirten Welt um mich her fühle. Es ist mir fast zu Muth, als wach' ich von einem Traum voll gespenstischer Geschichten auf. Nun ja, der Seltenheit willen ist's wohl der Mühe werth, das Dadroben zu schaun. Aber man glaubt sich da, unter der grausenhaften Pracht kahler Felsenspitzen, bei den bleichen Gletscherdecken, auf denen der ewige Tod liegt, und bei den finstern Tannenwäldern, in die sich die Berge wickeln, wie in schwarzes Trauergewand, ganz und gar zum Nichts geworden. Ein seltsames Land, Ihre Schweiz! Schrecken und Lust, Kraft und Milde, Zerstörung und Frieden, Alles nahe beisammen, und verworren durch einander; ein fan-

tastisches Quodlibet unserer Mutter Natur, wie ohne Gleichen in der Welt."

„Sie sind in liebenswürdiger Laune, Fräulein; recht poetisch und doch wahr. Rechnen Sie nur auch noch die hiesigen Menschen und ihre Verkrümelung in allerlei kleinen Gemeinwesen und Staaten, mit alterthümlichen, wunderlichen Formen dazu, die nun freilich insgesammt zerstampft und in einander gemengt worden sind."

„O du heiliges, schönes Friedensland!" seufzte Pauline: „daß der Weltsturm auch dich ergreifen, und die Glückseligkeit deiner Thäler unerrettbar vernichten mußte!"

„Unerrettbar! Das klingt ja, mein frommes Fräulein, beinah, als hätten Sie den Glauben an den Himmel verloren. Sogar Blutregen ist Gottessegen. Verzagen wir nicht. Wollten Sie sich mit der Lebensgeschichte der Schweiz ein wenig bekannter machen, dann würden Sie nicht ohne Erstaunen wahrnehmen, daß man seit Jahrhunderten, wie in andern Ländern, auch in diesem „heiligen Friedenslande" unaufhörlich zankte und raufte; bald um Dörfer, bald um Religionen, bald um Geldgeschäfte, bald um Rechtsame; Sie würden anfangen, Glückseligkeit dieser Thäler zu bezweifeln, wo ein zopfsteifer Stadtbürger-Adel, oder ein betitelter Kamaschendienst- und Lohnkrieger-Adel mit Priestern, Bischöfen und Mönchen um die Wette eiferten, das arme, knechtische, zum Theil leibeigene Volk in unbeholfener Dummheit niederzuhalten, um auf dessen Kosten zu lachen, von dessen Arbeit Wohlleben zu gewinnen, oder es in ausländische Kasernen oder Schlachtfelder zu verhandeln."

„Aber, nein, Herr Hauptmann, wie sprechen Sie? Ihre Schweiz war von jeher eine Republik?"

„Ganz gewiß, meine Gnädige, ohngefähr wie die polnische Republik, wo Adelschaft und Priesterschaft das Volk, und das

Volk Null war; ja, noch polnischer, als Polen, was doch wenigstens nur ein Staat und mit einem königlichen Haupte bestand. Hier aber hatten wir, der Himmel weiß, fast soviel Republiken, als Thäler; soviel Häuptlinge, als Aebte, Priester, Stadt- und Dorfmagnaten; soviel politische Parteien und Faktionen, als Rathsherrnfamilien."

„Hilf Himmel," lachte Pauline laut: „So lob' ich mir mein Oesterreich und meinen Kaiser! Wär' ich nur erst wieder heil und glücklich mit der armen Clara nach Wien zurück! Ich sollte eigentlich nicht so leichtsinnig-fröhlich sein. Denn ich bin noch nicht aller Gefahr entronnen. Ringsum Kriegsgetümmel, ringsum der Weg von Armeen verrammelt; und meine Clara bedarf so sehr der Ruhe und Pflege! Da stehen wir schutzlos in fremden Ländern, und hätt' ich Sie nicht, mein Freund, gefunden, — ja, erlauben Sie, daß ich Sie so nenne, denn Sie sind es — — —"

Er drückte sanft, wie zum Dank, ihren Arm an sich, und sagte: „Wenn ich mich wirklich dieses Glücks freuen darf, so, hoff' ich, werden Sie mich noch nicht meiner Dienste entlassen wollen!"

„Sie von mir entlassen?" wiederholte sie seine Worte mit flehentlichem Blick und Ton: „Nein, tragen Sie noch einige Zeit mit uns beiden Verlassenen Erbarmen. Schon zwar bin ich Ihre große Schuldnerin, aber Ihre Güte macht mich unersättlich, Schulden bei Ihnen zu häufen, wenn ich gleich nicht weiß, wie jemals sie abzahlen?"

„Und, Fräulein, wohin darf ich Sie von hier begleiten?"

„Wohin? fragen Sie mich. Ich antworte seufzend: wohin mich das Herz zieht; wohin auch vielleicht, — nein, gewiß Ihr eigenes Herz Sie zieht. Ihre ahnungsvolle Vision in Disentis sagt mir's, Sie werden, Sie sollen das Fräulein von Marmels

noch einmal wiedersehen. Das Trauerkleid, der schwarze Flor jener Erscheinung bedeutete Elfriedens Seelenschmerz, Sie verkannt, Sie betrübt, doch nicht vergessen zu haben. Sie zeigte Ihnen wohl die Rose von Disentis, aber behielt sie, und gab sie nicht zurück. Ja, lieber Freund, Sie wurden von ihr verkannt; aber, gestehen Sie nur, haben Sie selbst nicht auch Elfrieden bis vor wenigen Tagen schwer verkannt? Und doch war es nicht ihrer Beider Schuld? Und wagt' ich mich nicht selber in die gefährlichen Reiseabenteuer, die ich freilich von solcher Art nicht erwarten konnte, nur um Ihre Verzeihung für Elfrieden mit heimzunehmen?"

Als sie so sprach, ward Flavian unruhiger. Er fuhr, Antwort suchend, mit irrem Blick umher, athmete schneller, und rief mit bewegter Stimme: „Nur Verzeihung? Ich habe nichts mehr zu verzeihen. Elfriede, ja, sie ist und bleibt mir ewig — — — aber, warum wenden Sie wieder das Gespräch auf sie? Warum sogar Hoffnungen wecken? Nein, es ist unfreundlich von Ihnen!"

„Unfreundlich, und nenne Sie doch meinen Freund? Unfreundlich? und bin doch Ihre Schuldnerin, die gern vergelten möchte. Wohlan, ich will Vergeltung versuchen. Hören Sie mich! Sie lieben meine junge Freundin. Jede Kluft zwischen ihr und Ihnen ist verschwunden. Sie sind geliebt; Sie waren es selbst da noch, als des Grafen Malariva schwarze Kunst den Heiligenglanz ziemlich verwischt hatte, der Sie in den Augen des Mädchens umgab und wieder umgibt. Und fordern Sie von mir Beweis? Sie sollen ihn, wenn Ihnen daran gelegen ist, nach unserer Ankunft in Glarus, zu jeder Stunde erhalten. Ist Ihnen daran gelegen?"

„Alles!" rief Flavian, und blieb vor ihr stehen, ergriff mit Inbrunst ihre beiden Hände, blickte sie träumerisch an, und seufzte leise, wie mit wehmüthigem Vorwurf: „O, was wollen Sie wieder aus mir machen?"

„Nicht still gestanden! Kommen Sie, mein Freund. Der Reisezug ist uns zu nahe. Ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Darf ich hoffen, daß Sie mich zu der verlassenen Elfriede begleiten werden?“

„Wie gern! — Aber Fräulein, dürfen wir's wagen in dieser Zeit? Wie nach Wien kommen durch die Menge der Schlachtfelder und Heermassen von Holland bis Italien? Und Ihre kranke Reisegefährtin! Harren wir geduldig einem günstigern Augenblick entgegen. Folgen Sie mir einstweilen in ein schönes Asyl am Fuß der Vogesen, wo meine — — —“

„Hab' ich,“ fiel Pauline lebhaft ein: „hab' ich Ihnen nicht schon gesagt, daß unsere herrliche Frau von Castelberg, während Sie, Herr Prevost, krank waren, mit Ihrer Frau Schwester in Briefwechsel trat? daß Ihre Frau Schwester von Ihrer Güte unterrichtet ist, mich und meine kranke Gefährtin nach Glarus und durch die Schweiz zu begleiten? daß sie so gütig war, mich einzuladen, bei — — — O ich irres, vergeßliches Geschöpf! Verzeihen Sie meine Gedankenlosigkeit. Aber wir sprachen uns auch bisher so selten, und kannten uns noch einander so wenig!“

„Fräulein, Fräulein! Sie führen mich von einer schönen Ueberraschung in die andere!“ rief der Schützenhauptmann mit frohem Erstaunen. Nun erst gab's rasch Frage um Frage, Antwort um Antwort, während die kleine Karavane langsam ihren Einzug in dem niedlichen Marktflecken Ennenda hielt. Fast Haus um Haus zeugte hier von Wohlstand und Reichthum und Gewerbsamkeit. Mit Wohlgefallen betrachtete das Fräulein von Stetten, soviel es noch die Abenddämmerung gestattete, die saubern Gebäude, da und hier von kleinen Gärten umringt.

Aber plötzlich ließ Prevost ihren Arm fahren, und stand wie festgewurzelt mit den Füßen. Denn er hatte seinen Namen irgendwoher, von oben herab, rufen hören, und die Stimme schien ihm

wohlbekannt. Er starrte Paulinen erschrocken an. „Bin ich wahnsinnig? bin ich bezaubert?“ lallte er.

„Flavian! bist du es? o Flavian!“ klang abermals ein weiblicher Ton in seine Ohren, wie eine Stimme vom Himmel.

Er schaute aufwärts. Er sah zwischen Blumen, die in Geschirren ein Fenster halb verhüllten, ein Gesicht hervorragen. „Verzeihung, Fraulein!“ sagte er hastig, fast odemlos: „Gehen Sie, gehen Sie — — — Glarus — — — goldener Adler also — — — Ich folge bald! Im Augenblick — — —“ Er vollendete nicht; sprang jählings davon, über die Brücke eines Bächleins, in die offene Thür einer nahestehenden Wohnung und verschwand.

Pauline blickte ihm betroffen nach; zögerte unentschlossen eine Weile; schüttelte etwas befremdet das Köpfchen, und ging, beinahe ein wenig unzufrieden, der übrigen Reisegesellschaft entgegen.

49.

Wiedersehen.

„Flavian, Flavian!“ scholl die süße, zitternde Stimme ihm wieder entgegen, als er die Treppe des Hauses hinaufflog.

„Sabine!“ jauchzte er: „meine liebe Sabine!“ und fing in seinen Armen die hinsinkende Schwester auf, welche im Schmerz ihrer Freude die Sprache verlor. Lange hielt er sie fest an seine Brust geschlossen; lange hing sie an ihm, die Arme um seinen Hals geschlungen, das Antlitz auf seiner Schulter. Dann führte er, oder trug er sie in ihr Zimmer, wohin ein Kammermädchen erschrocken mit brennenden Kerzen voranleuchtete. Er ließ sie auf ein Sofa nieder; sich mit ihr, ohne die Umarmung aufzulösen. Dem anhaltenden Schweigen folgte lautes, heftiges Weinen der

liebenden Geschwister. Erschöpft richteten sie sich zwar endlich auf; betrachteten einander in stummer Zärtlichkeit, aber sanken einander von Neuem ans Herz.

„Welche Erscheinung!“ rief er: „Du hier, meine Sabine?“

„Ach, Flavian, nun scheide nicht mehr von mir!“ seufzte sie matt, mit thränenschweren Augen voller Seligkeit: „Nein, nun laß ich dich nicht wieder. Ich habe dich, Dank dem Allgütigen! Ich habe dich. Ich stehe nicht mehr allein. Ich habe Vater, Mutter, Gatten verloren; nur dich allein noch behalten. Ich weiß, du möchtest eine Welt beglücken; beglücke doch nur eine Seele, und du hast genug gethan!“

Erst nachdem Gewalt und Uebermaß der Freude verrauscht war, mit der ein solches Wiederfinden sich überstürzt hatte, besprachen und betrachteten sie einander ruhiger. Die schöne Schwester stand von Häupten zu Füßen in Trauerkleidern vor dem Bruder und schöner, als fast, denn je.

„Aber Sabine,“ fragte Flavian: „durch welches verhängnißvolle Wunder bist du hierhergeführt und zu dieser Stunde? Seit wann und bei wem lebst du im Thal von Glarus? Warum hast du dein stilles Schloß verlassen, und dich in die sturmvolle Schweiz gewagt?“

„Magst du mich denn so noch fragen?“ antwortete sie: „Deinetwillen flog ich hieher, dich zu empfangen, du meine Seele. Und es war dein guter Engel selbst, die edle Frau von Dissentis, der ich's danke, daß ich dir entgegeneilen konnte. Sie war's, die mir, deinen ersten Brief, eingeschlagen in den ihrigen, sandte, und mich durch ihre Mittheilungen mehr beruhigte, als du selber konntest. Ich antwortete schnell dir und ihr. Sie ist die Güte selbst. Fast jeden Posttag beglückte sie mich mit einigen, wenigen Zeilen über dein Befinden, Thun und Treiben; und jeden Tag bestürmt' ich sie mit meinen Wünschen, Fragen, Bitten

Als ich aber vor vier Tagen dies letzte Briefchen empfing, flüchtig, mit zitternder Hand geschrieben — — — Flavian, hier nimm: lies es selbst."

Er nahm das Blatt, welches folgende Worte enthielt: „Ich wiederhole, gnädige Frau, Ihr Herr Bruder ist im besten Wohlbefinden. Nun eine Bitte. Zwei Damen, Fremdlinge in diesem Lande des Kriegsjammers und Aufruhrs, und noch dazu Oesterreicherinnen, wollen nach Frankreich flüchten, und dort Gelegenheit erwarten, mit Sicherheit in ihre Heimath zu gelangen. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit; ich wag' es, für meine Freundinnen Ihre Gastfreundschaft anzurufen. Ich denke, der Herr Hauptmann wird die Gefälligkeit haben, schützender Begleiter der Frauenzimmer, und zugleich bei Ihnen mein Fürsprecher zu werden. Entschuldigen Sie meine Kühnheit, u. s. w."

„Postscript. Es bleibt, hör' ich, kein anderer Weg mehr, als über das Gebirg nach Glarus, offen. In Kurzem müssen sie fort; in diesen letzten Tagen Aprils, oder in den ersten des Mai's."

Mit Wohlgefallen ruhten die Augen der Frau von Schauenstein auf dem lesenden Bruder. Sie umarmte und küßte ihn noch einmal, und erzählte ihm dann weiter: „Nun urtheile selber, Flavian! Meine ganze Seele war Jubel beim Lesen dieser Nachricht. Es war die erste Freude seit dem Tode meines Mannes. Auf der Stelle ward angespannt, eingepackt; Kutscher, Bedienter, Kammermädchen behielten kaum Zeit, ihr Nöthigstes mit sich zu nehmen. So ging's im rastlosen Zug über Basel, Zürich, hieher, dich zu erwarten. Seit gestern schon bin ich hier."

„Dies Haus, aber, Sabine, scheint mir kein Gasthof zu sein."

„Ach nein; es gehört einer achtbaren Kaufmannsfrau, deren Mann, in Rußland etablirt, vom Baron Schauenstein einige Dienstleistungen genossen hat. Ungeduld und Langweile plagten mich; ich besuchte sie, und nun ließ sie mich nicht von sich; ich

mußte bleiben. Sie wohnt hier mit ihren Töchtern. Auch für dich und deine Damen sind Zimmer bereit. Reisewagen und Dienerschaft ließ ich im goldenen Adler zu Glarus, dort wird dir aufgepaßt. Du solltest mir nicht entwischen."

Jetzt erst erinnerte sich Prevost wieder der Reisegefährtinnen, und der Pflicht, sie aufzusuchen, damit sie seinetwillen nicht in Unruhe bleiben. Doch Sabine gestattete ihm nicht, sie zu verlassen; verhieß, sie sogleich einzuladen, und wären sie nicht zu ermüdet, sie noch diesen Abend, in ihrem Reisewagen nach Ennenda bringen zu lassen. Sie flog davon ohne des Bruders Einwendungen anzuhören, und kehrte, nach einiger Weile, in Wonne lebend, zurück.

„Alles besorgt und abgethan!" rief sie: „Nun Friede mit dir! Jetzt ist das Fragen an mir, das Erzählen an dir." Und alsbald begann sie damit, während das Kammermädchen für Beide den Tisch deckte und das Nachtmahl auftrug. Ein paar Stunden verschwanden im Plaudern der Geschwister, wie Minuten. Flavian konnte nicht umständlich genug erzählen. Sie fragte, bei seiner abenteuerlichen Geschichte, vorwärts, rückwärts, schalt ihn, küßte ihn; sprach von des Barons von Schauenstein letzten Stunden, seinem Testament, dazwischen; forschte sorgfältig über Charakter und Aeußeres des Fräuleins von Stetten, über deren eigentliche Verhältnisse zum Fräulein von Marmels, über deren kranke Reisegefährtin, über Haushaltung, Physiognomie und gewöhnliche Toilette der Frau von Castelberg und andere Wichtigkeiten der Art nach.

Da meldete das Kammermädchen einen Boten aus Glarus, der aber sogleich hinter der Anmelderin eintrat und sie nicht ausreden ließ. „Wozu doch der Kram?" rief er: „Ich bin's ja nur, ich!"

„Ha, Uli, du?" sagte Flavian, und stellte ihn seiner

Schwester vor, indem er ihr den treuen Gefährten pries, der ihn in den Stunden größter Gefahr nie verlassen: „Du kennst ja den Braven schon aus meinen Briefen," fügte er hinzu: „Wenn er will, soll er sein Lebelang bei uns bleiben. Ich bin sein Schuldner; er ist mein Freund und die ehrlichste Haut von der Welt."

Goin stand bei dieser Lobrede verwirrt, das Gesicht schämig ins Lachen verzogen, da; noch mehr aber, als Frau von Schauenstein seine knollige Hand mit ihren zarten Fingern berührte und ihn in den zärtlichsten Ausdrücken begrüßte. „Ach, nein doch!" ließ er sich endlich vernehmen: „Glaubt nur kaum die Hälfte von dem, was der Hauptmann sagt. Es ist nicht halb so arg, gnädiges Fräulein, oder auch mit allem Respekt zu melden, gnädige Frau, oder was Ihr seid. Der Herr Hauptmann will mich am Ende gar zu seines Gleichen machen. Das schickt sich aber zusammen, wie Karrensalb' und Rosoli. Ich weiß am Besten, wer in meiner Haut steckt, und daß ich etwas nach der Kaserne und dem Kuhstall schmecke. Also fort damit und nehmt's, wie ich's geben kann."

„Was bringst du mir, Uli?" unterbrach ihn Flavian: „Einen Brief?

„Zwei für Einen!" lautete die Antwort: „Da lief ich blindlings im Zwielicht mit den Andern nach dem Ort und vermisse Euch erst, als wir vor dem Wirthshaus zum goldenen Adler still hielten. Das Plappermaul, das Theresel, ließ mich nicht umschauen. Dann mußt' ich zu Nacht speisen; dann hielt mich Fräulein Stetten fest, weil sie, für einen Zettel der gnädigen Frau hier, einen andern Zettel zu schicken habe. Dann, als ich meines Wegs ging, kam wieder das Theresel draußen vor der Thür und gab mir diesen Brief für Euch, Herr Hauptmann. Ich möchte nur wissen, was in aller Welt das Ding mit Euch zu korrespondiren habe?"

Sabine nahm das Billet, las es und sagte: „Deine Reisegefährtin, Flavian, lehnt für heut unsere Einladung ab; will uns morgen vor Mittag besuchen. Wir aber, denk' ich, werden ihr zuvorkommen und sie mit uns nehmen."

„Und ich, was hab' ich da?" rief Flavian, indem er die Addresse des empfangenen Briefes las: „Al illustrissimo, onaratissimo Signore Flaviano. — Wer kennt mich denn hier zu Lande? Wer, sagst du, Uli, gab dir den Brief? Therese?"

„Nun, Herr, wenn der Wisch nicht von ihr kömmt, denn eine Italienerin ist sie doch nicht, so ist's, beim Donner, von dem Kerl, der bei ihr im Dunkeln vor der Thür stand, und in seinem Rock mit Tressenkragen einem Bedienten aufs Haar glich, soviel ich merken konnte. Das vorwitzige Ding hat es, wie alle Mädchen, und Kameradschaft in aller Herren Länder."

Prevost riß den versiegelten Zettel auf, und las einige italienische Zeilen, folgenden Inhalts: „Mein Herr, es wird Ihnen meine Handschrift sagen, wer ich bin. Wenn wir auch feindselig aus einander traten, hab' ich Sie doch immer, als Mann von Ehre geachtet. Ich erwarte Sie morgen, um mich mit Ihnen zu verständigen, oder ich suche Sie, doch ungern, in Ennenda auf. Mein Logis: goldener Adler in Glarus; Zimmer Nr. 12. — M."

Fragend blickte Sabine ihren Bruder an und sprach: „Von wem geht dir der Brief zu? Der scheint Händel zu suchen. Es klingt halb und halb, wie Herausforderung."

„Das geht mir zu hoch!" äußerte der Schützenhauptmann: „Ich kenne weder Handschrift noch Mann. Sahst du andere Fremde im Gasthause, Uli?"

„Eben Niemand," erwiederte Goin: „als den schäbigen Bedienten, und dann zwei französische Offiziere auf der Treppe, denen ich nicht Lust hatte, lange in die Augen zu schauen."

„Ich habe, meines Erinnerns, mit keinem Italiener viel zu

schaffen gehabt," sagte Flavian: „oder es müßte denn Malariva von den Todten auferstanden sein und wieder hier herumspuken."

„Nein, nein, fürchtet nichts, Herr Hauptmann!" fiel Uli laut lachend ein: „Wen man einmal auf dem Rücken zum Haus hinausgetragen hat, kehrt nicht auf eigenen Beinen wieder um. Und was? Herausforderung? Ja, das klingt, wenn man endlich denkt Ruhe zu haben, wohl häßlich genug, wie des Pfauen Lied vor Regenwetter. Aber beim Donner, Herr Hauptmann, wir wollen's erwarten; wir Beide sind auch noch da!"

Man rieth hin und her; las die räthselhafte Aufforderung wiederholt; errieth nichts und ließ es dabei bewenden.

50.

Ende gut, Alles gut.

Es goß, andern Tages, der schönste Maimorgen Licht, Lust und Leben aus vollen Schaalen über die Landschaft. Die Thalwelt von Glarus glich einem ungeheuern Blumenkorbe, mit Blüten aller Farben zwischen grünen Laubzweigen gefüllt, und vom Gebirgskranz wunderbar umfangen. Früh schon saßen Flavian und Sabine wieder beisammen, um einander früh zu haben und sich zu überzeugen, der vergangene Abend sei kein berauschender Traum gewesen. Unersättlich in neuen Fragen, Erklärungen und Entwürfen für die nächste Zukunft verflog die Zeit zu schnell und mahnte die Stunde zum Aufbruch nach dem nahen Hauptort des Landes.

Sabine sprang auf, ihr leichtes Frühgewand mit zierlichen Trauerkleidern zu vertauschen. Dann hing sie sich an Flavians Arm, und wandelte, vom kühlen Anhauch des Morgens geküßt, mit ihm durch die Wiesen den schattigen Baumgang entlang, der von

Ennenda gen Glarus führt. Doch umsonst faltete sich dem plaudernden Pärchen das landschaftliche Prachtbild mit allem Zauber der Beleuchtung aus einander; dort einsame Hütten unter blühenden Gebüschen halb verloren; hier in Wiesen am Linthstrom, unter Glockenklang irrende Heerden; rings um, wie im Dunst zerflossen, die nahen Hochalpen, von der Felsenwand des Schilt, und den lichtgrünen Hängen des Frohnalpstocks, und dem von tausendjährigen Wettern zerrissenen Glärnisch an, bis zum dämmernden Hintergrund, wo aus falbem Duft die Eisfirnen des Tödi majestätisch emporwuchsen. Die Lustwandler achteten des Paradieses draußen nicht; sie trugen es in sich. Sie bemerkten selbst ein Frauenzimmer nicht, welches, begleitet von einem Lohnbedienten, ihnen grüßend entgegentrat. Es war Pauline von Stetten.

Die jungen Damen hatten sich, während der ersten Höflichkeiten, mit dem Spähblick weiblicher Neugier schnell überschaut und einander Gefallen abgewonnen. Die Fremdheit zwischen ihnen verlief sich bald in trauliche Geselligkeit, und im freundlichen Zwist, ob die Eine die Andere nach Ennenda oder Glarus zurückzubegleiten habe. Doch die Gründe Sabinens überwogen, weil sie auch mit Paulinens kranker Landsmännin Bekanntschaft anzuknüpfen wünschte, und Flavian noch dazu ein Geschäft mit einem namenlosen Jemand abzuthun habe, um ihnen dann frei angehören zu können.

„Aber, bestes Fräulein,“ fragte die Frau von Schauenstein nebenbei mit einer fast ängstlichen, oder zürnenden Miene: „was für ein sonderbarer Fremdling wohnt in Ihrem Gasthofe? Ein Italiener, der spät Abends noch gestern meinem Bruder eine Art Cartel zuschickte! Wie konnte er so geschwind die Ankunft desselben erfahren? Vermuthlich sah er Sie an der Table d'Hote; vielleicht erwähnten Sie zufällig meines Bruders?“

„Nicht ohne Befremden antwortete Fräulein von Stetten:

„Wohl befand ich mich beim Nachtessen in Gesellschaft einiger Herren, unter denen zwei französische Offiziere saßen. Das Gespräch berührte auch die Wege über das Gebirg von Disentis, und bei dieser Gelegenheit mag ich auch dankbar des Herrn Prevost erwähnt haben. Allein ich erinnere mich nicht, daß Jemand bei dessen Namen besondere Aufmerksamkeit geäußert hätte. Wirklich, ein Fehdebrief, sagen Sie?"

„Ganz so gestaltet!" entgegnete Sabine: „Vielleicht lesen Sie italienisch? Gib ihn, Flavian, gib ihn!"

Pauline nahm den Zettel, überflog mit raschem Blick dessen Inhalt, lächelnd, kopfschüttelnd, gab dann aber den Zettel ohne den leisesten Zug von Besorglichkeit in Flavians Hand zurück und sagte: „Allerdings, ein närrisches Schreiben. Ich weiß selbst nicht, was dazu sagen? Aber — — —" Hier stockte sie ein paar Augenblicke; dann fuhr sie fort: „Aber, lieber Hauptmann, thun Sie die Sache möglichst schnell ab, damit Sie uns nachher ungestört angehören. Gehen Sie voran; ich bitte. Wir folgen Ihnen gemächlich nach, und bis zu unserer Ankunft sind Sie der Geschichte los." Hier winkte sie heimlich mit den Augen, beinahe schelmisch lächelnd der Frau von Schauenstein zu, als forderte sie diese zur Unterstützung der Bitte auf.

„Das Fräulein hat vollkommen Recht!" stimmte Sabine ein, plötzlich durch diesen Wink in Einverständniß mit der neuen Bekanntin gesetzt: „Eile voran, lieber Flavian. Fertige den Menschen kurz ab."

„Und vergessen Sie nicht, meiner Clara einen Besuch zu machen!" fügte Pauline hinzu: „Bereiten Sie sie auf die Ankunft Ihrer Frau Schwester vor. Sie wird sich Ihrer Erscheinung freuen."

„Wird sie für mich sichtbar sein?" fragte Flavian: „Haben die Anstrengungen der Bergreise keine Nachwehen hinterlassen?"

„Seit vielen Wochen sah ich das gute Kind nicht so heiter, wie diesen Morgen," erwiederte das Fräulein: „Gurgel und Schlund und Multärs und wie die entsetzlichen Namen und Stellen des Berges allesammt heißen mögen, haben an ihr eine wahre Wunderkur gethan."

„So gehorch' ich mit Vergnügen!" rief Flavian und entfernte sich mit hurtigen Schritten, während beide Frauenzimmer anfangs langsam nachgingen, dann in lebhafter Unterhaltung stillstanden und des Gehens ganz vergaßen. Fräulein Paulinens bewegliches Spiel der Arme und Hände verrieth Jedem, der sie von weitem sah, wichtige Mittheilungen, sowie Sabinens Stellungen, ihr gegenüber, den Ausdruck großer Verwunderung andeuteten. Der Schützenhauptmann, welcher, in ziemlicher Entfernung, noch einmal nach ihnen zurückblickte, blieb stehen und sah mit Erstaunen, wie seine Schwester das Fräulein von Stetten an ihre Brust zog und beide lange Zeit in der Umarmung verharrten.

Das dünkte ihm doch ein zu rascher Freundschaftsbund zwischen Personen, die einander kaum seit einer halben Stunde kannten. Er eilte indessen, ohne weiteres Zögern, und unter mancherlei Gedanken, dem stattlichen Hauptort der kleinen Alpenrepublik und dem Gasthof zum goldenen Adler zu. Hier traf er an der Pforte des Hauses die Kammerjungfrau Paulinens, im fröhlichen Gespräch mit Bedienten und Aufwärtern. Er richtete vorläufig an einen derselben seine Frage nach dem Herrn im Zimmer No. 12; dann an das plauderlustige Mädchen nach dem Befinden des Fräuleins Clara. Therese aber äugelte und lächelte ihn schalkhaft an, empfahl sich mit behendem Knix und den Worten: „Ich weiß, ich weiß, wen Sie suchen. Nur ein Augenblickchen Geduld, Herr Hauptmann, ich werde Sie melden. Folgen Sie mir gefälligst. Die Zofe tanzte mit leichten Füßen die Treppe hinauf und ver-

schwand. Flavian, der ihr erwartungsvoll nachgefolgt war, sah sie wenige Minuten später aus einem der Zimmer zurückkehren. Sie ließ es offen, und mit den Fingern dahin deutend, sagte sie: „Hier wohnt gewiß der Herr, den Sie suchen. Treten Sie ein.“

Er trat in ein geräumiges, niedliches Zimmer. Die Thür schloß sich hinter ihm. Am Fenster aber stand gelehnt eine Dame in Trauer gekleidet, wie in tiefen Gedanken, ihn kaum bemerkend, mit gesenktem Haupt und vor sich hingefalteten, niederhangenden Händen. Ein schwarzer Kreppflor schwebte vom Scheitel bis zu den Fersen um die Gestalt.

Verlegen und nichts weniger, als mit dem naseweisen Mädchen zufrieden, das sich's nicht übel nahm, ein Späßchen zu treiben, blieb der Hauptmann stehen; bat um Verzeihung, durch Irrthum hieher gerathen zu sein und wandte sich wieder der Thüre entgegen, als er hinter sich eine leise, zitternde Stimme hörte: „Sie sind bei der genesenden Clara.“

„Clara?“ wiederholte Flavian mit Erstaunen und traute seinen Sinnen nicht. Er wagte keinen Schritt näher zu treten, ungewiß, ob etwa ein fade begonnener Scherz des Kammermädchens von einer Gehülfin hier weiter gesponnen werden sollte. Aber auf einem Tischchen unter dem Spiegel stand in einem Glase Wassers ein grüner Rhododenderzweig, dem ähnlich, welchen er den Tag zuvor auf dem Grath des Panixer-Passes für die Kranke gepflückt.

Die Trauernde schien seinen Blick auf das Glas zu bemerken und sagte mit halblauter, weicher Stimme: „Die Blätter leben! Die Blätter grünen noch immer!“

Flavian, wie versteinert beim Klang dieser Stimme, starrte erblassend und mit verlornem Odem die Erscheinung an.

„Sie erwarteten eine Andere!“ hob diese mit etwas festerm Tone wieder an: „Meine Handschrift ist Ihnen, scheint es, fremd geworden; — — — vielleicht auch die Person selbst. Sei es!

sei es, wenn mich Pauline täuschen konnte. Ich habe schwer gefehlt wider Sie, Herr Prevost; so verachten Sie mich. Ich will büßen. Ich allein bin in Wien die Schuldige geworden, und abermals nun Ihre Schuldnerin, der Sie mich und meine Freundin aus den Gräueln Ihres Vaterlandes gerettet haben. — Aber Sie wissen nun das Blendwerk, mit dem ich hintergangen ward; wissen, wie ich hieher gerathen bin und warum."

Hier schritt die Verhüllte mit edler Haltung durch das Zimmer gegen ihn, warf den schwarzen Kreppflor hinter sich, reichte ihm ein Medaillon mit schwerer, goldener Kette, und sprach: „Hier die Rose von Disentis zurück, wenn Sie mich noch verdammen können. Sprechen Sie das Urtheil!"

Das Fräulein von Marmels stand vor ihm, in vollendeter Jungfräulichkeit schöner, denn je; das Gesicht aber noch mit denselben kindlichzarten, seelenreichen Zügen, nur blässer und die Augenlieder, wie von eben erst geweinten Thränen geröthet. Einen Augenblick nur hatte sie den stolzen Muth gehabt, ihn anzusehen; dann die ausgestreckte Hand sinken lassen und das Haupt, wie verzagt, auf die Brust geneigt. Wie eine Sünderin stand sie stumm da, des Richterspruchs gewärtig.

Aber auch er, wie von Feerei umfangen, stand gelähmt und sprachlos. Unter seligen Schrecken schlug ihm in der Brust das Herz, wie zum Zersprengen gewaltsam; er faßte keinen Gedanken, denn ihrer durchflogen zahllose zugleich sein Gehirn aufleuchtend und erlöschend. Es flirrte vor seinen Augen; er sah und sah nicht. Es war dieselbe Gestalt, die ihm in seinen Wundfiebern einst traumartig erschienen war; und der Traum war noch einmal da.

„Elfriede!" — Er lispelte den Namen fast bewußtlos, ohne einen der starren Züge des Gesichts zu ändern. Sie antwortete nicht.

„Elfriede!" wiederholte er. Seine Stimme war ein Seufzer.

Aber in diesem Seufzer ward es lichter um ihn und in ihm. Er nahte sich langsam der Furchtsamen, die, ein Bild der Demuth, wie in sich zusammengesunken, schweigend und unbeweglich vor ihm blieb. Er ergriff ihre Hand und drückte sie bebend an seine Lippen. Tiefere und schnellere Odemzüge verkündeten das in ihm zugleich entbundene höchste Weh und höchste Entzücken. Er zog die kalte, zarte Hand an sich. Elfriede blickte mit schwimmenden Augen bang und wehmüthig zu ihm auf und sank ihm laut weinend entgegen.

Als das Bewußtsein Beider wieder zurückkehrte, fanden sie sich Hand in Hand, Stirn an Stirn gelehnt, auf einem Sofa des Zimmers beisammen sitzend. In stummer Zärtlichkeit waren Aug in Auge, Seele in Seele verloren, das Unaussprechliche sagend und verstehend. Sie wollten Worte versuchen, und konnten sich nur leise ihre Namen zuhauchen. Aber in diesem Namen lag der ganze Himmel der Gegenwart und aller Gram der Vergangenheit.

„O, Gott verzeihe dem Seelenmörder Malariva!“ lispelte sie schmerzlich.

„Elfriede, entweihe nie mit dem Namen deine Lippen!“ flüsterte er zurück, und berührte mit seinen Lippen die ihrigen, als wollt’ er sie wieder heiligen.

„Flavian!“ lallte sie, und legte ihren Arm schüchtern um ihn: „Du hast vergeben?“

„Du also, du Elfriede, warst dennoch der Engel, der mir am Krankenlager erschien?“

„Flavian, ich war’s, dich noch einmal zu sehen; und schwebte da zwischen Leben und Tod.“

„O du Unbarmherzige!“ schalt er leise und zog sie enger an seine Brust: „Warum verbargst du dich, du meine ewige Liebe, bis zu dieser Stunde vor mir?“

„Zürne nicht mehr, Flavian, zürne nicht!“ schmeichelte sie ihn

an: „Wenn auch noch Zweifel mich einschüchtern — aber, mein Herz glaubte ja an dich.“

„Die schlaue, die böse Pauline!“ sprach er nach kurzer Pause, über sich selbst lächelnd: „Ein so frommes Gesicht, und mich so arg und lange täuschen!“

„Segne, Flavian, segne mit mir die Himmlischgute, die Starke, die Kluge, die Treue!“

Lange flüsterten Beide so mit einander in zusammenhangslosen Wechselreden. Liebkosungen unterbrachen die Fragen, Fragen die Liebkosungen.

Es ward draußen leis' an die Thür gepocht. Die Glücklichen hörten es nicht. Still ward die Thür geöffnet; sie sahen es nicht. Die Eingetretenen näherten sich dem Paar. Frau von Schauenstein heftete ihre Blicke neugierig und ängstlich-verlegen auf die schöne Fremde, und wagte kaum zu athmen. Aber das Fräulein von Stetten schaute mit frohblitzenden Augen auf die Seligen nieder, dann neigte sie sich mit dem Lächeln des Muthwillens und flüsterte halblaut in Elfriedens Ohr: „Ich sehe! ich sehe! — Vollendete Versöhnung!“

Elfriede, bestürzt und verschämt, sprang auf, umschlang die Freundin und verbarg am Busen derselben ihr glühendes Antlitz. Flavian umarmte seine Schwester küssend und rief: „Sabine, nun ist mein Leben mir wieder gegeben! Aber,“ fuhr er schalkhaft auf Paulinen zeigend fort: „wahre dich vor dieser bösen Fee! Sie konnt' es mir so lange vorenthalten!“ — Er nahm dann Elfrieden aus den Armen der schelmisch-triumphirenden Pauline, führte sie der Frau von Schauenstein zu und sprach: „Hier, Schwester, deine einzige Nebenbuhlerin in meinem Herzen, — — deine Schwester.“

Das Fräulein verneigte sich erröthend gegen die junge Wittwe. Beide beobachteten sich einen Augenblick flüchtig mit Wohlgefallen,

jede überrascht von der Anmuth der andern; dann umschlossen sie sich einander schweigend; trennten sich mit feuchten Augen, und betrachteten sich abermals in angenehmer gegenseitiger Bewunderung.

Die feierliche Stille unterbrach zuerst das Fräulein von Stetten und fragte: „Soll ich allein hier stumme Rolle spielen? Das sei ferne! Ich will bei diesen zwei lieben und liebenden Verwaiseten an Mutter Statt sein.“ Sie ergriff Flavians und Elfriedens Hand und legte sie in einander. Flavian zog beseligt die Liebeselige zu sich und senkte, mit einem Blick, der etwas zu fragen schien, seine Stirn gegen die ihrige. Da hob Pauline das Medaillon vom Sofa; warf die schwere Goldkette um beider Nacken; küßte Beide und sprach oder stammelte in tiefer Rührung: „So bleibt auf ewig durch die Rose von Disentis verbunden!“ —

„Amen!“ lispelte Sabine still weinend.

Hier können wir ohne Gefahr die Geschichte abbrechen, deren Ausgang Jeder erräth.

Die Liebe der Ausgewanderten.

Aus den Papieren des Herrn Pfarrers D** zu W**.

Ich kam an einem schönen Sommerabend (es war im Jahre 1793, da ich noch Kapellan im hiesigen Städtchen war) vom Besuch meines nun verstorbenen Freundes, des Pfarrers im benachbarten Dorfe, zurück. Vor mir auf der Landstraße ging ein Wandersmann, den ich anfangs für einen Handwerksburschen hielt. Da er sehr langsame Schritte machte und mit dem einen Fuß hinkte, kam ich ihm bald näher, bot ihm im Vorbeigehen einen guten Abend und sagte: „Landsmann, Er hat mit kranken Füßen übel wandern.“ Er zuckte die Achseln und murmelte einige Worte, die ich nicht verstand.

Vermuthlich erkannte er aus meiner Kleidung meinen geistlichen Stand. Er rief mir auf französisch nach, den Namen des vor uns liegenden Städtchens zu wissen. Ich blieb stehen, bis er mich erreichte, und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Nun sah ich wohl aus der Feinheit seiner bestäubten Kleidung und deren Schnitt, aus Sprache, Gesichtszügen, aus Allem, daß er einer von den zahllosen Unglücklichen sei, welche durch die französische Staatsumwälzung aus ihrem Vaterlande vertrieben, auf deutschem

Boden eine gastfreundliche Zuflucht suchten. Er erzählte mir, daß er erst seit vier Wochen glücklich aus Frankreich entkommen sei; daß er nur durch ein wahres Wunder sich aus dem Gefängniß und vor der ihm drohenden Guillotine gerettet habe; daß er entschlossen gewesen sei, nach Hamburg zu gehen, in der Hoffnung, dort vielleicht Bekannte zu finden, — nun aber auch diesen Vorsatz aufgegeben habe, da er an Kräften erschöpft, seine Gesundheit zerrüttet, sein Vermögen, welches er mit sich führe, gering sei. Vorläufig wolle er in unserm Städtchen ausruhen, weil er sich einen seiner Füße wund gegangen, und unmöglich weiter könne. Nebenbei erfuhr ich, daß er Lasalle heiße, sich irgendwo, falls man ihn dulden werde, wohlfeil einrichten und die Schicksale seines Vaterlandes abwarten wolle.

Mir gefiel der junge Mann; er mochte ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt sein. Sein blasses, stilles Leiden verrathendes Gesicht hatte sehr feine, ungemein angenehme Züge. Was er sprach, verrieth viel Bildung eines Geistes, den kein Unglück beugen konnte, und dessen Feuer sich aus dem Glanz seiner beredten Blicke verkündete. Ich begleitete ihn langsam zur Stadt, und sagte ihm, er werde daselbst einen Unglücksgefährten und Landsmann finden, der schon seit einigen Jahren bei uns sehr ruhig lebe, Buzet heiße, vermuthlich Arzt sei und sich die Zeit mit Pflanzensammeln verkürze. Ich führte ihn in ein Wirthshaus des Städtchens, und verließ ihn mit der Versicherung, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, ihm nützlich zu sein.

Herr Lasalle kam den andern Tag zu mir und erklärte, er sei gesonnen, seinen einsweiligen Aufenthalt in unserm Städtchen zu nehmen; er bat mich, sein Dollmetscher zu sein, weil er der deutschen Sprache unkundig wäre. Wir gingen mit einander auf das Oberamt; die Aufenthaltsbewilligung fand keine Schwierigkeit. In der Vorstadt bei einer betagten Wittwe fand sich ein

leeres Stübchen, das er miethete; auch versorgte ihn die Wirthin um ein Billiges mit einfacher Kost.

Es war merkwürdig, unsere Ausgewanderten zu sehen. Ich erwartete, sie würden einander sogleich aufsuchen. Nichts weniger als das. Es vergingen acht Tage, ehe sich Herr Lasalle entschloß, den Herrn Buzet zu besuchen, der mit seiner Tochter und Magd unweit der Stadt in einem kleinen Gartenhause am Fuß der Rebberge wohnte, das er gemiethet hatte. Herr Buzet erwiederte die Höflichkeit, und von da an kamen sie nicht wieder zusammen, wenn sie sich nicht von ungefähr auf einsamen Lustgängen oder dann und wann bei mir auf dem Zimmer trafen. Denn ich hatte das Glück, von beiden gesucht und als Freund behandelt zu werden.

Herr Buzet war ein alter, grämlicher Herr, der sich seit Jahr und Tag zu einer gewissen Regelmäßigkeit der Lebensweise gewöhnt hatte. Er ging mit Niemandem um, als mir; versäumte keine Messe, keine Predigt; trieb sich bei leidlichem Wetter in Wäldern und Feldern herum, Kräuter zu sammeln; im Winter ordnete und beschrieb er sie. Herr Lasalle hingegen gab sich sogleich mit Erlernung der deutschen Sprache ab; ich half ihm dazu durch mündlichen Unterricht, durch Leihung von Büchern; andere kaufte er sich selbst. Nach einem halben Jahr konnte er sich schon ziemlich gut ausdrücken, und mit Hülfe des Wörterbuchs las er nicht nur Zeitungen, sondern auch leichte deutsche Schriftsteller. Es mangelte im Städtchen ein französischer Sprachlehrer; verschiedene Bürger wünschten ihren Kindern französischen Unterricht, und Lasalle war sogleich bereit, ihn zu ertheilen. Er ging von Haus zu Haus; setzte für die Stunden, welche er gab, keinen Preis fest; nahm so viel oder wenig, als man ihm bot,

und war durch seine Gefälligkeit allen Bürgern lieb. Man trug ihm sogar an der Stadtschule eine erledigte Lehrerstelle an, die er aber ausschlug, da er sich noch immer mit einer nahen Rückkehr in sein Vaterland schmeichelte.

Kam er zu mir, war gewöhnlich die Vergleichung französischer und deutscher Schriftsteller oder des Geistes beider Sprachen Gegenstand der Unterhaltung. Er gewann Hochachtung für den Reichthum und die Kraft und die Gelenksamkeit unserer Muttersprache, und räumte ihr darin sogar den Vorzug vor der seinigen ein, die nur durch Wohllaut allein und die Einfalt und Gefälligkeit ihrer strengen Formen den Preis verdienen könne, und wie er sagte, durch ihre in sich abgeschlossene Vollendung.

„Ihre deutsche Sprache!" sagte er, „ist noch keine reife Sprache; sie ist in sich selber noch ungewiß, unbestimmt, nicht fest geordnet. Sie schwankt noch in ihren Bedeutungen, wie in ihrer Rechtschreibung. Sie überladet sich mit Wörtern fremder Zungen, und baut bald ihre Redensarten nach lateinischer, bald nach französischer Art. Sie haben unter ihren Schriftstellern vortreffliche Geister, die jedem andern Volke Ehre gemacht haben würden; aber diese Geister vergaßen das Wesentlichste für ihren eigenen Ruhm, eine reine deutsche Sprache zu bilden. Sie schrieben in einem wunderlichen Mischmasch von Wörtern, die eben so oft französisch, griechisch, italienisch, lateinisch und englisch, als deutsch sind. Ihre Göthe's, Ihre Wielande, Ihre Schiller, Ihre Herder werden früh veralten mit der noch allzuwandelbaren Sprache, und nach hundert Jahren wird man sie wieder in ein anderes Deutsch übersetzen müssen. Sie gleichen schönen weiblichen Gestalten, die sich nicht geschmackvoll und einfach zu kleiden wußten, als sie sich malen ließen, sondern sich in bunter, ungestalteter Kleidertracht, mit abentheuerlich aufgethürmtem Kopfputz den Urenkelinnen zum Spott darstellten. Alles was rein und sich selber

gemäß ist, erregt bleibendes Wohlgefallen; und jede Sprache ist schön, wenn sie, ihrer Natur und Eigenthümlichkeit getreu, nur diese entfaltet, nicht fremden Putz. Die deutsche Sprache aber ist nicht schön, sondern krank; ihre Fülle ist keine strotzende Gesundheit, sondern offenbare Wassersucht. Hilf Himmel, wenn Rousseau, Voltaire, Diderot aus Schönthuerei oder Nachlässigkeit deutsche, italienische und englische Wörter in ihre Schriften gemengt hätten, wer würde sie heut noch lesen mögen? Wer würde die herrlichen Geistesgebilde in dem bunten, geschmacklosen, quersinnigen Gewande lieben können? Ihre deutschen Schriftsteller, erhaben über dem gemeinen Volkshaufen, vergaßen ihre eigene Würde und ließen sich in der Sprache zum gemeinen Haufen nieder, statt diesen zu sich zu erheben und ihn erst sprechen zu lehren."

Besuchte mich der alte Buzet, war statt der Sprachkunde das Treiben und Wesen der Völker und Fürsten der Inhalt unserer Gespräche. Buzet war ein treuer Anhänger seines königlichen Hauses, und hielt alle Thronen Europens, alle bürgerliche Ordnungen verloren, wenn der Thron der Bourbonen in Frankreich nicht wieder hergestellt würde.

Traf es sich, daß auch Lasalle dazu kam, wenn wir mit einander kannegießerten, schien Buzet in seinen Aeußerungen behutsamer zu sein. Lasalle äußerte sich selten, so lebhaft er auch sonst war, in Buzets Gegenwart mit voller Unbefangenheit über die französischen Geschäfte. Beide aber stimmten darin überein, daß der gegenwärtige unselige Zustand ihres Vaterlandes von keiner langen Dauer sein könne. Jeder hoffte das Beste.

An einem Maiabend waren beide im Zimmer bei mir, als die Zeitung kam. Ich las ihnen daraus das Bedeutendste; auch die

Hinrichtung der unglücklichen Elisabeth von Bourbon, der Schwester des enthaupteten Königs Ludwig XVI. Der alte Buzet erblaßte; Lasalle runzelte düster die Stirn.

„O die Satane!“ schrie Buzet endlich mit krampfhaft geballten, zum Himmel gereckten Fäusten: „Lebt denn noch ein Richter dort oben? Oder ist das Auge der Allwissenheit gegen die Gräuel dieser Welt geschlossen? Hingerichtet diese Heilige! Warum brechen nicht die Grundvesten des verruchten Bodens, daß Frankreich mit seinen blutbefleckten Städten in den Abgrund des Meeres stürze, und ein Volk, welches alles, was seit Jahrtausenden heilig, schön, wahr, gut und gerecht war und ewig sein wird, mit teuflischer Verwegenheit verachtet, schändet, mordet! Doch ich hoffe, die verbündeten Mächte werden mit gesegneten Waffen über die Leichname der Rasenden endlich ins Innerste Frankreichs eindringen, und dem Erdkreis und den Völkern aller noch kommenden Jahrhunderte in der Kohle und Asche von Paris eine schaurige Lehre schreiben!“

Lasalle nach seiner Gewohnheit schwieg. Ich suchte den Schmerz des Greises zu besänftigen und seinen Zorn, der an Gotteslästerung und Grausamkeit grenzte. Er fühlte seine Ungerechtigkeit, und bat wegen des Ungestüms um Verzeihung. „Sie haben Recht,“ sagte er: „es sind in Frankreich neben den Mördern noch viele tausend gute, unschuldige Menschen. Wenn sie nur einmal erst zur Sprache kommen dürften! Durch sie selbst vermögen sie es nicht mehr. Die verbündeten europäischen Mächte müssen erst mit dem Schwert in der Faust die herrschende Mörderbande vertilgt und das Reich des Schreckens mit Schrecken geendet haben! Einmal geschieht es gewiß, aber wann?“

Ich bemerkte ihm, daß wenn Frankreich heut überwunden wäre, und morgen wieder ein Ludwig den Thron der Lilien besteigen könnte, ich den König nur beklagen müßte. Seine Herr-

schaft würde von unruhiger und flüchtiger Dauer sein. Die Umwälzung des Staates scheine mir weniger durch einige mangelhafte Einrichtungen desselben, oder durch die Verwirrung seiner Haushaltung, oder durch die Last der Schulden, oder durch Treulosigkeit einiger Staatsdiener, als vielmehr durch eine gänzliche Veränderung der Begriffe und Vorstellungen des Volkes entstanden zu sein. „Die in der Welt herrschenden Vorstellungen," sagte ich, „sind die eigentlichen Grundlagen aller in der Welt bestehenden großen und kleinen Anstalten. Vergeht die Meinung von ihrem Werth, so vergehen die alten Grundpfeiler ihres Bestandes. Wie die Begriffe der Menschen sich änderten, haben sich die Verfassungen, Sitten, Gewerbe, höhere und niedere Bedürfnisse, ja sogar die Glaubensgebäude der Völker zum Bessern oder Schlimmern geändert! Die Grundlagen des altköniglichen Staatsgebäudes waren längst morsch und gewichen; da genügten einzelne Zufälle, es zu erschüttern, daß es unaufhaltsam zusammenstürzen mußte. Jetzt irren unter den Trümmern die ehemaligen Bewohner mit ausgelassener Wuth; einer mißt die Schuld dem andern bei; einer mordet den andern."

Buzet sowohl als Lasalle vereinigten sich, mir Beifall zu geben; aber jeder aus entgegengesetzten Ursachen.

„Die Montesquieu's, die Voltaire's, die Rousseau's, die Mably's und all das gelehrte Gesindel mit seinem Geschrei von Volksrechten, von Aufklärung, von Freiheit und von Gott weiß was, ist an dem Unglück dieser Zeiten Ursache. Man machte erst die Priester lächerlich, um die Religion zu vernichten; man machte erst den alten Adel des Königreichs verächtlich, um nachher den Thron zerschlagen zu können. Verbrennt die ungeheuern Büchersammlungen, gebt dem Volke den Katechismus, dem Adel seinen Stammbaum, dem Priesterstand seine Würden und Klöster wieder, und ihr habt wieder feste Thronen und hundertjährige Friedensstille!"

„Erlauben Sie," sagte Lasalle, indem er sich an Herrn Buzet wandte: „mit dem Adel=' und Priesterstand wäre es wegen des Stammbaums und Ranges bald zu berichtigen, denn diese werden dergleichen angenehme Dinge nicht ausschlagen. Es ist nur zu bedauern, daß beide Stände der Personenzahl nach die kleinern in jedem Lande sind, und das Volk eigentlich doch das Volk ist. So lange jene beiden Stände das Uebergewicht der Einsichten und Kenntnisse hatten, waren sie naturgemäß die herrschenden. Nun aber der dritte Stand durch Einsichten den andern wenigstens gleich geworden, macht er ebenfalls Ansprüche. Daher das Unglück! Der Katechismus wäre dem Volke bald gemacht, wenn für den Katechismus nur eben so bald ein Volk gemacht werden könnte, wie es vor hundert und mehr Jahren war."

„Verbrennt die Bücher," rief Buzet, „schickt die Aufklärer, die Gelehrten, die Schriftsteller übers Meer nach Botany=Bay, und in zwei Menschenaltern ist Alles wieder im rechten Geleis!"

„Wohl möglich," versetzte Lasalle, „wenn sich alle Völker und Könige auf dem ganzen Erdboden zu Ihrem Vorschlag vereinigen würden. Aber doch wäre es damit noch nicht abgethan. Sie müßten jede Wissenschaft, sogar die Wappenkunde und Wasserbaukunst zu lehren verbieten. Denn würde nur eine einzige noch in Schulen getrieben: alle andern Erkenntnisse würden wieder daraus hervorwuchern, weil es nur eine einzige Wissenschaft gibt, und alles Uebrige nur Theil der allgemeinen Aufklärung ist. Ja noch mehr, Sie müßten Todesstrafe auf jeden neuen Gedanken setzen. Denn eine einzige neue Wahrheit, die in die Welt kommt, ändert die Gestalt der gesammten Menschheit. Daß Thubalkain erfand, das Eisen zu schmieden, ist die Ursache, daß wir heute Schiffsflotten halten, Kaffee trinken, Verse schreiben, Perrücken tragen und den Lauf der Gestirne berechnen. Können wir also das Unmögliche nicht vollbringen, und die ewige Noth=

wendigkeit nicht abwehren; können wir nicht das menschliche Geschlecht in die alte Barbarei versteinern, daß es bleibe, wie es jetzt steht: so müssen wir wohl der ewigen Nothwendigkeit ein wenig nachgeben; so müßen wir wohl die Verfassungen, Anstalten und Stiftungen der Väter nach den erweiterten Bedürfnissen und Begriffen der Nachkommen abändern. Das Kleid, welches dem Kinde angemessen worden war, kann der Jüngling und Mann nicht tragen. Er ist gewachsen. Er wird es sprengen, weil es ihm zu eng geworden, und nackt da stehen, ohne Gewand (nämlich ohne Gesetz, Verfassung und Kirche), weil ihr ihm das Gewand nicht nach dem Leibe zurichtetet, sondern den Leib nach dem Kleide zusammenpressen wolltet."

So sprach Lasalle.

Der alte Buzet — ich sah es ihm an, wie roth und ärgerlich er ward, noch während Lasalle sprach — rückte auf seinem Stuhl her und hin, sprang endlich heftig auf, suchte Stock und Hut, und brummte: „Nichts, als Jakobinerei! Gehorsamster Diener!" Damit ging er jählings zur Thür hinaus.

„Da sehen Sie das große, unvertilgbare Unheil!" sagte Lasalle zu mir: „Diese Menschen, mit ihren eingerosteten Vorurtheilen, sind nicht zu belehren: und deren gibt es noch viele. Darum wird Frankreich auch nicht so bald zur Ruhe gelangen. Mein Vaterland wird noch lange den Frieden der Welt stören. Jetzt sind alle Leidenschaften in gräßlicher Entzügelung. Aber auch wenn nach dem Rausche die Ermattung, nach der Ueberspannung die Erschlaffung folgt, wird der Friede nicht folgen. Verlassen Sie sich darauf. Auch wenn Frankreich wieder einen König hat, wird kein Friede folgen; und einen König muß es haben, denn zu einem Freistaat ist es, nicht etwa an Umfang zu groß, sondern an Tugend und Sitteneinfalt zu arm."

„Aber in Gottes Namen," rief ich, „wann soll es denn Frieden geben?"

„Sobald sich die fortgeschrittene Volksbildung mit den äußern Verfassungen und Formen verglichen haben wird!" erwiederte Lasalle. „Können wir wollen, daß die Staatseinrichtungen und bürgerlichen Verhältnisse bei den Völkern ewig die gleichen bleiben, da doch seit Stiftung des christlichen Glaubens die Kirche nicht einmal ihre ursprüngliche Gestalt bewahren konnte? Wie die Völker mit der Völkerwanderung verwilderten, kam auch Verwilderung in die Kirche. Als es bei den Völkern heller ward, entstand die Kirchenspaltung. Da fiel die Hälfte Europens vom Papste ab, und die andere Hälfte, welche ihm treu blieb, hat jetzt kaum noch die Hälfte Mitglieder, die an das glauben, was die Kirche lehrt. Aber sie finden es bequemer, keinen Krieg deswegen anzufangen. Wollte man aber wieder Scheiterhaufen und Kerker für Katholiken bauen, die nicht blindlings glauben, was die Kirche lehrt, so würden wieder blutige Empörungen und Glaubenskriege eintreten, wie ehemals. Und wie vorzeiten in Glaubenshinsicht, ist gegenwärtig in bürgerlicher Hinsicht der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Freiheit und Despotismus, Wahrheit und Vorurtheil, Verdienst- und Geburtsadel, Gleichheit und Vorrecht, Kindern und Stiefkindern des Staats begonnen. Dieser Kampf wird sich, wie der kirchliche, der Reihe nach, von Volk zu Volk machen."

Seit diesem Abend besuchte mich der alte Buzet einige Wochen lang nicht wieder; Lasalle hingegen fleißiger. So mächtig ist der Parteihaß, daß er den Unglücklichen selbst ins Elend folgt. Und warum haßten sich diese, welche beide ihr Vaterland mit gleicher Inbrunst liebten, und beide von demselben ausgestoßen

in der Fremde lebten, arm und verlassen, während sie in Frankreich im Schoos des Ueberflusses gewohnt hatten!

Lasalle hatte aber noch andere Gründe, mich fleißiger zu besuchen. Er war durch sein allzuempfindliches Herz unglücklich geworden. Auf einem Spaziergang an den Weinbergen begegneten wir einem jungen Frauenzimmer, begleitet von einer alten Magd. Schon als Lasalle die Jungfrau in der Ferne sah, verstummte er im Gespräch, und ich bemerkte an ihm eine sonderbare Unruhe. Als sie näher kam, erkannte ich in ihr die Tochter des Herrn Buzet. Auch sie schien verlegen. Ich redete sie an. Sie war nicht mehr wie sonst gesprächig, sondern ungemein einsilbig, und entfärbte sich einige Male im Gesicht, besonders als ich ihr den jungen Lasalle als ihren Landsmann vorstellte. Sie schien kaum den Muth zu haben, ihn anzublicken, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, da Lasalle ihr einige unzusammenhängende Worte stammelte.

„Aber wer ist sie denn, um Gotteswillen?“ fragte mich Lasalle, als wir von ihr gegangen waren. Ich sagte ihm, was ich wußte: sie heiße Julie, sei Buzets Tochter, lebe äußerst eingezogen und von allem Umgang entfernt. Und nun erfuhr ich, daß er sie schon seit einigen Monaten zuweilen in der Kirche gesehen, aber für eine vornehmere Bürgerstochter aus der Stadt gehalten habe; daß er von ihrer Schönheit gerührt worden sei; daß er sie liebe und anbete, aber in seinen elenden Verhältnissen, ohne Hoffnung der Gegenliebe, auch nicht den leisesten Versuch gemacht habe, sich ihr zu nähern. Seide Leidenschaft habe er bis dahin bekämpft und besiegt; aber — er verberge nicht, daß er, um seine innere Ruhe wieder zu finden, schon entschlossen gewesen sei, diese Gegend und die Nähe der gefährlichen Unbekannten zu meiden.

Ich bewunderte dies Zartgefühl des Jünglings, zumal des Franzosen, und sagte, nun er wisse, es sei seine Landsmännin,

dürfe er sich ihr wohl um so kühner nähern; doch müsse er zuvor mit dem Vater Frieden schließen. Er ward nachdenkend, seufzte und sagte: „Ich bin unglücklich! Wozu diese Liebe, diese hoffnungslose Leidenschaft? Und könnte ich Unwürdiger sogar hoffen, daß ich dieser Liebenswürdigen jemals einige Theilnahme an meinem Schicksal einflößen könnte — ich würde darum nicht glücklicher sein.

„Sie sind doch nicht mit Hand und Herz schon versagt?" fragte ich.

„Keineswegs. Julie ist das erste weibliche Geschöpf, welches in mir den Wunsch erregt, Hand und Herz wegzugeben. Aber es darf nicht sein. Fragen Sie mich nicht, warum. Ich bete Julien an; ich werde sie zeitlebens nicht vergessen; aber — ich werde sie nicht besuchen, und kann mich nichts beruhigen — fliehe ich diese Gegend."

Ich drang nicht weiter in ihn. Aber aus der Flucht ward nichts. Einige Tage später kam Lasalle zu mir, da ich eben einen Zettel von Juliens Hand erhalten hatte, worin sie mich bat, ihren Vater zu besuchen, der sehr krank geworden. Sie bat um einen Arzt, und wiewohl sie jetzt denselben zu bezahlen außer Stand wären, würde es eine heilige Schuld sein, die gewiß über kurz oder lang mit Zins getilgt werden sollte. Ich gab Lasallen das Briefchen zu lesen. Er schwieg, ward todtenblaß, dann entfernte er sich schnell. Meine Geschäfte hinderten mich, selbst sogleich Herrn Buzet zu besuchen. Ich schickte ihm inzwischen einen Arzt, der wieder zurückkam, weil schon ein anderer vor ihm dahin berufen worden war. — Als ich zum kranken Buzet kam, erfuhr ich, daß Lasalle mit einem Arzt bei ihm gewesen. Buzet schien es ungern gehabt zu haben; doch mußte er sich aus Noth in die Güte seines Landsmanns ergeben. Ich erfuhr

nachher Alles und auch den weitern Erfolg der Dinge aus Lasalle's Munde.

Lasalle hatte geradezu dem kranken Buzet gesagt, daß er Juliens Brief bei mir gesehen, daß er den Arzt gerufen habe, und sich schmeichle, Buzet werde lieber die Hülfe von seinem Landsmann, als von einem Fremden annehmen. — Julie war zum Glück bei dieser Erklärung nicht gegenwärtig; denn Buzet zeigte sich ungehalten, daß Julie geschrieben. Er hatte nicht darum gewußt. Inzwischen schien Buzet doch für Lasalle's Aufmerksamkeit empfindlich, auch mit einiger Zufriedenheit dessen Entschuldigungen wegen des obenerwähnten Wortwechsels anzuhören. Julie kam nachher und bekannte erröthend ihre Schuld, ohne ihres Vaters Vorwissen geschrieben zu haben. „Aber, lieber Vater,“ setzte sie hinzu, „verzeihen Sie es meiner Angst und Liebe für Sie.“

Der Arzt erklärte die Krankheit für ein gallichtes Faulfieber, und bat die größte Sorgfalt für den Leidenden zu tragen. Er verschrieb die nöthigen Arzeien. Beim Abschiede sagte Lasalle zu Buzet: „Sie sind ernstlich krank; doch versicherte der Arzt, bei gehöriger Pflege würden Sie in wenigen Wochen hergestellt sein. Wir sind beide Unglücksgefährte und Fremdlinge auf diesem Boden, aber Kinder des gleichen Vaterlandes. Erlauben Sie mir denn, daß ich mich meiner Pflicht gegen Sie entledigen, und Sie in jeder Stunde, die ich von meinen Geschäften erübrigen kann, abwarten dürfe. Sie haben männlicher Hülfe vonnöthen, Ihre Tochter mit der betagten Dienerin würden ohne Beistand zu Grunde gehen, und Sie selber dabei leiden.“ Der Kranke drückte dem jungen Mann für sein Anerbieten die Hand, ohne ein Wort hinzuzufügen. Julie sagte ihm eben so wenig etwas Verbind-

liches, konnte es vielleicht auch nicht, denn sie saß im Winkel und weinte mit verhülltem Gesicht.

Als Lasalle fortging und ihn Julie vor die Thüre begleitete, sagte er zu ihr: „Fräulein, ich habe aus Ihrem Briefe gesehen, Ihr Vater leidet Mangel. Ich habe noch Ueberfluß. Der Herr Kaplan selbst hat eine geringe Pfründe. Mir können Sie einst in Frankreich die kleine Schuld eher wieder erstatten. Verschmähen Sie das Wenige nicht, was ich Ihnen in dieser betrübten Lage anzubieten habe. Ich denke an keine Wiederbezahlung. Ach, ich bin schon allzuglücklich, wenn Sie nur erlauben, daß ich mit Ihnen meinen geringen Reichthum theilen darf." Mehr konnte er nicht sagen. Er war zu bewegt. Er sank auf seine Knie, und legte in Juliens Hand, die er küßte, eine Rolle Geld, die Frucht seiner mühsamen Arbeiten und Ersparnisse. Sie weinte laut, und er verließ sie.

Folgenden Tages schon nahm Lasalle einige Unterrichtsstunden mehr an, die er vorher abgelehnt hatte. Nur um der Familie Buzet kräftiger helfen zu können, arbeitete er fast über Vermögen, und brach sich manche kleine Bequemlichkeiten und Genüsse ab, die er sich vorher aus seinem Verdienst erlaubt hatte. Aber Niemand war auch glücklicher, als der junge Mann, der seiner Geliebten nun täglich nahe sein, und was er für seine Arbeit gewann, ihr überreichen konnte. Eine Nacht um die andere wachte er an Buzets Krankenlager, denn dieser kam bald dem Tode nahe; und in der That, ohne Lasalle's Anstrengungen, die seiner eigenen Gesundheit Gefahr drohten, dürfte er schwerlich so bald wieder genesen sein. So lange Buzets Rettung zweifelhaft war, so lange schien seine schöne Tochter für alles Andere unempfindlich zu sein. Sie hörte mit Gleichgültigkeit, was man zu ihrer Beruhigung sagen mochte, und nahm mit Gleichgültigkeit, was Lasalle in die kleine Haushaltung brachte.

Erst als der Arzt das zuversichtliche Trostwort aussprach: jetzt ist die Gefahr vorüber! erst als Buzets Krankheit sichtbar abnahm, seine Fieber sich minderten, und er mit den Umstehenden wieder in Verbindung trat, ward Julie gleichsam ihrem eigenen Bewußtsein wieder gegeben. Sie blühete von neuem auf; sie empfing Lasallen, so oft er kam, mit einer lohnenden Zutraulichkeit; sie erzählte ihm von dem Befinden ihres Vaters während seiner Abwesenheit; sie bereitete und brachte ihm, wenn er am Krankenbette eine Nacht gewacht hatte, das Frühstück selbst; machte ihm freundliche Vorwürfe, wenn er länger, als er versprochen, ausgeblieben war; sie wußte ihm ihre Dankbarkeit mit hundert kleinen Gefälligkeiten zu bezeugen. Lasalle war von so vieler Liebenswürdigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes bezaubert. Er dachte, er sah nichts mehr, als Julien. Alles war sie ihm. Aber auch er schien ihr Alles zu sein. Ihre Aufmerksamkeiten waren nur zwischen ihrem Vater und ihm getheilt. Für ihn sammelte sie Blumen; für ihn bereitete sie eigenhändig in der Küche kleine Näschereien, von denen sie wußte, daß er sie liebte; für ihn legte sie die Bänder, den Hut, den einfachen Schmuck so an, wie er es gern sah. Sie war unerschöpflich in Erfindungen, ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Demungeachtet wußte der ehrliche Lasalle nie recht, woran er mit Julien war. Ob sie ihn liebe oder mit Dankbarkeit ihm ergeben sei? das war schwer auszumachen. Denn bei der heftigen Innigkeit, mit der ihn das Fräulein jedesmal empfing, wenn er kam, oder entließ, wenn er seinen Geschäften nachging, war doch etwas Wunderfremdes zwischen ihm und ihr, das nie aufhörte. Und bei aller Zutraulichkeit, ich hätte beinahe gesagt, schwesterlichen Zärtlichkeit, mit der sie ihn behandelte, hatte sie doch so etwas Hohes gegen ihn, als wenn sie sich nur aus Leutseligkeit ein wenig gegen ihn herabließe. Lasalle wußte aber noch viel

weniger, wie er mit sich selber daran war. Einen Tag sagte er mit tiefem Schmerz: „Sie liebt mich! Weh mir! Ich muß fort von ihr!" Den andern Tag seufzte er: „Sie liebt mich nicht. Es ist nur bloße, höfliche Dankbarkeit!" Den dritten Tag jubelte er wieder: „Nein, ich bin der seligste Mensch! Ich bin der Herrlichsten ihres Geschlechts nicht gleichgültig!" So ward er bald heiß, bald kalt, im beständigen Fieber.

Wenn ich bei Buzet war und die beiden Leutchen in ihrem Wesen betrachtete — ich gestehe, mir ward zuweilen recht schaurig dabei. Da standen sie beide, er dort, sie hier, wie stilllodernde Flammen einander gegenüber. Und was sie thaten, es mochte noch so unbedeutend sein, es war allezeit bedeutsam, ohne daß sie es wollten oder wußten. Ich ward wirklich recht froh, geistlichen Standes und folglich vor dem Wahnsinn der Liebe geborgen zu sein. Mein schwarzer Rock machte mich gegen die leidenschaftlichste der Leidenschaften recht kugelfest, und — wohl mir, daß ich es glaubte! Viertelstunden lang konnten sie, ohne eine Silbe zu sprechen, einander gegenüber stehen und sich mit brennenden Augen ansehen, wie Träumende. Was ihre Hand berührt hatte, das Fenster, den Sessel, den Tisch, das Blumengeschirr: davon ward nachher seine Hand, wie von einem Magnet, angezogen. Und ging er fort, so warf sie sich gewiß träumend auf den Stuhl, auf welchem er zuletzt gesessen war. Kritzelte er in Gedanken etwas mit seinem Stock im Sande, oder mit einem Messer, so war es gewiß der Name Julie. Und gab er ihr eine Blume, ich konnte mich darauf verlassen, sie trug dieselbe noch den zweiten und dritten Tag, so welk sie auch sein mochte.

Er erzählte mir Alles, was sie mit ihm gesprochen; gewöhnlich waren es die gleichgültigsten Sachen von der Welt. Aber er

erzählte mit einem Feuer, mit einer Wichtigkeit, als wäre jedes Wörtchen von ihr eine Offenbarung überirdischer Dinge. Hingegen durfte ich mich nicht unterstehen, ihm von der Möglichkeit zu reden, daß Julie einst die Seinige werden könnte. Als ich es das erste Mal in meiner Gutmüthigkeit that, bat er mich mit erschrecklichem Ernst, ihm das nie wieder zu sagen. Und da mir an einem andern Tage wieder eine ähnliche Aeußerung entschlüpfte, ward er bleich wie ein Todter, verließ mich und vermied mich zwei Wochen lang. Ich mußte ihn aufsuchen und wieder versöhnen.

Nicht besser ging es mir bei Julien. Ich nahm mir einmal die Freiheit, da sie von Lasalle mit großer Lebhaftigkeit sprach, sie ein wenig zu necken, und das Wort Liebe, aber doch nur scherzweise fallen zu lassen. Ihre Gesichtszüge verwandelten sich plötzlich. Sie sah mich mit einem so stechenden Blick voller Verachtung an, daß mir in der That vor Schrecken Stock und Hut aus der Hand fielen.

Seitdem nahm ich mich wohl in Acht, mich in das Spiel der wunderlichen Leute zu mischen. Aber sie mischten mich bald selbst hinein. Und ich hatte doch mit meinen gesunden Augen richtig gesehen. Sie liebten sich beide. Ja, wie ich nachher erfuhr, hatte Julie den armen Lasalle schon früher geliebt, als er sie gekannt. Beinahe ein Jahr lang hatte sich ihr Geist nur immer mit ihm beschäftigt; ihr Festtag war's, ihn einmal in der Kirche zu sehen (da hatte sie ihn auch kennen gelernt); aber fest und stolz hatte sie sich dem Liebling ihrer Gedanken verborgen gehalten. Immer kam sie dicht verschleiert zur Kirche, bis — der Schleier einmal am Kaminfeuer verunglückte. Einen neuen zu kaufen, war sie zu arm. So erblickte Lasalle sie.

Der alte Buzet ward in kurzer Zeit wieder hergestellt. Der Arzt machte sein Meisterstück an ihm. Jetzt, armer Lasalle, dachte ich, ist es mit deinem Himmel auf Erden am Ende. Der Alte wird sich wie ein brechender Winter zwischen die beiden blühenden Frühlinge stellen!

Mit nichten. Es ward nur ärger. Arm in Arm gingen die jungen Leute einsam unter den hohen Ulmen am Weinberg, oder längs dem Bach unter den hangenden Weiden. Der Alte schien nichts zu sehen und zu hören. Aber das ganze Städtchen sah es. Denn Lasalle führte Julien oft keck durch das Städtchen, zeigte ihr das wenige Sehenswerthe, was sich bei uns befindet, und bekümmerte sich nicht viel um die Köpfe, welche ans Fenster flogen, wenn er mit Buzets Tochter vorüber ging.

Ich muß gestehen, diese Kleinstädterei war nie verzeihlicher, als diesmal. Ein schöneres Paar gab es nicht leicht. Lasalle allein und für sich, oder Julie einzeln, waren von andern hübschen Menschenkindern nicht verschieden. Gingen sie aber beisammen, kam er mir immer wie ein verkleideter Halbgott, sie wie eine Königin vor; wiewohl ich gestehe, noch keinen Halbgott oder auch nur eine Königin gesehen zu haben. Dergleichen besucht unser Städtchen selten.

Dennoch waren Buzet und Lasalle nicht bessere Freunde geworden, als sie vorher gewesen. Lasalle war höflich und aufmerksam gegen den Alten, und der Alte mürrisch und kalt gegen ihn. Daß er den jungen Leuten demungeachtet so vertrauten Umgang gestattete, war mir lange räthselhaft. Aber ich kam einmal dazu, als er in lebhaftem Gespräch mit seiner Tochter war. Sie saßen hinter dem Gartenhause am Brunnen, ohne mich zu sehen; und ich hörte deutlich, wie Julie in dem ihr ganz eigenen hohen Ton sagte: „Mein Vater, Sie belieben sich nicht in diese Sache zu mischen! Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin!“ — Eine

solche Sprache von der sanften Julie war mir auffallend; noch auffallender, daß Herr Buzet keine Silbe darauf erwiederte. Es ist bei den Franzosen, dachte ich, eine ganz andere Hausordnung, als bei uns zu Lande.

Die ganze Geschichte zog mich sehr an, um so weniger ich davon begriff; und es that mir wirklich leid, als Alles auf eine eben so wunderliche Weise endete, als sie begonnen und gesponnen war.

Ungefähr ein halbes Jahr nach Buzets Genesung kam Lasalle eines Abends zu mir auf mein Zimmer, und sprach von dem und diesem mit mir; gerieth endlich zufällig auf den Wunsch, eine kleine Lustwanderung zu Fuß von acht oder vierzehn Tagen zu machen, um sich eine Zerstreuung zu geben, und der Einfall ward eben so schnell zum Entschlusse. Den folgenden Morgen zeigte er seinen Schülern und Schülerinnen an, daß er die Unterrichtsstunden eine oder zwei Wochen aussetzen wolle; nahm noch bei Herrn Buzet und mir freundlichen Abschied und ging. Ich gab ihm noch einige Aufträge, für mich in einer großen Buchhandlung gewissen Werken nachzufragen.

Er war schon über eine Woche fort, als Herr Buzet zu mir kam, und mir meldete, er habe sich entschlossen, dem Rhein näher zu gehen. Robespierre's verruchtes Haupt war längst gefallen, sein ganzer Anhang vernichtet, und für die Ausgewanderten Hoffnung baldiger Rückkehr. Buzet versicherte mich, daß die königliche Partei unter dem Namen der Gemäßigten in wenigen Wochen die Oberhand zu Paris haben und die Fahne der Lilien in Kurzem überall aufpflanzen werde.

Ich wünschte ihm Glück von Herzen. „Aber Herr Lasalle wird bedauern, Sie bei seiner Rückkehr nicht mehr zu finden!“ sagte ich. Buzet erwiederte ganz gleichgültig: „Er wird uns folgen!“

„Aber der arme Lasalle!“ sagte ich zu Julien, da ich von ihr

Abschied nahm. Sie ward roth; wandte sich von mir, setzte sich zum Tisch, schrieb einige Zeilen, versiegelte sie, und sagte: „Ich bitte Sie, wenn er zurückkommt, ihm dieses Briefchen zu geben, und ihm in meinem Namen viel Schönes zu sagen. Es thut mir leid, daß er eben jetzt auf den Gedanken kam, zu reisen. Mein Vater will seine Wiederkunft nicht abwarten. Unsere Abreise ist aber in der That unaufschieblich.“

Ich nahm den Brief; wunderte mich über diese Ruhe. „O, Weiber! Weiber!“ dachte ich; „o französischer Leichtsinn!“

Es war mir, als wäre die halbe Stadt ausgewandert, da mir meine französischen Freunde fehlten, an deren Umgang ich seit manchem Jahr gewöhnt war. Ich sehnte mich recht herzlich nach Lasalle's Rückkunft. Nun erst empfand ich, wie lieb und unentbehrlich er mir geworden. Aber ich zitterte schon zum Voraus vor dem Augenblick, da ich den lieben, jungen, heftigen Mann Juliens Brief übergeben und ihre Abreise verkünden sollte.

Es vergingen nicht vier Tage seit Buzets Abreise, empfing ich einen dicken Brief. Er war von Lasalle; eingeschlossen lag darin ein anderer Brief an Mademoiselle Julie Buzet. Was er mir schrieb, will ich hier von Anfang bis zu Ende hersetzen. Es lautete zu meiner nicht geringen Verwunderung also:

„Wir werden uns einander nicht wiedersehen, mein lieber Kapellan; aber die angenehmen Tage, welche ich während meiner Verbannung vom Vaterlande in Ihrer Gesellschaft verlebte, werden mir unvergeßlich bleiben. Nehmen Sie für so viel Güte, die Sie mir erwiesen, einsweilen meinen wärmsten Dank in diesen Worten. Vielleicht bin ich bald im Stande, Ihnen thätigere Zeugnisse meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit zu geben. — Das Wenige, was auf meinem Zimmer ist, verkaufen Sie. Das da-

für gelösete Geld, wie einliegenden Brief geben Sie an die liebenswürdige Julie. Den Aeltern meiner Schüler und Schülerinnen sagen Sie, daß ich bedaure, den angefangenen Unterricht nicht vollenden zu können.

Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Kapellan, und halten Sie mich nicht für undankbar oder leichtsinnig, daß ich so trocken von Ihnen schied. Es geschah mit zerrissenem, blutendem Herzen; denn schon damals nahm ich mir vor, nicht wieder zu kommen. Ich war unglücklich, denn Julie liebte mich; ich bin unglücklich, denn ich werde nur sie lieben bis zum letzten meiner Odemzüge. Am Morgen des nämlichen Tages, da ich Ihnen Abends meinen Entschluß zum Reisen mittheilte, fiel mein Loos. Ich mußte mich von der Göttlichen trennen, die ich nicht unglücklich machen wollte, und die ich anbete.

Als ich an jenem Morgen in das theure Häuschen am Weinberg trat, fand ich Julien allein. Sie saß und schrieb mit verweinten Augen. Sobald sie mich erblickte, kam sie mir lächelnd mit ihrer gewöhnlichen, bezaubernden Anmuth entgegen. Sie war mir nie schöner erschienen, als in dieser unter einem zärtlichen Lächeln verläugneten Schwermuth.

Sie schien recht geflissentlich alles hervorzusuchen, sich zu zerstreuen, und meine Aufmerksamkeit von ihrem Schmerz hinwegzuleiten. Nachdem sie ihre Papiere eingeschlossen, gab sie mir den Arm und sagte: Machen wir einen Spaziergang.

Wir gingen unter den Ulmen in heitern Gesprächen über die Schönheit des Morgens den Hügel hinauf zum Birkenwäldchen, droben, von wo man die weite Aussicht über die reiche Landschaft hat. Unterwegs pflückten wir alle Blumen, die sich uns darboten. Es kam darauf an, wer von uns am glücklichsten sein würde, die meisten verschiedenartigen zu finden. Wer die meisten findet, sagte ich, wird auch, sollten wir einmal getrennt werden, des andern

in der Abwesenheit am längsten gedenken. So füllte sich ihr ganzes Körbchen. Ich hatte das meiste Glück. „Und den meisten Aberglauben“, sagte sie.

Unter dem hohen Eichbaum, den auf dem Hügel ein Kranz von jungen Birken umgibt, setzte sie sich im Schatten nieder. Sie war vom Steigen müde. Ihre Wangen glühten wie Morgenroth. O wäre ich ein Maler gewesen! aber wer könnte das Unaussprechliche schildern? Ich war im Anschaun versunken. So viel Hoheit, so viel Unschuld, so viel Anmuth, so viel Majestät! — Sie kennen Julien. Unsere Gespräche streiften in gemessenen Entfernungen um das, was wir empfanden. Wie sehr ich sie liebe, hatte ich ihr nie gestanden. Ich hatte es mir geschworen, ihr es nie zu entdecken. Aber nie war ich in größerer Versuchung als jetzt, wo sie da saß, und die Blumen aus ihrem Körbchen spielend zu einem Kranz wand. Sie zog ein grünes, schmales Seidenband von ihrem Strohhut, wand es um den Kranz, um ihm mehr Festigkeit zu geben, und sah mir dann schalkhaft in die Augen, und fragte: „Für wen ist dieser Kranz?“

„Für diesen schönen Engelskopf!“ sagte ich, und nahm ihr den Hut.

„Ich wette,“ versetzte Julie, „Sie denken sich unter dem Kopf des Engels mit vieler Eigenliebe wohl einen andern als den meinigen. Aber Sie spitzen vergebens darauf, mein Herr.“

„Nein, schöne Julie, ich könnte Ihnen den Beweis geben, wie wenig Eigenliebe ich habe.“

„Wahrlich?“ sagte sie, und stand auf und sah mir mit ungläubigem Lächeln in die Augen: „O gehen Sie, Lasalle, und spielen Sie hier nicht den Lügner. Haben Sie sich nie eingebildet, meine Eroberung gemacht zu haben? Haben Sie nicht vielleicht davon schon ein wenig bei unserm guten Kapellan geprahlt?“

Ich fühlte, daß ich mich bei diesen Worten verfärbte; aber doch behielt ich Fassung genug, ihr zu antworten: „Nein, Fräulein. Ich habe nie glauben können, Ihre Aufmerksamkeit in einem höhern Grad zu verdienen als jeder andere Freund und Gesellschafter. Auch habe ich nie andere Ansprüche gemacht; werde auch nie andere Ansprüche wagen.“

„Und siehe da, der Herr wird roth!“ rief sie halb schelmisch, halb ernst: „Aber Sie haben wohlgethan. Ihre Bescheidenheit macht Sie mir nur noch werthvoller. Aendern Sie nie Ihren Sinn, sonst würden wir uns vor der Zeit trennen müssen.“

„Ich wiederhole es,“ sagte ich fester, „ich wage nie Ansprüche auf Sie; ich darf es nicht. Deuten Sie mein Erröthen nicht als ein entgegengesetztes Geständniß, Und wenn ich's auch nicht verhehlen könnte, daß ich — Sie wollen, ich soll nicht lügen! — daß ich Sie anbete, Julie, dennoch bleibe ich meinem Wort treu, meine Liebe ist ohne Ansprüche. Und wer könnte Ihnen nahe sein, ohne Sie zu lieben?“

Sie senkte ihren Blick zur Erde, indem ich sprach, und eine liebliche Schamröthe umfloß ihr Antlitz. Sie schwieg. Ich zitterte, und fürchtete sie durch meine Kühnheit beleidigt zu haben. Lange standen wir einander sprachlos gegenüber.

„Zürnen Sie mir nicht, theure Julie!“ sagte ich endlich mit ungewisser Stimme.

„Ihr Edelsinn, Lasalle, ist meiner Offenherzigkeit würdig,“ sagte sie. „Wir gehören einander nicht. Das Schicksal ist wider uns. Aber das sollen Sie wissen: ich liebe Sie. Und dies Wort sei Ihnen genug, wenn es zu Ihrer Lebensfreude beitragen kann. Aber dieses Wort wird nichts in unsern gegenseitigen Verhältnissen ändern, ewig nichts. Dies ist unwiderruflich!“ — Alles das sprach Julie mit niedergeschlagenen Augen. Dann erst sah sie mich schüchtern an; hob ihre Hände und legte mir den Blumen-

kranz, nachdem sie ihn vorher geküßt hatte, ihre Thränen benetz-ten die Blumen, schweigend auf den Scheitel.

Und indem sie so vor mir dastand mit den aufgestreckten Armen, schwand mir alle Besinnung. Meiner selber nicht mächtig, riß ich sie an mein Herz, und meine Lippen schlossen sich an die ihrigen. Ihre Arme umfingen mich. Es war der größte Augen-blick meines Lebens; der Wendepunkt meines Glücks. Ach, auch nur ein Augenblick war es! Sie wand sich los, reichte mir die Hand, und sagte: „Kommen Sie, mein Freund!“ Wir gingen vom Hügel wieder an den Weinbergen hinab, träumend, trunken, schweigend. Ja, ich würde es für Traum gehalten haben, hätte ich nicht den Kranz als Zeugen der Vergangenheit in meiner Hand getragen.

Juliens Vater kam uns unter den Ulmen entgegen. Er suchte Pflanzen. „Mein lieber Lasalle,“ sagte Julie, „Sie fühlen selber, daß uns in Zukunft eine solche furchtbare Einsamkeit weder wohlthätig noch anständig sein kann. Wir werden sie beide von nun an meiden.“ Sobald Doktor Buzet zu uns trat, verloren wir uns in allgemeinen Gesprächen. Als ich zur Stadt zurück-ging, schwor ich, Julien und diese schöne Gegend auf immer zu verlassen. Meine Verhältnisse untersagen mir, Julien meine Hand zu bieten. Aus ihren Reden mußte ich schließen, daß auch sie schon von ihrem Vater einem Andern bestimmt ist. Desto besser. Aber ich mußte mich von der Göttlichen trennen, um nicht un-glücklicher zu werden, als ich war, als ich bin.

Leben Sie wohl. Morgen reise ich von hier ab. Ich hoffe mein Vaterland bald wieder zu betreten. Die Blutmenschen sind gestürzt. Sagen Sie Julien nichts vom Inhalt meines Briefes, bis sie selbst Sie zu ihrem Vertrauten macht. Dann sagen Sie ihr, daß ich sie bis in den Tod lieben, meine Hand nie einem andern Weibe geben werde, weil ich so unglücklich bin, auf die

ihrige Verzicht thun zu müssen. Erinnern Sie sich zuweilen Ihres Freundes

Lasalle.“

Hamburg, 10. April 1795.

Ich legte den Brief an Julien, den er mit geschickt, zu demjenigen, welchen sie ihm geschrieben hatte. Denn wohin sollte ich beide senden?

Die ganze Geschichte war mir sehr abenteuerlich. Die Leutchen liebten sich und flohen einander. Es machte mir viel Kopfsbrechens. Ich konnte mich des Verdachtes nicht erwehren, Lasalle müsse einer von den aus Frankreich geflüchteten eidscheuen Priestern sein. Anders konnte ich mir seine entschlossene Abneigung gegen eine Vermählung mit der Tochter des Arztes nicht erklären. Er hatte wirklich auch viele gelehrte und, so sehr er es verhehlen mochte, selbst theologische Kenntnisse, und dabei ganz das Wesen eines feinen, französischen Abbé. Ob nun Julie eine entsprungene Nonne sein mochte, war schwerer auszumitteln. Nur schien sie mir für eine Zellenbewohnerin viel zuviel Welt und Lebensart zu haben. Aber wer weiß, wie es in französischen Klöstern zuging! — Ich ließ es dahingestellt sein.

Ich ging im Städtchen wie eine verlassene Waise herum. Jedermann sah mir's an, daß ich Verlornes suchte. Wenn ich in den ersten Tagen das kleine Gartenhaus am Rebberg sah, traten mir immer ein Paar Thränen in die Augen. Mich tröstete nur die Hoffnung, von meinen Freunden wieder Briefe zu erhalten. Ein guter Anfang schien sich dazu zu machen. Denn ich empfing nach einigen Wochen abermals einen dicken Brief. Er war von Julien, aber das Wenigste davon gehörte mir. Es war ein Brief an Lasalle, worin zehn Louisd'or in Gold eingelegt waren, wie der

Umschlag mit der Zuschrift an mich besagte. Auf der innern Seite des Umschlages standen von Juliens Hand nur folgende Zeilen für mich:

„Mein Herr Kapellan,

Sie werden gebeten, inliegenden Brief mit Beförderung an Herrn Lasalle abzugeben, oder ihm denselben nachzusenden, wo er sich auch befinden mag. Reden Sie ihm zu, den Versuch zu machen, nach Frankreich zurückzukehren. Das inliegende wenige Geld — mehr konnte ich in unsern Umständen nicht erübrigen — ist ihm vielleicht zur Reise nützlich und ein geringer Abtrag an der großen Schuld, in welche wir durch unsere ehemalige Dürftigkeit und durch die Großmuth des edeln und liebenswürdigen Mannes gerathen sind. Dero gehorsame Dienerin

Basel, 22. Mai 1795. Julie Buzet.“

Ich legte traurig den goldschweren Brief zu den übrigen, und freute mich mit wehmüthiger Freude, noch die Mittelsperson dieser vortrefflichen Menschen zu sein. Es war recht gut, daß ich um dieselbe Zeit zum Pfarrer der Stadt ernannt ward. Der neue größere Geschäftskreis und die Einrichtung in meinem angenehmen Pfrundhause, das ich bezog, gaben mir Zerstreuung. Ich konnte nun meinem Hange zu den Wissenschaften durch Ankauf von Büchern und Werkzeugen zur Naturkunde eher Genüge thun, was mir vormals die äußerst dürftigen Einkünfte der Kaplanei nicht gestatteten. Und dann die Alles heilende Zeit mit ihrer weichen Hand!

Und doch blieb der stille Gang unter den Ulmen an den Rebenhügeln, oder längs dem Bach im Schatten der hangenden Weiden, mein Lieblingsgang. Da waren sie so oft gegangen, die Guten! und ich mit ihnen. Und es gehörte zu meinen Feststunden, auf dem Hügel zu sitzen, einsam unter der breiten Eiche, im Kreise der jungen, wehenden Birken, wo zwei edle Wesen sich in Unschuld und heiliger Stimmung ihre Herzen offenbart hatten.

Ach, es ist doch viel Herrliches auf Erden! Zwar die Natur ist schön, aber noch schöner ist das menschliche Herz. Was ist das Todte neben dem Lebendigen! Der Mensch hat viel Böses gethan unterm Monde; aber darum ist die Welt nicht minder gut. Die Thaten, zumal die bösen, machen nur mehr Geräusch, als die Empfindungen der Andacht, der Liebe, der Freundschaft, der Großmuth und anderer Tugenden. Darum fallen sie mehr auf. Aber wahrlich, es sind wohl wenig Stellen des Erdbodens, die nicht durch einen göttlichen Lebensaugenblick irgend eines längst verschwundenen Sterblichen geheiligt worden wären. Ein Schlachtfeld voller Gebeine der Erschlagenen, es ist wohl ein großer Zeuge menschlicher Verderbtheit. Und doch, in den Tausenden, die da auf Tod und Leben stritten, wie viel göttliche Gesinnungen und große Gedanken lebten in ihnen, ehe sie in den Tod gingen! Der Mensch sah nur Mord und Grausamkeit; Gott aber zugleich in Allen die stillen, großen, ernsten Gemüthsbewegungen, die zärtlichen Erinnerungen an Aeltern, Geschwister, Gattinnen, Freunde, die feierliche Weihe zur Ewigkeit im Gebet.

Doch ich soll hier ja nur Geschichte schreiben.

Erst am Ende des Jahrs, da meine Freunde mich verlassen hatten, empfing ich wieder eine Nachricht. Sie kam von Lasalle. Ich erkannte seine Hand schon an der Aufschrift des Briefs. Ich zitterte vor Unruhe und Vergnügen, da ich das Siegel lösete. Hier ist der ganze Brief:

„Mein lieber Kapellan,

Ihr ehemaliger Lasalle hat Sie nicht vergessen. Sie blieben ihm theuer. Darum sende ich Ihnen diese Zeilen, und, nehmen Sie es mir nicht übel, eingeschlossen einen Wechsel von hundert Louisd'or. Ich weiß, Sie machen sich zwar nicht viel aus dem

Gelde; aber ich weiß auch, daß Sie bei Ihrer geringen Pfründe wenig erübrigen können, um den wohlthätigen Neigungen Ihres Herzens zu folgen. Ich bin Ihnen für Ihre gastfreundliche Aufnahme und Behandlung viel mehr schuldig, als das. Es soll auch nicht dabei bleiben, sobald ich nur durch Ihre Antwort weiß, daß Sie noch im Reich der Lebendigen sind.

„Julie — ich schreibe das Wort nicht ohne einen Seufzer — und ihr Vater sind vielleicht nicht mehr bei Ihnen. Wären Sie es: so helfen Sie ihnen mit einem Theil, oder, wenn Sie wollen, mit Allem, was ich Ihnen schicke. Ich werde Sie wieder dafür entschädigen. Nur schreiben Sie mir mit umgehender Post über Basel. Und ist Doktor Buzet nicht mehr bei Ihnen, so melden Sie mir doch, wo er sich mit seiner Tochter aufhält und in welchen Umständen die lieben Leute leben.

„Ich selbst bin glücklich auf meinen Gütern angekommen. Vieles fand ich zerstört, aber doch das Meiste durch den Muth meines alten Oheims erhalten. Er ist nie ausgewandert. Ich selbst bin zwar noch nicht von der Liste der Ausgewanderten vollkommen ausgestrichen, habe aber alle Hoffnung dazu, besonders da ich beweisen kann, daß ich nicht mit den Königlichgesinnten Frankreich verließ, auch nicht des Königs willen, sondern weil ich mich in unserm Departement den Gräueln der Robespierristen und Maratisten zu unbesonnen widersetzt hatte. Ich ward als ein ehemaliger Adeliger von den Schreckensmännern verhaftet und nach Lyon geschleppt. Ich entkam Nachts den Hosenlosen und mit vieler Gefahr in die Schweiz. Mein alter Oheim, klüger als ich, spielte die Rolle der Freiheitsmänner mit, so gut er konnte, ungeachtet kein eifrigerer Anhänger des Königthums in Frankreich sein kann, als er. Aber seine Wohlthätigkeit gegen die ganze Nachbarschaft, noch mehr sein graues Haar, seine Kränklichkeit, die ihn von allem Umgang mit der Welt entfernte, retteten ihn.

Er hatte das Glück, vergessen zu sein. Sieyes und Barthelemi sind persönliche Freunde meines Oheims; durch sie hoffe ich meine Sicherheit im Vaterlande wieder zu gewinnen.

„Meine ganze Familie empfing mich mit unbeschreiblicher Freude, wie einen Geliebten, der wieder vom Tode erstanden ist. Mein Oheim hat mich nun zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt, welches mit den Ueberbleibseln des meinigen ein Ansehnliches beträgt. Bald wird es auch kein Verbrechen mehr heißen, reich zu sein. Man machte auch sogleich Anstalt, mich mit einer jungen Gräfin von Lesignan zu vermählen, die freilich jetzt nur Bürgerin heißt. Allein ich werde mich nie vermählen, da die Verhältnisse meines Hauses und meines Standes mir versagten, der Einzigen, die ich liebte, die Hand vor dem Altar zu reichen. Zum Glück fanden sich auch von Seiten der Lesignans Schwierigkeiten, die, ungeachtet ihre Glücksumstände sehr zerrüttet sein mögen, es für Mißheirath halten, ihre Tochter einem Manne zu geben, dessen Adelsbrief kaum ein Jahrhundert alt ist.

„Meine Familie ist deswegen tödtlich entzweit mit den Lesignans, und nur um so erpichter, sich durch mich mit einem der ältesten Geschlechter des Königreichs zu verbinden. Sie wird viel Hindernisse finden, da man weiß, daß unser Stammvater ein reichgewordener Generalpächter war, der sich seinen Adel mit Geld kaufte. Mir ist das um so lieber; ich werde der Anfechtungen um so weniger haben. Jetzt werden Sie begreifen, warum ich dem höchsten meiner Wünsche Feind sein und mir selber die Hoffnung auf Juliens Besitz versagen mußte. Ich konnte sie nie zur Meinigen machen, ohne mich auf ewig von meiner Familie zu trennen. Wie hätte ich es wagen dürfen, meiner guten betagten Mutter die Tochter eines Arztes oder Wundarztes ins Haus zu führen!

„Verschweigen Sie Julien sowohl meinen wahren Namen, als den übrigen Inhalt dieses Briefes. Aber vom Geldwechsel geben

Sie ihr, und sagen Sie ihr, daß es von dem komme, der sie ewig verehren werde als die Liebenswürdigste und Edelste ihres Geschlechts.

„Leben Sie wohl. Ich brenne vor Ungeduld, einen Brief von meinem lieben Kaplan zu sehen. Machen Sie die Zuschrift an mich: Au citoyen François Chamfort à Montbrison No. 167. Von da wird mir der Brief richtig zukommen. Der wahre Name Ihres Freundes ist

Montbrison, 19. Okt. 1795.

Karl de Foy.“

Der Brief gab mir zu mancherlei Betrachtungen Stoff, die mich am Ende sehr unzufrieden ließen, und selbst dem großen Geschenke, welches beigefügt war, beinahe allen Werth raubten. Gute, liebenswürdige Julie, dachte ich, sei zufrieden, daß du nicht seine Gemahlin wurdest. Denn mit den Jahren würden die Täuschungen seiner Leidenschaft verflogen, aber seine adelichen Vorurtheile geblieben sein! Am Ende hättest du keinen Engelskopf mehr gehabt, sondern den Kopf einer Grisette, und aus der Göttin wäre eine Bürgerliche, aus der Verbindung mit dem Meisterstück der Natur eine Mißheirath geworden.

Es that mir recht leid um Lasalle oder vielmehr um den Herrn von Foy, und doppelt leid. Einmal, daß er das reinste Lebensglück seinem Vorurtheil zum Opfer brachte; dann, daß gerade Er es brachte, der gegen Herrn Buzet auf meinem Zimmer so freisinnig über die Ursachen der französischen Staatsumwälzung und über den großen, langen Krieg des Lichts und der Finsterniß gesprochen hatte. Es ist nur allzugewiß, daß auch die aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts nie ganz rein von den Thorheiten und Vorurtheilen ihres Jahrhunderts sein können, und daß sie

immer mehr oder weniger vom Dampf und Ruß der heiligen Flamme geschwärzt sind, deren Licht sie preisen.

Da bekriegen und guillotiniren und würgen sich die Leute einander vom Rhein bis zum Tajo und vom Oby bis zum Rhein, um einander ihre Wahrheiten und Irrthümer aufzudringen. Und es sind wohl noch nicht so viel Menschen für Recht und Wahrheit in den Tod gegangen, als das Vorurtheil begünstigte Märtyrer zählte.

Arme Julie, deine Leibes- und Seelenschönheit, dein adeliches reines Herz galt also nicht, weil Herr von Foy einen Großvater hatte, der als Generalpächter das Land aussog, und dann sich für das dem Volk abgequälte Geld vom allergnädigsten König dieses Volkes adeln ließ.

Ich wundere mich gar nicht, wenn in Frankreich, wenn aller Orten der Vertilgungskrieg mit unversöhnlichem Grimm geführt wird. Solche Menschen werden durch keine Erfahrungen, durch keine Weltgeschichte gewitzigt. Die Revolution, hat man gesagt, wird ihren Gang um die ganze Erde machen. Ich zweifle nicht mehr daran. Das Natürliche und Unnatürliche, der gesunde Menschenverstand und das Vorurtheil können keinen Frieden schließen. Und wo in einem Hause oder in einem Staate Schooskinder und Stiefkinder beisammen wohnen, wie mag man sich da jemals vertragen? Soll ich's den selbstsüchtigen Schooskindern verargen, wenn sie ihren Vortheil nicht fahren lassen wollen? Sie sprechen von Vermächtnissen, Verträgen und ererbten Rechten. Soll ich's den Stiefkindern verargen, wenn sie sagen: Wir sind von Natur so viel als ihr, und fordern gleiche Rechte. Gott gab sie uns, aber des Menschen Habsucht verstieß uns daraus?

Das Alles schrieb ich nun freilich dem Herrn von Foy nicht nach Montbrison. Ich wollte ihm nicht wehe thun. Aber doch konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich von ihm

nicht erwartet hätte, daß er bloß aus Rücksicht auf den Adel seines Hauses bewogen worden wäre, jeder Hoffnung auf Julien zu entsagen, und seinem Herzen so grausame Gewalt anzuthun. Ich hätte in der That vermuthet, daß ihn höhere Gelübde fesselten, und er vielleicht geistlichen Standes wäre.

Ich erhielt eine Antwort, die mich noch irrer machte, als sein erster Brief. „Die meisten bürgerlichen Verfassungen unseres Zeitalters," schrieb er, „beruhen mehr oder weniger auf angeerbten Vorurtheilen. Darum werden diese Verfassungen alle mit der Folge der Zeit untergehen müssen, entweder durch gewaltsame Umwälzungen, oder durch allmäliges Verbessern von Seiten weiser Fürsten, die mit den Begriffen des Zeitalters fortschreiten. Aber der Einzelne kann sich der Macht des Ganzen nicht widersetzen. Er muß den Vorurtheilen gehorchen, nicht, weil sie dies sind, sondern weil sie bürgerliche Ordnungen sind, so schlecht sie auch sein mögen. Meine Familie will ihr Vorrecht des Adels weder umkommen noch zweideutig werden lassen in einem Kampf, der gegenwärtig geführt wird, aber noch lange nicht entschieden ist. Und eben darum, weil unser Adel nicht zum ältesten gehört, ist unser Haus um so eifersüchtiger auf dessen Reinheit. Verzeihen Sie also dem, was Sie Vorurtheil nennen. Und ist denn das ehelose Leben der Geistlichen weniger Vorurtheil? Streitet es weniger gegen die Ordnungen der Natur und göttlichen Einrichtungen? Sind Sie, lieber Kaplan, indem Sie ein Vorurtheil bekriegten, nicht mit den Waffen eines andern Vorurtheils ins Feld gezogen?"

Ich drehte den Brief her und hin, und möchte nicht alles sagen, was ich dachte. Doch antwortete ich ihm darauf, so gut ich konnte, erhielt aber keine Antwort.

Nun vergingen Jahr und Tag, und alle Nachrichten von meinen lieben Leuten in Frankreich blieben aus. Die Geschichte war also für mich zu Ende. Gern hätte ich noch der armen Julie Schicksal erfahren. Ich gab alle Hoffnung dazu auf und betrachtete die Erscheinung der Ausgewanderten als ein angenehmes Zwischenspiel in den einfachen Begebenheiten meines Lebens. Aber ganz unvermuthet trat eines Tages Lasalle, wie er leibte und lebte, in meine Pfarrwohnung. Ich war ganz außer mir vor Erstaunen und Freude, und flog mit großer Rührung an seine Brust.

„Ich sollte mich wohl eigentlich nicht freuen, Sie bei mir zu sehen," sagte ich, „aber ich kann nun nicht anders."

„Freuen Sie sich immerhin, lieber Pfarrer," sagte er, „denn ich freue mich ja auch, Sie wieder zu sehen. Darf ich in meinem Vaterlande nicht mehr mit Sicherheit wohnen, so suche ich nun das Fleckchen Erde auf, wo ich die allersüßesten Stunden meines Lebens genossen; die Stellen, welche Juliens Fußtritt geheiligt hat.

„Also doch wieder ausgewandert?"

„Allerdings, und gewiß nicht freiwillig. Ich habe nicht erlangen können, von der Liste der geächteten Auswanderer gestrichen zu werden. Immer unter angenommenem Namen, nie lange an einem Orte, konnte ich bisher in Frankreich leben. Barthelemi machte uns große Hoffnungen. Aber auch er ist nun von den Jakobinern gestürzt, aus dem Vollziehungsdirektorium vertrieben, und schmachtet jetzt in den Wüsten von Cayenne. Sobald er verhaftet ward, war auch ich verrathen, weil unter seinen Papieren bedeutende Sachen von mir liegen. Ich hatte das Meinige versucht, dem unglücklichen Lande innern Frieden schaffen zu helfen; und dieser ist nur möglich durch freie Verfassung, verknüpft mit einem rechtmäßigen Königthum."

„Wohl denn, lieber Lasalle oder Herr von Foy," rief ich, „seien Sie willkommen in unsern Friedenshütten! Sie sollen . . ."

„Lassen Sie mich Ihren Lasalle bleiben.“

„Auch gut!“ sagte ich, und sprang zu meinem Schreibpult, und zog einen Kapitalbrief von tausend Gulden hervor, worin ich seinen mir geschenkten Wechsel verwandelt hatte: „Ganz arm sind Sie nicht. Sehen Sie hier Ihre hundert Louisd'or!“

Er lehnte sie ab. „Ich bin nicht so dürftig als das erstemal aus dem Lande gegangen, mein lieber Pfarrer. Was sich in Geld verwandeln ließ nach dem Tode meiner Mutter, ward in Geld und Wechsel verwandelt. Mein guter Oheim gab dazu seinen redlichen Theil, weil am Ende doch vorauszusehen ist, daß, wenn er einmal stirbt, die Güter unsers Hauses von den Räubern in Nationalgut verwandelt werden. Gegen Mangel bin ich geborgen. Ich habe wohl auch noch einigen Ueberfluß, wovon ich mittheilen kann. — Steht das kleine Gartenhaus noch am Fuße der Weinberge, wo ehemals Buzet wohnte?“

„Freilich steht es noch, und immer für Sie offen, wenn Sie es wollen. Der Eigenthümer wird es Ihnen gern vermiethen. Sie sind noch immer im Städtchen allen Leuten lieb. Aber warum wollen Sie nicht lieber eine bequemere Wohnung in der Stadt?“

„Ach, lieber Pfarrer, wo mir am wohlsten ist, da finde ich es am bequemsten. Kommen Sie, ich will da meine Einsiedlerklause einrichten. Bringen wir die Sache sogleich ins Reine.“

Es geschah. Lasalle hatte einen alten, treuen Diener seines Hauses mit sich aus Frankreich gebracht. Er nahm aus der Stadt noch eine Köchin dazu, seine kleine Haushaltung zu besorgen. Im Gartenhause mußten dieselben Stühle, Tische, Betten und andern Geräthe wieder hergestellt werden, die daselbst während Juliens Aufenthalt gewesen waren. Alles mußte wieder auf der nämlichen

Stelle stehen; alles sein, wie ehemals. Er selbst ging nicht eher hinaus, bis die Einrichtung vollendet war; und zwar ich mußte sie machen. „Ich möchte mich", sagte er, „so tief, als möglich, in Täuschungen einwiegen."

Als wir nun das erstemal hinausgingen, und er in der Ferne die hohen Ulmen sah, hub er an bitterlich zu weinen. „Sie stehen noch," sagte er, „aber Julie wandelt nicht mehr im Schatten derselben!"

Da wir ins Haus traten, ward er noch bewegter. Er warf sich schluchzend auf das Bett und rief: „Da bin ich nun wieder, aber elender, denn vorher!" — Ich entfernte mich, ihn ungestört den Schmerzen seiner Erinnerungen zu überlassen. Als ich nach einer halben Stunde wieder zu ihm kam, sagte er lächelnd: „Sie haben alles vortrefflich gemacht; nur dies hier war nicht der Stuhl, auf welchem sie am Fenster zu sitzen pflegte, sondern dort jener war's!"

Julie ward nun natürlich der Gegenstand des Gesprächs. Lasalle hatte bisher immer auffallend gemieden, von ihr zu reden, und ich, sobald ich dies wahrnahm, nach ihr zu fragen. Jetzt aber schien das Reden von ihr zur Weihe der neuen Wohnung zu gehören.

„Haben Sie in Frankreich niemals wieder von ihr gehört?" fragte ich.

„Ich habe sie gesprochen, als ich in Paris war," sagte er, „und da sind wir auch auf immer von einander geschieden. Ein Zufall führte mich in der Straße Richelieu an einem Hotel vorüber, wo zwei Frauenzimmer aus einem Fiacre abstiegen. Ich achtete derselben kaum. „Lasalle!" rief eine weiche Stimme, deren wohlbekannter Klang mir durch alle Nerven fuhr. Ich sah mich um, und erkannte Julien. Ich eilte zu ihr. Sie winkte

mir mit den Augen Mäßigung in Gegenwart ihrer Begleiterin, der sie mich als einen alten Bekannten aus Deutschland vorstellte, der ihr während der Auswanderung viele Dienste geleistet. Sie lud mich ein, ihr zu folgen. Ich ward in ein Zimmer geführt, wo mich die Frauenzimmer einige Augenblicke allein ließen. Nachher kam Julie einzig. Ich flog ihr entgegen, bedeckte mit glühenden Küssen ihre schöne Hand. Ich hatte nicht nöthig, ihr das Entzücken des unerwarteten Wiedersehens zu schildern."

„Und was führt Sie nach Paris, lieber Lasalle?" fragte sie mich.

„Die Hoffnung, von der Liste der Ausgewanderten gestrichen zu werden. Uebrigens bitte ich Sie, mich nicht Lassale, sondern Franz Chamfort zu nennen; denn so heiße ich, bis ich mit meinem wahren Namen, als Herr von Foy, wieder auftreten und Herr meiner väterlichen Güter sein darf."

„Sie sind ein' Herr von Foy?" sagte sie erröthend. „Nun Vertrauen um Vertrauen: ich heiße zwar auch noch Bürgerin Buzet; aber ich bin die Gräfin von Montmorency, und jetzt beschäftigt, Nachrichten von meinen Verwandten und den Gütern unsers Hauses einzuziehen. Von letztern ist wenig zu hoffen, und von erstern höre ich widersprechende Sagen. Die Gräfin d'Estain, die Sie vorhin bei mir sahen, nimmt sich meiner mütterlich an. Der alte Buzet, welcher in Deutschland als mein Vater galt, ist vor einigen Monaten gestorben. Ich bedaure den Verlust dieses vortrefflichen Mannes, der viele Jahre Hausarzt und Freund meines verstorbenen Vaters war."

Ich hörte ihre Erzählung mit froher Bestürzung an. Sie sprach mit einer Offenheit über die Angelegenheiten ihres Hauses, die mir bewies, wie tief ihr Vertrauen zu mir war. Ich hörte, daß ihre Familie in sich selbst entzweit, und derjenige Zweig ihres

Geschlechts, dem sie angehörte, in Rußland oder Amerika sei, oder in England. Ihr Vetter und Vormund hatte sie im Jahr 1792 aus Frankreich mit sich geführt, da sie kaum ein Alter von vierzehn Jahren hatte. Als er sich nachher auf Befehl des Grafen von Provence zur königlichen Armee unter dem Befehl des Prinzen Condé begab, überließ er sie ihrer Hofmeisterin Frau von St. Paul und dem redlichen Buzet. Aber Gram tödete die Frau von St. Paul nach einem Jahre schon, und eine feindliche Kugel am Rhein den Vormund. Die Gelder hörten auf zu fließen. Buzet, unfähig den bisher gewohnten Aufwand zu bestreiten, rieth, die deutsche Fürstenstadt, in der sie bisher gelebt hatten, zu verlassen, und in irgend einem Dorfe oder Landstädtchen unter bürgerlichem Namen in der möglichsten Einschränkung ihrer Bedürfnisse eine bessere Wendung des Schicksals abzuwarten. Inzwischen unterhielt Buzet einen Briefwechsel mit den Bekannten in Frankreich. Durch Vermittlung der Gräfin d'Estain wurden für Julien, nach dem Sturz der Robespierreschen Rotte, Gelder in Basel angewiesen, um ihre Rückkehr aus dem Elende ins Vaterland möglich zu machen. So reisete Buzet mit seiner Pflegetochter zurück. Ihr Schicksal war aber bei dem allen noch sehr unentschieden. Die Gräfin d'Estain rieth zu einer Vermählung Juliens mit dem Sohn eines der ersten Häuser Frankreichs, der den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens dadurch gerettet hatte, daß er gleich dem ehemaligen Herzog von Orleans die Jakobinerkappe getragen und sich allen Ausschweifungen eines sittenlosen Revolutionsmannes überlassen hatte. Dieser Bürger Dubellay dachte sehr ernstlich an eine Verbindung mit Julien; er belagerte sie mit seinen Liebesbetheuerungen, und hatte ihr schon tausendmal geschworen, er würde sich das Leben nehmen, wenn sie ihm nicht ihre Hand gäbe.

„Aber," setzte Julie hinzu und heftete einen durchdringenden

Blick auf mich, „dieser Wüstling, wäre er auch kein Wüstling, wäre er auch reicher und von einer Familie, älter als die meinige, wird nie mein Gemahl. Ich werde mich nie vermählen, wenigstens nicht ohne Einwilligung meiner nächsten Verwandtschaft."

„Theure Gräfin," rief ich, „wollen Sie mein Todesurtheil sprechen? Ich liebte Sie als Julie Buzet; ich kann nicht aufhören, Sie als eine Montmorency zu lieben."

„Guter Lasalle", sagte sie mit thränenfeuchten Augen, „es steht im Buche des Verhängnisses geschrieben, daß wir nicht glücklich sein sollen. Trösten Sie sich. Sie selbst, als Mann, hätten nicht wagen dürfen, die bürgerliche Julie Buzet in ihre Familie einzuführen. Wie dürfte ich, als ein abhängiges, schwaches Mädchen, es wagen, ohne Einwilligung der Blutsverwandten, das Glied eines fremden Stammes mit den Zweigen von Montmorency zu verbinden? Sie sehen die Unmöglichkeit ein. Aber — ich werde unvermählt sterben. Erinnern Sie sich noch der deutschen Eiche auf dem Hügel? — Da that ich dem Himmel das Gelübde. Und damit Sie mein künftiges Schicksal wissen: ich gehe in ein Kloster, mir gleichviel, in welchem Lande, in welcher Weltgegend es sei. Einleitungen sind dazu getroffen. Aber um Alles in der Welt darf die Gräfin d'Estain nicht davon wissen."

So sprach Julie, und alle meine Bitten, Beschwörungen, Thränen änderten in ihrem Sinn nichts. Ich sah sie nach diesem noch einigemal.

Das letztemal nahm ich jenen Kranz mit mir, den sie dort oben auf dem Eichenhügel gewunden und den ich, kunstvoll mit seinen welken Blättern auf seidene Unterlage befestigt, immerdar als ein Kleinod mit mir führte. O, sie erkannte ihn gleich, als ich ihn vorzog und bittend fragte: Julie, wollen Sie mich nicht erhören? Sie warf sich lautschluchzend wieder, wie damals, an meine Brust,

nannte mich mit den zärtlichsten Namen, und bat mich, sie lieber zu tödten, als ferner mit meinen Bitten zu quälen. Sie blieb unerschütterlich. So schieden wir. Ich sah sie nicht wieder; denn ich erhielt den Wink, Paris zu meiden, und mußte in Eil gehorchen. Ich schrieb ihr von Montbrison aus. Mein Brief kam unerbrochen zurück. Ich schrieb einigen Freunden nach Paris, Erkundigungen von ihr einzuziehen; Niemand entdeckte eine Spur von ihr. Ich vermuthe, sie ist durch einen geistlichen Verwandten ihres Hauses in ein spanisches Grenzkloster gebracht, und damit ihr heißester Wunsch erfüllt worden.

Auch Lasalle lebte von nun an ein wahrhaft klösterliches Leben, ohne allen Umgang. Nur ich allein hatte Erlaubniß, ihn zu besuchen. Immer fand ich ihn entweder eingeschlossen bei seinen Büchern, deren er eine kostbare und ausgewählte Sammlung mitgebracht hatte, oder auf den Spaziergängen, die er ehemals mit Julien gesehen hatte. Der merkwürdige Kranz war das einzige Ziergeräth seines Zimmers unter Glas und Rahmen. — Alle Wochen gab er mir ein Gewisses an Geld, es unter die bedürftigsten Hausarmen zu vertheilen, ohne daß jedoch jemals seines Namens Erwähnung gethan werden durfte. Auch wo sonst zu helfen war, mußte ich es ihm jedesmal anzeigen; und er steuerte beträchtliche Summen. Von einigen armen, aber tugendhaften Bürgertöchtern des Städtchens übernahm er die völlige Ausstattung. Immer kam die Hülfe so, daß Niemand den Geber errathen konnte, wenigstens nicht mit Zuverlässigkeit; gewöhnlich in Briefen, die aus Städten der Nachbarschaft mit der Post gesandt werden mußten. Und doch gerieth bald jeder auf die Vermuthung, Lasalle und kein anderer müsse der reiche Geber sein

Denn erst seit er wieder am Weinberg wohnte, zeigte sich der unsichtbare Wohlthäter.

Eines Morgens — ich war kaum vom Bette aufgestanden — kam athemlos sein Bedienter zu mir gesprungen, mit Bitte, ohne Verzug zu seinem Herrn zu eilen, der mich verlange. Der Bediente ließ sich nicht einmal Zeit, mir zu antworten, als ich um die Ursache fragte. Er rief mir nur noch im Fortlaufen zurück, es sei ein Unglück begegnet; er müsse den Arzt in der Geschwindigkeit herbeiholen.

Ich zitterte vom Schrecken an allen Gliedern. Schon seit einigen Wochen hatte ich bemerkt, daß Lasalle's Schwermuth zunehme. Ich fürchtete das Traurigste. In Eil kleidete ich mich an und ging. Aber ich war wie gelähmt.

Mit Schaudern trat ich in sein Haus. Es herrschte Todtenstille. Beim Knarren der Hausthür trat mir die Köchin entgegen, und deutete mir leise zu sein. — „Lebt er noch?" fragte ich. Sie zeigte mit dem Finger auf seine Stubenthür. Ich öffnete diese ganz leise, und trat ins Zimmer. Aber man denke sich mein Erstaunen. Da saß Lasalle, und neben ihm, an seine Brust gedrückt, sehr bleich, Julie. Sie trank ein Glas Wasser; seine Hand unterstützte die ihrige, mit der sie zitternd das Glas hielt. Als sie mich erkannte, verzog sich ihre Miene in ein mattes Lächeln. Lasalle sah mich nicht an. Seine Augen hingen nur an Juliens Gesicht. In dem gleichen Augenblick kam auch der Stadtarzt.

„Sie ist wieder genesen!" sagte Lasalle, „aber eine halbe Stunde lag sie wie eine Leiche da."

Der Arzt traf seine Verordnungen, die sehr einfach waren, da Juliens Zustand nur die Wirkung einer heftigen Gemüthsbewegung gewesen. Auch Lasalle befand sich noch in etwas fieberhaftem Zustande. Er war nach seiner Gewohnheit mit Tages-

anbruch ausgegangen, und nach seiner Heimkunft mit dem Buche in der Hand hinter dem Gartenhause auf dem Bänkchen am Brunnen gesessen, als die Gräfin in leichten Reisekleidern langsam um das Haus kam, plötzlich vor ihm stand, und mit einem durchdringenden Schrei zu Boden fiel. Sobald der Arzt bemerkte, daß hier keine Gefahr sei, verhieß er die Arznei auf der Stelle zu senden, die man im Thee zum Frühstück nehmen solle. Er ging, und schickte bald eine Flasche alten, rothen Burgunderweins.

Die Gräfin hatte sich inzwischen erholt. Ihre erste Frage war: „Aber, Lasalle, wie kommen Sie hierher?“ Eben so fragte Lasalle. Eins bezeugte dem andern seine Ueberraschung, und beide konnten sich lange nicht von der Wirklichkeit des Wiedersehens, und daß das mehr als Traum sei, überreden.

Ich konnte endlich aus den Fragen, Antworten, Wiederholungen, Gegenfragen und Ergänzungen folgenden Zusammenhang finden.

Julie war zu Paris fest entschlossen, in ein Kloster zu gehen. Sie hatte der Gräfin d'Estain diesen Vorsatz geheim gehalten, bis sie ihn vollziehen konnte. Inzwischen hatte Dubellay seine Werbung um Juliens Hand fortgesetzt, und die Gräfin d'Estain sich eine mehr als freundschaftliche Gewalt über die verlassene und verwaisete Tochter des Hauses Montmorency angemaßt. Julie, die fast nur abhängig von der Gnade der Gräfin lebte, hatte bei dieser böse Tage. Die Gräfin d'Estain selbst scheint von Dubellay's Geschenken bestochen gewesen zu sein, und ihm Juliens Besitz zugesichert zu haben. Zum Glück nahm sich ein Verwandter Juliens, der Bischof, ihrer zur rechten Zeit an; er lud diese ein, ihn zu besuchen, und sandte ihr seinen Reisewagen mit seinem Bedienten, sie abzuholen. Die Gräfin d'Estain konnte nicht wohl dagegen sein. Sie argwohnte um so weniger Juliens und des

Bischofs eigentliche Absicht, da jene in Rücksicht Dubellay's nachgiebiger geworden zu sein schien, und nur noch den Rath des Bischofs hören, in wenigen Wochen wieder nach Paris zurückkommen und bei der Gräfin absteigen wollte, weil sie keine andere Zufluchtstätte hatte.

Julie fand an dem Bischof einen würdigen Greis. Aber schon den zweiten Tag nach ihrer Ankunft ward derselbe von treuen Freunden ermahnt, sich zu flüchten, weil man Winke hatte, er werde nach Cayenne deportirt werde. Daß er mit einer zu Paris verurtheilten königlichen Faktion in verdächtigem Briefwechsel gestanden, war sein Verbrechen. Der alte Bischof, stolz und standhaft, seiner Unschuld gewiß, wollte seinen Kirchensprengel nicht verlassen, und sich lieber durch ungerechten Machtspruch verdammen lassen, als durch Flucht den Schein eines Missethäters annehmen. Um aber Julien nicht in sein Verderben zu ziehen, und weil er wegen ihrer Aufnahme in einem spanischen Kloster Schwierigkeiten gefunden, die nur durch weitläufigen Briefwechsel beseitigt werden konnten, gab er ihr hinlängliche Mittel, um mit Bequemlichkeit die Reise nach England zu den nächsten Verwandten ihres Hauses machen zu können, falls sie nicht zur Gräfin d'Estain nach Paris zurückkehren wollte. — Zwei Tage nach diesem ward der Bischof verhaftet, und Alles, was mit ihm in unmittelbaren Verhältnissen gelebt hatte. Auch Julie. Sie wurde inzwischen mit vieler Schonung behandelt, nach kurzer Zeit wieder freigelassen, und erhielt endlich selbst einen Paß, um mit einer Kammerfrau und einem Bedienten in die Schweiz zu reisen. So verließ sie ihr Vaterland zum andernmal. Von der Schweiz nahm sie ihren Weg nach Hamburg. Es kostete sie nur einen Umweg von zwei Tagereisen, um die Gegend noch einmal zu besuchen, in welcher sie so manches Jahr als Julie Buzet gelebt hatte. Sie konnte

der Sehnsucht sich nicht erwehren. Abends kam sie in unserm Städtchen an. Des andern Morgens wollte sie, unerkannt, einsam, in aller Frühe die Stätten besuchen, die ihr durch viele daran geknüpfte Erinnerungen heilige Oerter geworden waren; dann wieder abreisen.

So ging sie gegen das Gartenhaus, welches sie leer glaubte. Um ihr Dasein zu verhehlen, hatte sie Sorge getragen, selbst den Leuten im Wirthshause nur mit verschleiertem Gesicht zu erscheinen, und keine Frage zu thun, durch die sie sich hätte verrathen können. — Vom Gartenhause wollte sie den Weg zu den Ulmen und zum Eichenhügel einschlagen. Beim Anblick ihrer ehemaligen Wohnung erwachte die ganze Vergangenheit. Noch schien ihr der alte getreue Buzet zu leben; noch, als wenn Lasalle kommen müsse, sie in ihrer Einsamkeit zu besuchen. Und in diesem Augenblick sah sie Lasalle'n auf der Bank, wo sie auszuruhen beschlossen hatte. Ihr Bewußtsein verflog.

Wir begleiteten die schöne Gräfin in das Wirthshaus der Stadt zurück, wo sie ihre Leute über ihr langes Ausbleiben zu beruhigen hatte. Zugleich bemerkten wir mit Vergnügen, daß sie die Verfügungen traf, statt sogleich wieder abzureisen, noch einige Tage zu verweilen.

Ich würde unrecht thun, diese Geschichte unnütz zu verlängern. Der Zufall hatte wohlthätig gespielt. Lasalle begleitete von nun an Julien, wie ihr Schatten; und sie, die ohne Freund, ohne Verwandte, ohne Beschützer dastand, reichte dem Geliebten, welchem sie ihr Herz nicht mehr entziehen konnte, auch zur ewigen Verbindung die Hand. Ich hatte das Vergnügen, vor dem Altar meiner Kirche die Ehe eines Paares einzusegnen, welches seit so

vielen Jahren meine innigste Theilnahme gefesselt hatte. Einige Tage nach ihrer Vermählung reiseten Beide, weil es Julie wünschte, nach Hamburg und England. Vor zwei Jahren erhielt ich von Lasalle einen Brief aus Amerika, wohin er sich mit seiner Gemahlin begeben, um den Vorurtheilen, Unruhen, Kriegen und Staatsumwälzungen fremd zu bleiben, die noch ferner die Ruhe unsers Welttheils stören sollten.

Schulze von Celle

und

Cäcilie.

An Cäcilie in Paris.

Zu Ihrem Geburtsfeste, liebenswürdige Cäcilie, sende ich Ihnen die Cäcilie Schulze's von Celle, schon weil diese schönste Blume, die neu entsprossen im deutschen Dichtergarten blüht, eben Ihren Namen trägt. Legen Sie mir ja die beiden Bände nicht mit kalter Gleichgültigkeit auf die Seite! Ich weiß es ja recht gut, unsere Million Dichter und Dichterinnen hat Ihnen mit dem faden Klingklang ihrer Musengaben alle Lust verdorben, Verse zu lesen. Sie wollen bei Klopstock, Schiller, Wieland, Göthe, Bürger, Salis, bei unsern herrlichen Alten bleiben. Nun denn, auch Schulze von Celle ist einer der Alten. Wagen Sie es nur, die ersten Stanzen zu lesen, und der Strom eines seltenen, fremden Zaubers zieht Sie durch alle zwanzig Gesänge im Triumph davon.

„Wer ist denn dieser Schulze von Celle?" hör' ich Sie fra-

gen: „Wer ist denn dieser Eine der Alten?" — Ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren, der seit dem Sommer 1817 sanft im Grabe auf dem Kirchhofe seiner Vaterstadt schläft, deren Namen er verherrlicht. Ich will Ihnen, um den ersten Widerwillen gegen neue Gedichte zu besiegen, etwas vom Leben des Jünglings erzählen. Sie werden ihn liebgewinnen. Ohnedem ist sein Lebensschicksal die beste Erklärung des Gedichts, und das Gedicht hinwieder ist die beste Erklärung seines Lebens. Beide sind gleichsam Eins; das Gedicht ist nur der vernommene Klang seines Wesens und Daseins, ist eine Biographie seines Gemüthes, wie wir kaum von irgend einem andern Sänger Aehnliches haben. Und stände sein Gedicht nicht als Kunstwerk hoch neben den Werken anderer großen Deutschen, so würde es schon als psychologische Merkwürdigkeit anziehen.

Er war der Sohn des Bürgermeisters von Celle, und hieß Ernst Konrad Friedrich. Aber ich will ihn lieber Schulze von Celle nennen, weil wir der Schulzen in der Welt und in der deutschen Literatur schon eine Legion haben. Dieser Eine verdient wohl, daß er nicht durch Taufnamen, die auch Andere mit ihm gemein haben können, von den zahlreichen Namensvettern unterschieden werde, sondern durch seinen bloßen Namen gelte, welcher der Schmuck seiner Vaterstadt geworden ist.

Schon als zarter Knabe lebte er mehr ein stilles inneres Leben, als ein Leben mit der Außenwelt und für sie. Er schien dieser nur anzugehören, weil er an sie gebunden war und ihr zugehören mußte. Den bessern Genuß des Daseins empfand das Kind im Fürsichsein, im Ahnen, Hoffen, Glauben, im bunten Zauberkreise seiner Vorstellungen und Gefühle. Nicht die Welt, die er sah und hörte, sondern das verklärte Bild derselben in seinem Gemüthe war es, was er lieb hatte.

Reizbar und gutmüthig, wie er war, hätte er gern die ganze Welt umfangen und an sein Herz drücken mögen. Aber an ihren rauhen, kalten Formen empfand er bald, sie sei nicht, was sein stilles, inneres Himmelreich. Darum verschloß er sich in dieses, und trat aus demselben in das äußere Leben nur immer wie ein Fremdling hinaus.

So lebte schon das Kind, so der Knabe. Natürlich, man verstand ihn nicht. Seine Mutter vielleicht hätte sich in sein Innerstes mit der zarten Macht mütterlicher Ahnung hineinempfunden; allein sie war früh gestorben. Doch eine treffliche Frau, seine Stiefmutter, vertrat deren Stelle. Er erkannte es dankbar liebend bis zum letzten Hauch, was sie ihm gewesen. Von ihr sang er:

Und du, Antonie, du Herrlichste der Frauen,
Der nicht mein Mund allein den Mutternamen gibt,
Du nahtest jugendlich dem Jüngling mit Vertrauen,
Und hast im Vater stets auch seinen Sohn geliebt!
O möchtest du auch hier dein Kind noch glücklich schauen,
Das Freude nur begehrt, weil dich sein Schmerz betrübt!
O möchte künftig nie dein feuchter Blick mich fragen:
Was drückt dein Herz? Was säumst du, mir's zu klagen? *)

Und doch ist die beste Stiefmutter unterm Himmel nicht die Mutter, deren Sinn und Leben sich im Sinn und Leben des Kindes von selbst auflöset, weil sie Beide nur Eins, nur zwei getrennte Thautropfen sind, die gern wieder zusammenrinnen.

Daher kam es nun, daß man ihn zwar für einen herzguten Knaben im Hause hielt, aus dem aber nicht viel zu machen sei. Was andere Kinder viel ergötzen mochte, zog ihn nur sehr vor-

*) Cäcilie, Ges. 19, Stanze 7.

übergehend an. Nichts fesselte ihn lange, weil nichts draußen mit dem, was in ihm tönte, zusammenklang. Man bemerkte wohl, er habe Anlagen, etwas in Wissenschaften zu leisten; aber dauernde Neigung fehlte auch zu ihnen. Die Lehrer mußten ihn mit Strenge anhalten, seine Arbeiten zu verrichten; er schob dieselben gern so lange, als möglich, zurück; und wenn es dann sein mußte, machte er sie so schnell, als möglich, ab. Im Hause gab es Klagen über Klagen, wie er doch so unanstellig sei. Empfing er Aufträge, war Niemand sicher, ob er sie gehörig verrichte. Die Bücher verlor er. Auf seine Kleider hatte er nun gar nicht Acht; bald hie, bald da ein Riß und Loch, bald hie, bald da ein Schmutzfleck. Da gab es viel zu rathen, was aus dem Knaben am Ende werden solle.

Und er war doch in sich selbst glücklich, wenn ihm auch das ganze Wesen der ihn umringenden Wirklichkeit nicht zusagte. Seine ganze Kinderzeit schien gewissermaßen ein täglicher Kampf mit dem Leben zu sein, dem er nicht angehören konnte, das ihn immer abstieß, und mit dem er sich immer wieder versöhnen wollte. Zuweilen fand er, was ihn zu binden schien. Dann gab er sich mit kindlichem Ungestüm dem Lieblingsgegenstand hin, bis er am Ende wahrnahm, auch das fülle seine Sehnsucht nicht aus. Eine Zeit lang beschäftigte es ihn sehr, Wappen zu sammeln. Er machte eine ansehnliche Sammlung. Die verschiedenen Bilder und Zeichen der Siegel, wie geheimnißvolle Hieroglyphen lebender und verstorbener Geschlechter, reizten seine Einbildungskraft zur harmlosen, dichtenden Thätigkeit. Ein andermal legte er eine Sammlung kleiner Münzen an. Mit leidenschaftlicher Standhaftigkeit hing er an diesem Spiel, bis es ihm nicht mehr genug that. Dann trat er wieder zurück. Abgerissen war von neuem der Faden. Die gesammelten Schätze, von denen sein Geist gewichen war, lagen todt und werthlos für

ihn da. Er schenkte sie gleichgültig Andern. Was war mit dem kleinen Träumer zu thun?

Doch nichts weniger war er, als bloßer Träumer. Wenn er im Spiel mit seinen Altersgenossen sich herumtummelte, war Keiner zu lustigem Treiben, Springen, Ringen und Kämpfen, Possen und Heldenstückchen erweckter, denn er. Wo Witz und kindlicher Großsinn, wo Kraft und Muth galt, war er nicht der Letzte. Doch auch hier gestaltete er nur seine innern Bilder wieder ins Wirkliche hinaus, und die That des jugendlichen Spiels galt ihm für das mangelnde Wort.

Zufällig geschah, daß der vierzehnjährige Knabe einst in der Familie eines Pachters auf einem Landgute unweit Celle zu wohnen Erlaubniß erhielt, und daß er hier eine alte Büchersammlung fand, reichlich mit Rittergeschichten und Feenmährchen versehen. Da schloß sich eine neue Welt für ihn auf. Er athmete unter Wundern und Gebilden der Einbildungskraft. Sein ganzes Wesen hing sich diesen Erscheinungen an, die nur Wiederklänge von Stimmen zu sein schienen, die längst in ihm getönt hatten.

Und nun erst begannen sich die täuschenden Nebel zu entwirren und zu scheiden, in denen er bald sein Inneres mit dem äußern Leben verwechselt, bald in Entzweiung mit diesem gegrollt, bald sich vereinsamt gefühlt hatte. Er verbarg das Heiligthum, das von Allen Verkannte, das Unnennbare, was er liebte, glaubte und immer gern, wenn auch vergebens, in der Wirklichkeit suchte, immer hineindachte, wenn er sich auch selbst täuschte. Er gab den bürgerlichen Verhältnissen, was er ihnen schuldig war, — aber auch um kein Haar mehr. Er widmete den zur Hochschule vorbereitenden Kenntnissen mehr Fleiß, und ging im siebenzehnten Jahre nach Göttingen.

Rechtsgelahrtheit und Heilkunde ekelten ihn an. Die Gottes-

gelahrtheit schien seinem Gemüthe zusagender. Als er aber den Wust der Dogmatik und Vieles von dem breiten, herz- und geistlosen Kram der Theologen kennen lernte, ward er dessen bald satt. Er wandte sich desto entschlossener zur Ergründung der alten Sprachen und Literaturen Griechenlands und Roms. Er nahm da seinen eigenen Gang, den er mit stillem Fleiße verfolgte, ohne viel aus den Vorlesungen der Professoren zu machen, die er mehr des Anstands, als des Lernens wegen zu besuchen schien. Denn ein selbstthätiger, schöpferischer Geist, wie der seinige, konnte sich, um zu lernen, nicht leidend verhalten; er wollte nicht müßig empfangen, sondern aus eigener Kraft erwerben.

Die süßesten seiner Stunden aber blieben die, in denen er unbelauscht, was sich in ihm mächtiger und mächtiger bewegte, die Sehnsucht nach dem Schönern und Heiligern, ausathmen konnte in leichten Liedern; die Stunden, in welchen er sich mit den hohen Urbildern umringen konnte, die er nirgends im matten Alltagsleben, nur noch in den Geisteswerken der herrlichen Alten entdeckte. Hier, wo Vater Homer und der lebensweise Wieland ihn führten, war seine Heimath.

Trat er in die bürgerliche Welt zurück, betrachtete er sie wie ein großes Gastmahl, aufgetischt zum Genusse und zur Freude. Zwar rein blieb er in seinen Sitten; aber dem jugendlichen Frohsinn gab er sich ungebunden hin, wenn schon auch die Lust an muthwillige Ausgelassenheit streifte. Er ging darauf aus, von sich sagen zu können, und sagte es:

Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhliche Wildheit!
  Fest an die feurige Brust drückt' ich das blühende Sein,
Küßte die scheidende Lust, und der nahenden lacht' ich entgegen
  Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets.

Der leichte Sinn, mit dem er sich in das Wellenspiel des Lebens

hinwarf, war wohl eben so sehr eine Wirkung seines natürliche Frohmuths, als einer Art heimlicher Verzweiflung, daß er der Wirklichkeit nicht ein Glück abgewinnen konnte, welches seine ganze Seele zu erfüllen fähig war. So nahm er von der Wirklichkeit, was sie ihm gewähren konnte: statt des Glücks den täuschenden, flüchtigen Rausch. Je ernster sein Gemüth in einem ziellosen, unbefriedigten Sehnen dastand, je wildfröhlicher erschien er von außen. Sobald hingegen dies Gemüth den Vollgenuß fand, den er suchte, ward er gleichgültiger gegen die Außenwelt, unbekümmert um ihre Herrlichkeiten alle. Und diesen Vollgenuß gewährten ihm die Gefühle der ersten Liebe. Von dem Augenblick an verlor er die Theilnahme an Allem, was ihn sonst anziehen konnte. Er ließ sich seltener sehen, lebte verschlossen in seinem Zimmer unter seinen Büchern und Träumen. Fragte man ihn, was ihm fehle, gab er nur die Antwort: „Ich war in meinem Leben noch nie seliger, als ich bin.“

Je mehr auf Erden sich die Blumen ihm verschlossen,
Je schön're waren jetzt vom Himmel ihm enthüllt.*)

Und die, durch die er es ward, war Cäcilie, Tochter eines Göttingischen Gelehrten. Das Bild, welches uns sein Biograph und ehemaliger Lehrer von ihr entwirft, wie trocken und prosaisch es auch sein möge — sonst ist das der auch Ihnen nicht unbekannte wackere Bouterwek in Göttingen eben nicht —, verräth, sie war der Verehrungen eines so edeln Sängers allerdings durch Lieblichkeit des Körpers wie des Gemüths vollkommen würdig.

Hören Sie nur, wie Bouterwek sie schildert: „In der vollen Blüthe der Jugend — reizend vor Vielen ihres Geschlechts

---

*) Cäcilie, Ges. 16, St. 40.

von zarter Sittsamkeit — empfänglich für alles Schöne — geistvoll — von hinreißender Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen — eine sinnige Zeichnerin — im Harfenspiel vielgewandt und ausdrucksvoll.“ — Was setzen Sie sich aus solchen Zügen zusammen? Und nehmen Sie dazu noch, daß dies alles nur hingeworfene Worte eines Philosophen sind. Philosophen haben sich in der Regel aber gar nicht um schöne Mädchen zu bekümmern, und nehmen eher von einer algebraischen Formel, als von einem Paar seelenvoller Augen Notiz, wie Sie wissen. Und doch könnte man sich aus allen jenen Zügen ohne Mühe das vollständige Bild einer Petrarkischen Laura zusammenfügen.

Nun aber hören Sie, wie Schulze von Celle sie schildert:

Gleich Blüthen, die in Edens Lauben
Zum ew'gen Schmuck der reinen Engel blüh'n,
Schien sich ein heil'ger Kranz von Unschuld, Lieb' und Glauben
Mit mildem Licht um ihre Stirn zu ziehn.

Habt ihr den ersten Glanz des frühen Strahls gesehen?
Wenn er empor sich schwingt an blauen Himmelhöhen
Und mit dem Grau'n der Nebelwogen spielt?
O, habt ihr dann das Weh'n der Düfte,
Den linden Kuß der neuerwachten Lüfte,
Des reinen Lebens frischen Hauch gefühlt? —
So paarte still in ihrem Bilde
Sich adlich-kühner Stolz mit himmlisch-reiner Milde.*)

In der Nähe dieses edeln Wesens zu leben, mit dieser wahrhaft heiligen Cäcilie und ihrer, nach Bouterweks Versicherung, nicht minder liebenswürdigen Schwester Adelheid im freund-

*) Cäcilie, Ges. 1, St. 14, 15.

lichen Umgang verflochten zu sein; ward das höchste Gut des gesangreichen, von den Musen und Grazien geliebten Jünglings. Das ganze Weltall lag um ihn verwandelt. Wie er in seinem großen Gedichte die Heldinschwester sprechen ließ, so galt das Wort derselben von ihm selbst:

Auch ich empfand, wie in dem Zauberlichte,
Das junge Liebe jetzt, mir selber unenthüllt,
Um meine Tage wob, mir jedes ird'sche Bild
Gleich einem zarten Traumgesichte
Der schönern Welt erschien. So glänzend hatte nie,
Wenn hold der Lenz aus blauen Lüften schwebte,
Das Leben mich umspielt, als jetzt die Fantasie,
Vom Hauch der Lieb' erregt, die Schöpfung mir bewegte.

Wie Manches schwand mir sonst bedeutungslos dahin,
Was eng und traulich jetzt an mein Gefühl sich schmiegte!
In jedem irren Glanz, der auf der Flur sich wiegte,
In jedem Blüthenkelch schien mir ein tiefer Sinn
Der eignen Brust erklärt. Doch nimmermehr genügte
Dem ungestillten Geist der freundliche Gewinn.
Stets wähnt' ich, daß in unenthüllter Tiefe
Noch eine schön're Welt der zartern Bilder schliefe.

Wohl welkte nun der schöne Blumenkranz,
Der sonst, vom lichten Hauch der flücht'gen Lust gefächelt,
Mit stets verjüngtem Reiz und ewig frischem Glanz
Um meine Kinderzeit gelächelt;
Doch ruhig, hehr und herrlich schien
Nun eine einz'ge Wunderblume,
Der ew'gen Flamme gleich, im stillen Heiligthume
In meiner stillen Brust mit sel'gem Hauch zu blüh'n.*)

*) Cäcilie, Ges. 5, St. 69 — 71.

Nur wer selbst so rein und groß geliebt hat, wie dieser unsterbliche Jüngling die unsterbliche Cäcilie, versteht den tiefen in der melodischen Sprache der Götter von ihm ausgesprochenen Sinn. Er liebte innig; inniger als seine Cäcilie ahnen mochte, die seine Zuneigung mit freundlichem Wohlwollen erwiederte. Alle Thorheiten der Leidenschaft waren fern von ihm. Die Liebe hatte nur sein Inneres vergöttlicht; sein Aeußeres blieb das, was es vorher gewesen. Mit ununterbrochenem Fleiße blieb er dem Studium der Griechen und Römer treu, sein Wesen stillheiter, einfach, anspruchlos, doch in sich gekehrter, denn sonst.

Wer den Sänger näher kannte, mußte ihn liebgewinnen, mußte ihn hochschätzen. Beim ersten Anblick erkannte man nicht leicht den verschlossenen Edelstein. Zwar er war hübsch gewachsen, von fester Haltung; in seinen Gesichtszügen voll feinen Ebenmaßes wohnte etwas Edles; sein Blick war geistvoll, lebendig, unstät. Doch den Nebenbuhler Wielands und Ariosts vermuthete Niemand in dem schlichten, jungen Manne, der im gewöhnlichen Leben nichts weniger, als poetisch, sondern sehr verständig erschien. Er verband mit männlichem Selbstgefühl harmlose Bescheidenheit, mit der empfindlichsten Reizbarkeit die gutmüthigste Versöhnlichkeit, mit der regsamsten Einbildungskraft die stillste Besonnenheit. Eins aber zeichnete ihn am meisten aus: er war eine unbefangene, reine Seele, wahr und klar, von den Dingen des alltäglichen Lebens und von Allem, was dem gemeinen Haufen gefällt, ungeblendet; frei, wie sein Sinn, sein Urtheil; allem Truge feind; immer dem Vollendeten, dem Geistig-Edlern nachringend, um zeitliches Glück gramlos.

Gewiß, liebenswürdige Cäcilie, wohl nicht viele unserer jungen Männer, noch wenigere der heutigen ältern, gleichen ihm. Wer hätte ihm nicht schon unter der Sonne das schönste Glück

wünschen mögen? — Ach! er empfing es nicht! Seine Cäcilie erkrankte von einer Erkältung. Ihr heiliger Duldermuth im Leiden erhöhte nur des unsterblichen Jünglings Gefühl. Aber sie zeigte auch eine Seelengröße, der Bewunderung würdig. Noch nicht achtzehn Jahre alt, nahte sie schon dem Tode. Aber

Aus ihrem Auge strahlt ein unvergänglich Leben,
Ein schön'res Morgenroth umfließt ihr Angesicht;
Und Strahlen sieht man hell um ihre Stirne schweben,
Und ihres Schleiers Saum umwallt vom heil'gen Licht;
Und schlanker scheint ihr Leib und leichter sich zu heben;
Ihr sanft getragner Fuß berührt die Erde nicht;
Demüthig steht sie da in wunderseel'ger Schöne,
Und weiß nicht, daß schon jetzt sie Gott zum Engel kröne.

So sah sie der liebende Dichter.

Wohl härmt er tief sich um ihr frühes Scheiden,
Und mußte doch ihr oft den heil'gen Glanz beneiden.

Cäcilie starb. In starrer Verzweiflung stand der Jüngling am Sarge der Angebeteten. Er fühlte den Tod von ihrem Herzen zum seinigen gehen. Das Leben war ihm gleichgültig; aber nicht scheiden wollte er vom Erdenleben, ohne durch den Zauber seiner Harfe den Namen der Verklärten auf die fernste Nachwelt zu bringen. Alles, was seinem Geiste die freigebige Natur verliehen, wollte er ihr zu einem ewigen Denkmal weihen, wie noch keine deutsche Frau, noch kein deutsches Mädchen empfangen. In einem großen Liede sollte seine Kraft verhallen mit seinem Leben. Das gelobte er in seinem Innersten, und hielt den heiligen Schwur, wie er es selbst erzählt.

Denn als ich stumm an deinem Lager kniete — —
— — — — — — — — —
Da blickt' ich auf zu dir, und sieh, ein zarter Glanz
Umwob den keuschen Mund, den Schnee der bleichen Wangen
Rings schwebt' ein sel'ger Geist, wie leiser Weste Tanz,
Und süßer Schlaf hielt friedlich dich umfangen.
Die Stirn umduftete der Mirthe blüh'nder Kranz;
Des Lebens frische Zier schien um den Tod zu prangen,
Und Thränen fand mein Blick; des Glaubens lichte Spur
Verfolgt' ich stumm, und that den großen Schwur:

Nicht ungenannt sollst du von hinnen scheiden;
Dein Staub soll nicht im Sturm der Zeit verwehn.
Der Enkel soll an deinem Bild sich weiden,
Verherrlicht sich in dir die Jungfrau sehn.
Was mir die Gunst der Himmlischen verliehen,
Soll ewig unverwelkt auf deinem Grabe blühen,
Und was Begeist'rung mich in kühnen Träumen lehrt,
Sei meiner Lieb' und deines Reizes werth. *)

Und der hohe Sänger erfüllte das Wort. In zwanzig Gesängen sang er sein großes, romantisches Gedicht, welches er Cäcilia nannte; ein wunderbar-liebliches Werk, welches mit Ariosts wüthendem Roland und Wielands Oberon und Tasso's befreitem Jerusalem der Unvergänglichkeit gewiß ist. Gleicht der Oberon einer üppigen, lachenden Rose, so ist Cäcilia eine reine Lilie voller Silberglanzes daneben. Waltet im Oberon ein lauer italienischer Himmel, so erscheint in Cäcilia alle Anmuth, Sinnigkeit und schauervolle Pracht des deutschen Norden. Wie im Tasso die Eroberung des heiligen Grabes, so ist im

*) Cäcilie, Ges. 1, Stanze 3. 4.

Schulze von Celle die Eroberung Lethra's und die Belehrung des heidnischen Dänenreichs der Hauptstoff; wie im Ariostschen Roland, führt uns die Muse in der Cäcilia durch ein reizendes Labyrinth von Wundern.

Und dies edle Meisterwerk, diese Blüthe eines heiligen Grams, einer unsterblichen Liebe, war das Werk eines siebenundzwanzigjährigen Jünglings! war das Werk nur von 3 Jahren, während welcher Zeit er noch ein halbes Jahr lang, nämlich im Sommer 1814, den Feldzug der Nordarmee gegen Frankreich mitmachte. Er hatte sich nämlich als Freiwilliger in die Jägerschaar des Obersten Beaulieu einschreiben lassen. Sein Homer begleitete ihn auf dem Feldzuge, dessen Zerstreuungen seinem Gemüthe und seiner durch Cäciliens Tod schwer erschütterten Gesundheit wohlthuend geworden zu sein schienen.

Als er aber nach Göttingen zurückkam, wandte sich der alte Schmerz mit erneuter Macht zu ihm, und er schwand sichtbar hin, still und wohlwollend gegen Jedermann, aber ernst und verschlossen, nur mit Vollendung seines Werks und den Gedanken an Cäcilien beschäftigt:

Wie ein Gefäß, das Myrrhen einst verschlossen,
Auch später noch die süßen Düfte hegt;
Wie ein Gewölk von Abendroth umflossen
Sanft leuchtend noch sich durch die Dämm'rung regt;
Und wie ein Strom ins salz'ge Meer ergossen
Noch weit hinaus die süßen Wellen trägt:
So kann gekränkt, verstoßen und verlassen,
Wer dich geliebt, nicht zürnen und nicht hassen.

Im Dezember 1815 hatte er die im Jänner 1813 begonnene Cäciliade beendet. Seine Kräfte waren erschöpft. Ihm, der an der Schwindsucht langsam verblühte, konnte vielleicht noch durch

Luftänderung und Reisen geholfen werden. Wohl ward die Liebe zum Leben noch in ihm wach. Er machte in den Sommermonaten des Jahres 1816 eine Fußwanderung durch die Landschaften am Main und Rhein. Doch kränker als vorher kehrte er heim.

Nichtsdestominder entwarf er für künftiges Jahr Reiseplane nach Italien, und wie er da im Lande Ariosts in Ariostischen Weisen ein neues Lied beginnen wolle. Sein trefflicher Vater,

— der so früh des Sohnes Sinn verstand,
Und nicht mit engem Maas ihm seinen Pfad bedeutet,

bewilligte dazu die Reisekosten.

Inzwischen verherrlichte er noch einmal in einem idyllischen Epos: die bezauberte Rose, seine verklärte Cäcilie. Denn die Rose war ihm ein geheimnißvolles Sinnbild eines Etwas, das in seinem Herzen und Gedächtniß tief verborgen lag. Auch in der Cäciliade ist es eine wunderbare, in überirdischer Pracht blühende Rose, die auf dem heiligen Altare Lethra's glänzte, — ein himmlisches Palladium, dessen Besitz den Triumph und den Tod gewährte. Wer kennt den verschlossenen Sinn? Wer weiß es, welche schöne Stunde dem Dichter, im Umgange mit der geliebten Cäcilie, die Rose zum Kleinod seiner Fantasie und Gefühle gemacht hat? Wer sagt es, welche süße Erinnerungen für ihn an dieser Fürstin der Blumen hingen?

Vorzeiten war es anders, da man auf dem Kapitol zu Rom, außer Kaisern, auch Dichtern, wie Tasso und Petrarka, Kronen und Triumphe bot, und Könige und Fürsten selbst den Trefflichsten der Sänger Preise und öffentliche Ehren weihten, sie zum Wetteifer zu ermuntern. Heutiges Tages geschieht es nicht mehr. Etwa noch Privatpersonen denken so gegen Dichter. Einst setzte Cotta Preise für Künstler und Sänger aus, als schlüge in seiner Brust

das Herz eines Mediceers. Und Brockhaus that desgleichen, glücklicher noch, als Cotta.

Schulze von Celle sandte sein erzählendes Gedicht, „die bezauberte Rose“ zur Preisbewerbung an den edelsinnigen Brockhaus nach Leipzig. Er hatte in ihr das Höchste leisten wollen, was er in der Kunst des zarten Versbaues vermögen könnte. Er lag im väterlichen Hause zu Celle auf dem Sterbebette, als ihm die Nachricht ward, die bezauberte Rose habe den Preis gewonnen. Eine leichte Freude erfrischte ihn. Er arbeitete nichts mehr. Nur an den Gesängen von Cäcilia meisterte er noch mit Liebe. Die Verklärte war sein Lied, sein Traum. Nur für sie l'eß er

die Harfen klingen
Beim Morgenstrahl, beim stillen Abendroth.
Ihn schien die Zeit hold weilend zu verjüngen;
Ein blüh'nder Frühlingstag bracht' ihm den Tod.
Und bis der letzte Schlaf die leichten Engelschwingen
Zum Flug ins schön're Land dem reinen Geiste bot,
Sah man sein Auge nie von Schmerz und Thränen trübe,
Er sang Cäcilie, das Lied der treuen Liebe.

In einem Alter von kaum neunundzwanzig Jahren starb er zu Celle am 26. Brachmonat 1817, wo er im Jahr 1789 am 22. März geboren war. Vor seinem Tode noch hatte er das Beste seines Vermächtnisses, die Handschrift vom romantischen Heldengedichte Cäcilia, den Aeltern seiner Geliebten übergeben. Er schloß einschlummernd unter den Thränen der Verwandten und Freunde die Augen. Sein Geist war mit der Auserwählten in einem schönern Sein.

Gestehen Sie nun selbst, theure Cäcilie, wie Schulze von Celle hat wohl noch kein Dichter gelebt und geliebt; denn Ge-

sang, Leben und Liebe löseten sich in ihm in ein Einiges auf, und verstummten zugleich mit einander unterm Hauch des Todes. Nur Gesang und Liebe waren die Blüthen und Früchte seines Daseins unterm Monde; nur die Liebe war's, die ihn leben und singen lehrte, und in seinem Gesang athmet sein ganzes Leben und Lieben wieder.

Obwohl die ganze Fabel seines Epos in der wunderreichen Zeit des nordischen Alterthums spielt, aus der uns die bekannten Namen des Kaisers Otto I. oder des heiligen Ansgarius, ersten Erzbischofs von Hamburg und Bremen, entgegenklingen: erscheint doch immer in der Heldin, welche das Heer der Christen entzückt, nur Cäcilia von Göttingen wieder, aber verklärter im Schimmer der Liebe und der Religion. Und obwohl die Muse uns fort und fort durch Heldenwerke, Schlachtgewitter und Zauberspiele leitet, begegnet uns dennoch ein frommer, liebender, auf die Seligkeit der Liebe anspruchlos verzichtender, stillheiterer Sänger, in welchem wir immer wieder den Dichter selbst erkennen. Das Ganze steht da, wie ein großer, düster glänzender, schwermüthig-schöner Fiebertraum von alten Burgen, blühenden Gärten, Heldenkämpfen, Feen, Seefahrten und Berggeistern, in welchem sich, unter andern Gestalten und Verhältnissen, immerdar Schulze von Celle und Cäcilia von Göttingen wiederfinden, und zwischen Waffenklängen und Geisterliedern die süße Klage ihrer ewigen Liebe hervortönt. Hätte Petrarka in der Weise Ariosto's singen wollen, er würde ungefähr wie unser Schulze gesungen haben.

Ein edles Fräulein, Cäcilie, welches theils eine geraubte Schwester, ihre Adelheide, aufzusuchen, theils den ihr selbst noch dunkeln Willen des Himmels zu erfüllen, der ihr in einer Erscheinung angedeutet worden, durch die Welt irrt, begleitet von

einem Sänger, ihrem Freunde Reinald, der sie wie eine Ueberirdische mehr anbetet, als liebt, wird von den normannischen Seeräubern aufgefangen und über das Meer entführt. Skiold ist der Normannen Haupt und Held;

Oft sah'n Hispaniens, oft Welschlands blüh'nde Auen
Erbebend seine Wimpel nah'n.

Er hat Cäcilien, als Blut der ersten Beute, zum Opfer an Hertha's Altar geweiht. Sie nahen der heiligen Insel. Das Heer führt Cäcilien zum Tode.

Im tiefsten Haine senkt ein Thal
Sich still und schauerlich gen Hela's öden Reichen.
Dort wälzt ein schwarzer See, bekränzt von hohen Eichen,
Dumpf hallend seine Fluth, worin sich nie der Strahl
Des heitern Lichts gekühlt.

Hier hauset die Priesterin Thorilde, die reizende Zauberjungfrau. Als sie im Begriff ist, Cäcilien zu opfern, landen die christlichen Deutschen, unter Führung des Helden Adelbert, auf der Insel Rügen. Nach blutigem Kampfe wird den besiegten Dänen Cäcilie entrissen. Die Zauberjungfrau rettet ihren Liebling, den gewaltigen Skiold, nur, indem sie ihn mit sich in die Fluthen des Sees niederreißt, doch vorher schleuderte sie ihren schwersten Fluch noch gegen den Führer der Deutschen: er werde und müsse Brudermörder werden. Nach dem Abzuge der Christen führte die schöne und furchtbare Thorilde ihren Geliebten aus den Wellen wieder ans Licht. Sie ermunterte ihn, treu den vaterländischen Göttern des Alterthums, dieselben mit seinem unbesiegbaren Arm zu vertheidigen, und besonders das von den Christenschaaren schwer bedrohte größte Heiligthum Odins, im Tempel zu Lethra, wo Haralds Königsburg vom Felsen nieder-

schaut. Und jenes Heiligthum ist eine blühende Wunderrose. So lange diese geborgen ist, kann nie der Dänenstamm und nimmer Odin fallen. Dies Kleinod ist bedräut, obgleich, wer es berührt, des Todes gewiß ist. — Skiold schwört, es zu vertheidigen. Dann besteigt sie mit ihm ihren mit Drachen bespannten Wagen, und führt durch ihre Beschwörungen Ungewitter und Schiffbruch über das Schiff der Deutschen. Als dieses sinkt, umfaßt Adelbert Cäcilien — beider Seelen glühen schon in stiller Liebe für einander — und stürzt sich mit ihr schwimmend ins Meer.

Beide kommen ans Ufer. Hier verpflegt Adelbert die schöne Unglückliche, bekennt er ihr seine Liebe, erzählt er ihr, daß er sein Vaterland, sein Geschlecht nicht kenne, sondern im Walde von Falko, einem deutschen Grafen, einst gefunden, von ihm erzogen, zum Erben seiner Güter eingesetzt, und vom Kaiser Otto nach der Schlacht bei Andernach gegen Eberhard von Franken zum Ritter geschlagen worden sei. Nach diesem sei ihm der Geist einer Seligen erschienen, habe ihm offenbart, daß er zum Werkzeug Gottes erkoren sei, das dänische Heidenthum durch Eroberung der Rose von Lethra zu stürzen; ein Sieg, den er mit eigenem Tode erkaufen müsse. Cäcilie vertraut ihm dagegen, wie sie mit ihrer Schwester Adelheid, früh älternlos, auf dem väterlichen Schlosse im Sachsenlande am Ufer der Leine erzogen worden, wo Reinald, der edle Ritter und Sänger, oft bei ihnen eingekehrt sei; sie habe Reinalden schwesterlich geliebt, er aber sie mit höherer, doch auf alles Glück des Lebens verzichtender Leidenschaft. Nachdem wäre eines Tages Adelheid geraubt worden. Als sie sich mit Reinald verbunden, die Entführte zu suchen, wäre sie nebst dem Sänger in die Gefangenschaft der Normannen gerathen.

Adelbert und Cäcilie, unwissend, auf welche Küste sie ver-

schlagen sind, erkennen bald vom Gipfel eines Berges, daß sie auf dänischem Boden sind. Sie sehen die Stadt Lethra vor sich, wo eben Thorilde und Skiold ihren Triumpheinzug halten, an der Spitze einer Heerschaar. Diese, schauderhaft genug zu sehen, besteht aus den auf Rügen erschlagenen, durch Thorildens Zauber wieder erweckten Normannen.

Cäcilie, so nahe dem Heiligthum von Lethra's Tempelhallen, beschließt, die Wunderrose desselben zu brechen. In der Nacht entflieht sie heimlich dem Lager und stiehlt sich in die Stadt. Adelbert, von gleichem Entschlusse ergriffen, da er Cäcilien aus ihrer Grotte verschwunden sieht, begibt sich nach Lethra. Vor dem Altar, auf welchem die Rose blüht, finden sich Beide unerwartet zusammen, und werden Beide, von Thorildens Zaubermacht entdeckt, durch die Dänen überfallen und in den Kerker geworfen. König Harald, im Rathe der Fürsten, schlägt Beider Hinrichtung vor. Nur der edelherzige, tapfere Skiold widersetzt sich dem. Adelbert müsse, als Skiolds Feind, im Kampfe mit ihm fallen und sterben. Der Zweikampf Beider geschieht, und endet, durch die gleiche Stärke Beider, unentschieden. Da brütet Harald Meuchelmord gegen die Gefangenen. Er besoldet dazu einen fremden Harfner, der zu ihm gekommen. Aber dies war der gute Reinald, Cäciliens Freund, der sich ebenfalls glücklich aus dem Schiffbruch gerettet hatte. Er, statt die beiden Theuren zu morden, befreit sie in der Nacht und flieht mit ihnen auf schnellen Rossen ins Gebirg.

Hier in einer verfallenen Burg finden sie sich bald nicht mehr allein. Zwei andere Unglückliche hatten sich hieher geflüchtet, ein Ritter und ein Fräulein. Dieses ist Adelheid, welche, von räuberischen Normannen entführt, als Sklavin an Haralds Hof gebracht worden war, wo Biarko, der rechtmäßige Erbe des Dänenreichs, den sein Vormund und Oheim Harald vom Throne

verdrängt hielt, sie sah und liebte. Mit ihr entfloh Biarko, nachdem er sein Reich vergebens zurückgefordert hatte, und im Aufstand seine Treuen erschlagen worden waren. Und er war jetzt der sie begleitende Ritter in der Burg.

Während sie hier lebten, zog, vom Kaiser angeführt, ein großes Christenheer aus Deutschland gegen das Dänenreich und Lethra. Adelbert und Biarko begaben sich zum Heere, und ließen ihre Geliebten im Schutze des Sängers Reinald in der Burg zurück. In einem alten Buche, welches in dem wüsten Schlosse gefunden ward, fand Reinald beschrieben, wie die Gemahlin eines heidnischen Jarl Christin gewesen, doch nur heimlich, unter beständiger Todesgefahr wegen ihres Herrn. Da sei ihr ein Engel erschienen, der ihr eine Wunderrose, mit Christi Blut geröthet, gegeben habe, vermöge welcher sie beschirmt sein werde vor aller Gefahr. Aber die Zauberin Swanwithe, die Mutter Thorildens, lüstern nach dem Kleinod, sei gekommen, habe die beiden Kinder der Christin umzubringen gedroht, und so die verzagende Frau gezwungen, für das Leben der beiden zarten Söhnlein die Rose zu geben. Da sei Fluch über die Christin gekommen, den ihr die Erscheinung des zürnenden Engels verkündigt habe, daß sie und ihr Geschlecht vergehen und die beiden Söhne, um welche die Rose fortgegeben worden, sich brudermörderisch bis zum Grabe hassen, die Wunder der Rose aber im Schutze Odins bleiben werden, bis mit freiwilliger Aufopferung des Lebens ein frommer Ritter das Kleinod befreie.

Kaum hatte Reinald die Geschichte den Fräulein vorgelesen, erhebt sich ein erschrecklicher Sturm um das Schloß,

Und sieh, im grellen Schein,
Durch den ein Funkenheer in bunten Strömen sprühte,
Stürzt grimm und wild die schreckliche Swanwithe,
Ein Bild des Fluchs, sich ins Gemach hinein,

zerschmettert die Burg und stürzt die drei Bewohner derselben ins Innerste des Erdballs, um Alle zu vernichten.

Inzwischen waren Adelbert und Biarko beim kaiserlichen Heere, wo Bischof Ansgar durch ein Gesicht im Traume vernommen, daß Odins Reich nur durch Eroberung der heiligen Rose, und diese nur durch freiwillige Darbringung eines ritterlichen edeln Lebens gewonnen werden könne. Als alle Ritter vor dem Gedanken eines gewissen Todes erbebten, stellte sich Adelbert zum Opfer dar, und der Kaiser, welchen der Einfall der Hunnen zurück nach Deutschland ruft, ernennt den Muthigen zum Haupte des Heeres. Ehe Adelbert aber den Befehl des christlichen Heeres übernimmt, eilt er mit Biarko zu der einsamen Burg, wo sie ihre Geliebten gelassen hatten. Als sie Alles verschwunden sehen, begibt sich Adelbert voll Schmerzes ins Lager der Christen zurück und ins Schlachtgetümmel; Biarko aber muß ferner umherziehen, die Verschwundenen zu suchen.

Diese waren aber durch göttliche Macht auch im tiefen Erdengrund durch die Berggeister geborgen, deren König, ein lieblicher Zwerg, sie in seinen Wohnungen bewirthet und ihnen die Wunder und Geheimnisse des Unterirdischen zeigte. Vergebens suchte Biarko die Geliebten auf Erden. Er findet statt ihrer in einem ungeheuern Walde seinen alten Lehrer und Freund, den greisen Ritter Sivald, als Einsiedler. Der Forst selbst ist der Sitz des wilden Jägers und des wüthenden Heeres. Biarko bekämpft es, und gewinnt durch seinen Sieg die Gunsten der Elfen, die ihn singend mit seinem treuen Sivald zu einem See führen, wo ein Kahn Beide aufnimmt. Dieser eilt mit ihnen davon unter Gesang der Nixen, führt sie auf den Fluthen in Felsschluchten abwärts ins Innere der Erde, zu Cäcilie, Adelheid und Reinald. Auf demselben sendet der König der Berggeister Alle in die Ober-

welt, wo sie Adelberten im Lager der Christen aufsuchen und sich wieder mit ihm vereinen.

Schon folgenden Tages beginnt gegen die Dänen erneute Schlacht. Die Christen dringen gegen Lethra näher. Da sieht Biarko seinen Sivald durch Haralds Speer fallen, und er verwundet rächend den Dänenkönig, welcher blutend in seine Burg entflieht. Lethra ist in Gefahr. Da ermahnt Thorilde den grimmigen Skiold, das fluchbeladene Zauberschwert Tyrsing, welches im fernen Eiland ein Geist bewache, diesem zu entreißen, und damit zu kämpfen. Schauderhaft ist die Geschichte des Schwertes und schauderhaft die Wirkung desselben. Wer es führt, geräth in Mordwuth und tödtet selbst den Freund, dem er begegnet. Der nie erschrockene Skiold, durch Thorildens Zauber gestärkt, entringt dem Geiste das Schwert. Auf der Rückkehr nach Lethra begibt er sich ermüdet in eine Höhle zum Schlafe. Sie war aber der Sitz eines grausen Drachen, der ihn umschlingt, ehe er das Schwert zucken kann. In demselben Augenblicke kommt zu derselben Höhle auch Adelbert, der Reinalden in einem Walde suchte, wohin derselbe als Gefangener in der letzten Schlacht von den Dänen entführt war. Adelbert überwindet den Drachen, rettet Skiolds Tage, und dieser, obwohl er seinen großen Feind erkennt, dankt ihm doch freundschaftlich. Beide Helden tauschen, zum Denkmal ihrer gegenseitigen Achtung, ihre Schwerter mit einander aus.

Mit Entsetzen vernimmt Thorilde, daß Skiold allzuarglos das schreckliche Zauberschwert in Adelberts Hand gegeben. Sie selbst macht sich Nachts auf, schleicht in das christliche Lager, ins Zelt des schlafenden Adelbert, nimmt ihm den Tyrsing, ist im Begriff, den Schlummernden damit zu durchstoßen, als Cäcilie, von banger Ahnung erschreckt, erscheint und Thorilden beben macht. Diese entflieht racheathmend mit dem Tyrsing, findet unterwegs ihre

Mutter Swanwithe, die, beschäftigt mit Zauberwesen, und zornig, darin gestört zu werden, Thorilden feindselig anfällt. Beide Zauberinnen, ohne einander zu erkennen, beginnen den furchtbarsten Kampf. Aber die Tochter erschlägt mit Tyrsings Schärfe die Mutter, die sie zu spät erst erkennt. Sie schleudert das verfluchte Schwert hinweg.

Thorilde ahnet Untergang. Sie beschwört die Hölle zur Rettung von Odins Reich. Sie mahnet den vieltapfern Skiold hinauszuziehen zum heiligen Hügel, wo Adelbert am Altar Gottes betet, und ihn vor allen Andern, als den Furchtbarsten, im Kampfe zu erlegen. Skiold gehorcht. Adelbert, welcher beim Altar den von Thorilden verlorenen Tyrsing gefunden, nimmt dies Schwert des Fluches und kämpft. Er durchdringt des Bruders Brust und zersplittert, aber auch Aderbert fällt in Skiolds Schwert.

So ruh'n sie jetzt mit tiefen Wunden Beide,
Als Opfer hingestreckt an Gottes heil'gem Herd,
Und rings benetzt des Blutes warme Quelle
Den grünenden Altar mit reiner Sühnungswelle.

Im Sterben versöhnen und umarmen sich die Brüder, denen in himmlischem Glanze der Geist ihrer Mutter erscheint, während die Heere der Christen und Heiden die entscheidende Schlacht begehen. Cäcilie selbst hat die Fahne ergriffen, die Deutschen zum Sturm gegen Lethra's Mauern zu führen.

Gleich einer Lilie, die hoch und schlank entsprossen,
Im frühen Sonnenstrahl, vom leisen Hauch bewegt,
Vom hellen Silberglanz umflossen,
Auf ihrem keuschen Haupt die goldne Krone trägt,
So steht sie in dem Kreis, der staunend sie umschlossen;
Von frommer Sehnsucht ist ihr kühnes Herz erregt;

Ihr Auge gleicht dem Stern; in heller Röthe prangen
Von Scham und Muth zugleich die jungfräulichen Wangen.

Ihr folgen die begeisterten Deutschen. Lethra's Burg wird erstürmt. Harald fällt durch Biarko's Schwert. Cäcilie nimmt die heilige Purpurblüthe vom Altar. Die Götzentempel sinken in Schutt.

Dankend und den Herrn der Heerschaaren lobpreisend ziehen die Sieger hinaus zum heiligen Hügel, während von der andern Seite aus Deutschland der Kaiser siegreich ankommt. Da liegen noch matt athmend die sterbenden Brüder Arm in Arm. Biarko, nun der Dänen König, wird am Altare des wahren Gottes öffentlich mit Adelheiden vermählt. Cäcilie pflanzt die heilige Rose auf diesen Altar, und erschöpft sinkt sie zu den sterbenden Brüdern nieder. Der Himmel thut sich auf und nimmt die Verklärten zu sich.

Nur Reinald blieb am stillen Grab allein,
Und harrte betend dort dem neuen Tag entgegen.
Was seine Seele liebt, schließt dieser Hügel ein;
Nur eine Liebe will sein treuer Busen hegen.
Drum baut er nah der Gruft im dunkeln Eichenhain
Ein friedlich Hüttchen sich, wie fromme Siedler pflegen,
Und breitet dicht um's schattig-stille Haus
Der Winde blüh'nden Schmuck und grünen Epheu aus.

Dies ungefähr ist in den allgemeinsten Umrissen der Inhalt der zwanzig Gesänge. Welch ein überreicher Stoff, der auch der ärmsten Phantasie genügen könnte, ein Götter- und Riesenhaus daraus zu bauen! Und nun denken Sie sich dazu einen Schöpfergeist, der, alles Zaubers deutscher Sprache und schönen Versbaues

mächtig, mit Ossians wehmüthigem Ernst Wielands reizende Gewandtheit und Schillers Wunderklang in deutscher Zunge verbindet.

Schiller mag den Schulze von Celle in erschütternder Stärke der Reflexion übertreffen; Wieland ihn in heiterer Anmuth, in leichtfertigem Witze, in Weltkenntniß, in festerer Zeichnung der Figuren: Schulze von Celle übertrifft Beide in Tiefe und Innigkeit des Gefühls, in zarter Farbengebung, in Schilderungen der Natur und Thaten.

„Frevler!“ hör' ich Sie rufen, daß ich Ihre Götter antaste. Vielleicht muß ich „Frevlerin!“ rufen, wenn Sie das Wunderbuch des nordischen Ariosto durchgelesen und wiedergelesen haben werden.

Wenn ich wollte, — nun ja, ich könnte ja wohl auch ein vornehmes Gesicht machen, und dies und das tadeln, als wenn ich zu den sieben weisen Meistern gehörte; aber ich mag nichts von dieser Sieben-Weisheit der Zunft- und Schulmeister, die mit der Weisheit der nüchternen, armen Schlucker viel Aehnliches hat, welche über die Gefährlichkeit des Reichthums jammern. Ich könnte sagen, Schulze von Celle wußte mit seinen Schätzen nicht hauszuhalten, ging allzuverschwenderisch mit seinen Wundern, Bildern, Gefühlen, Gleichnissen um; er ist darin anklagenswürdig, wie unter den Römern Ovidius; er ist noch allzusehr Jüngling.

Ach, liebe Cäcilie, wie beneidenswürdig ist die Sünde, solche Jugend zu haben; wie schön das Verbrechen solches Ueberflusses!

Unter den romantisch-epischen Dichtern Deutschlands hat nur Wieland seine Höhe behauptet. Kein Anderer kam diesem Unvergänglichen nahe. Die Versuche aller Andern bewiesen uns nur, wie hoch er stehe; so Müller, der zarte, zu früh verblichene Sänger des Alfonso und des Richard Löwenherz; so Alxinger,

dessen mühselige Kunst nicht den Mangel der reinen und reichströmenden Begeisterung verdecken konnte; so von Nicolay, der schalkhafte Nachbildner Ariosts, wider welchen sich die Sprache oft mit einer unzubändigenden Gewalt sträubte. Aber Wieland wird und Tasso freundlich dem jugendlichen Sänger von Celle im Elysium den Bruderkuß geben; denn dieser wollte nicht Dichter sein, wie es Andere wollten, sondern er mußte es sein, weil er nicht anders konnte. Er würde auch auf Robinsons einsamer Insel, unbekümmert um Welt und Nachwelt, gesungen haben.

Mag man es an dem Sänger von Celle tadeln, daß er oft mitten in der Handlung seines Gedichtes selbst persönlich hervortritt, ohne daran zu denken, was die Kunstrichter in Literaturzeitungen zu der Unart sagen dürften. Was bei Andern Unart ist, wird bei ihm zur eigenthümlichen schönen Art. Er singt nicht nur für Andere, er singt auch für sich und sein Herz. Wer wollte es ihm nicht dankbar verzeihen, wenn er z. B. bei Anlaß des zärtlichen Blickes, welchen die Heldin Cäcilie auf den trauernden Sänger Reinald wirft, bei Anlaß eines Blickes,

In welchem Scham und Huld und alle Wunderblüthen
Des heiligsten Gefühls mit stillem Zauber blüh'n,

wenn er, sag' ich, sich dabei eines ähnlichen Blickes seiner Cäcilie von Göttingen erinnert, und er ruft:

O Strahl der Seligkeit! Du heil'ger Harfenlaut,
Wenn zart der tiefsten Brust geweihte Saiten tönen!
Du Himmel des Gefühls, woraus verklärtes Sehnen
Und Mild' ins bange Herz und Lust hernieder thaut!
Du reiner Quell, worin das ew'ge Streben
Der keuschen Phantasie die bunte Welle regt,
Du wunderbarer Blick, wie hat dein stilles Leben
Mein tiefstes Herz so oft geheimnißvoll bewegt!

Hat man je in alten und neuen Sprachen über den Blick schöner Mädchenaugen etwas Schöneres gesagt?

Ueberhaupt wollen wir uns ja nicht beigehen lassen, den Schulze von Celle als bloßen Nachahmer Wielands anzusehen; Beide glänzen auf sehr verschiedene Weise. Sie sind verschieden, wie der warme, üppige Orient vom keuschen Ernste des Norden verschieden ist. Ich will Ihnen zur Vergleichung einige Bilder aus Wieland und Schulze neben einander stellen; z. B. als Gegenstück zur Schilderung jenes Blickes von Cäcilien, den Blick der schönen Rezia, wie ihn Wieland malt:

— — Ein Blick, in Amors Thau gebadet,
Was überzeugt, gewinnt und rührt, wie dies?
Was geht so schnell, trotz dem behendsten Pfeile,
Von Herz zu Herz, trifft so gewiß
Den Zweck, und macht so wenig lange Weile?*)

Oder ein Sturmgemälde nach Wieland:

Inzwischen bricht mit fürchterlichem Sausen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;
Des Erdballs Achse kracht, der Wolken schwarzer Schoos
Gießt Feuerströme aus, das Meer beginnt zu brausen,
Die Wogen thürmen sich wie Berge schäumend auf,
Die Pinke schwankt und treibt in ungewissem Lauf,
Der Bootsmann schreit umsonst in sturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durchs ganze Schiff: weh uns, wir sind verloren!
Der ungezähmten Winde Wuth,
Der ganze Horizont in einen Höllenrachen
Verwandelt, lauter Gluth, des Schiffes stetes Krachen,
Das wechselsweis bald von der tiefsten Fluth
Verschlungen scheint, bald, himmelan getrieben,
Auf Wogenspitzen schwebt, die unter ihm zerstieben;

*) Oberon, Ges. 6, St. 16.

Dies alles, stark genug, die Todten aufzuwecken,
Mußt' endlich unser Paar aus seinem Taumel wecken.*)

Dasselbe nach Schulze, wie die Zauberin Thorilde im Drachenbespannten Wagen über das Meer fährt:

Wie beben rings die Höh'n, wie brechen
Des Waldes Häupter jetzt, wie rauscht das dürre Laub
Im Wirbelwind umher, wie stürzt in Feuerbächen
Der rothe Blitz sich auf den sichern Raub!
Wie raſ't die Wog' empor und trotzt den droh'nden Wettern,
Wie bricht sie krachend hin! Wie senken grau und schwer
Die Hagelschauer sich, und peitschen und zerschmettern
Mit wildem Geißelschlag das ungestüme Meer!

Es pfeift und sauſ't und heult und kracht und wüthet,
Blitz kämpft mit Blitz, die Fluth verschlingt die Fluth.
Aufwogend thürmt die Nacht sich um die Gluth.
Auf Donnern thront der Tod. Der Zwietracht Hohn gebietet
Von Stürmen laut herab. Im rothen Feuer brennt
Der Wellen schwarzer Kampf. Die Woge schlägt den Himmel,
Der Himmel sinkt aufs Meer, und keine Grenze trennt
Jetzt Luft und Fluth und Land im rasenden Getümmel.**)

Ein Bild von Rezia, wie es Wieland malt:

Denk dir ein Weib vom reinsten Jugendlicht
Nach einem Urbild von dort oben
Aus Rosengluth und Lilienschnee gewoben;
Gib ihrem Bau das feinste Gleichgewicht;
Ein stilles Lächeln schweb' auf ihrem Angesicht,
Und jeder Reiz, von Majestät gehoben,

---

*) Oberon, Gds. 7, St. 18. 19.
**) Cäcilie, Ges. 5, St. 63. 64.

Erweck' und schrecke zugleich die lüsterne Begier:
Denk' Alles, und du hast den Schatten kaum von ihr.*)

Ein Bild von Cäcilie, wie es Schulze von Celle malt:

Die keusche Stirn, das helle Roth der Wangen,
Der Augen sel'ge Gluth, das zarte Angesicht,
Der Locken weichen Glanz; des Leibes schlankes Prangen,
Den Mund, der strafend selbst so süße Worte spricht,
Woran die Blicke sonst, woran das Herz gehangen,
Das Alles trennte jetzt sein trunknes Auge nicht.
In einem Lichte schien, zu Träumen und Gefühlen
Entkörpert, jeder Reiz um ihr Gebild zu spielen.**)

Sie kennen das liebliche Gemälde, wie Hüon den Scherasmin als Einsiedler findet, bei Wieland:

Auf einmal gähnt im tiefen Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.***)

Auf ähnliche Weise findet bei Schulze von Celle Biarko den alten Helden Sivald im Walde als Einsiedler; aber

Es blüht ein Gärtchen dort; und eine kleine Hütte,
Vom grünen Netz umrankt, erhebt sich in der Mitte.

---

*) Oberon, Ges. 4, St. 6.
**) Cäcilie, Ges. 20, St. 25.
***) Oberon, Ges. 1, St. 10.

Biarko betritt die enge Klause, die menschenleer in dunkler Still ruht:

Ein hölzerner Altar war dort dem Herrn erhöht,
Von dessen Kreuz zum heiligen Gebet
Ein Kranz herniederhing von wilden Waldesbeeren.

Doch zeigt im Winkel sich verrostet und zerfetzt
Ein Panzerhemd, umstrickt mit Spinngeweben,
Und feiernd stand ein altes Schwert daneben,
Von manchem Hieb versehrt, in mancher Schlacht gewetzt.
Die stumpfe Streitaxt lag vergessen längst im Staube,
Im breiten Schilde glomm des Herdes matte Gluth;
Und friedlich saß die fromme Turteltaube
Im kriegerischen Helm auf ihrer zarten Brut.*)

Ach, daß der edle Sänger Cäciliens so früh von hinnen scheiden mußte! Welch ein unholder Stern leuchtet über Deutschlands Musenhain, daß drei der köstlichsten Blüthen so schnell dahin welken mußten, wie die Jünglinge Sonnenberg, Körner und Schulze von Celle!

Aber genug! — Ich erschrecke vor meinem Briefe. Brief? Nimmermehr, es ist ein Buch!

---

*) Cäcilie, Ges. 10, St. 13.

Inhalt.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

24.

2 40.
1 88.
1. 2.

38.
− 20.
+ 30.
1. 88.
50.
1. 38.

2 40.
2 38.
52

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's Novellen und Dichtungen

Bd.: 11

1857